

ZEITSCHRIFT

des

Vereins für Volkskunde.

Begründet von Karl Weinhold.

Unter Mitwirkung von Johannes Bolte

herausgegeben

von

Fritz Boehm.

23. Jahrgang.



Heft 2. 1913.

Mit drei Abbildungen im Text.

BERLIN.

BEHREND & C^o.

1913.

Die Zeitschrift erscheint 4 mal jährlich.

Inhalt.

	Seite
Zur Aberglaubensliste in Vintlers Pluemen der Tugent, II. Von Max Bartels † und Oskar Ebermann	113—136
Drei Puppenspiele vom Doktor Faust, II. Herausgegeben von Johann Lewalter und Johannes Bolte	137—146
Zur Symbolik der Farben, I. Von Hans Berkusky	146—163

Kleine Mitteilungen:

Das Epitaphium des Michael Funck (mit drei Abbildungen). Von A. Gebhardt. S. 164. — Zu dem Soldatenliede 'Hurrah, die Schanze vier.' Von J. Bolte. S. 171. — Volkslieder aus dem Böhmerwald. Von D. Stratil. S. 172. — Gereimte Liebesbriefe aus Nassau. Von O. Stückrath. S. 175. — Nochmals die Nonnenbeichte. Von O. Stückrath. S. 178. — Ein Richtespruch aus dem Jahre 1870. Von O. Schütte. S. 179. — Heilung des Rindviehs durch das Hermelfell. Von O. Schütte. S. 181. — Die Haustiere im Aberglauben des Isergebirges. Von W. Müller-Rüdersdorf. S. 181. — Gründonnerstagsitten im Isergebirge. Von W. Müller-Rüdersdorf. S. 183. — Zum Prozessverfahren gegen die bösen Geister. Von A. Jacoby. S. 184. — Zur Sage vom Traum vom Schatz auf der Brücke. Von K. Lohmeyer. S. 187. — Der Schuss auf den lieben Gott. Von O. Knoop. S. 188. — Volkstümliche Auslegungen des Goldammergesanges. Von A. Andrae. S. 189. — Zu einigen Schnäcken. Von A. Andrae. S. 189. — Die Zahl 72. Von E. Hoffmann-Krayer. S. 190.

Berichte und Bücheranzeigen:

Neuere Arbeiten zur slawischen Volkskunde. 1. Böhmisches und Polnisch (A. Brückner) S. 191. — R. Julien, Die deutschen Volkstrachten zu Beginn des 20. Jahrhunderts (K. Spiess) S. 203. — A. Niceforo, Le Génie de l'Argot (A. Maillet) S. 205. — Norsk-isländska dopnamn, ges. v. E. H. Lind (A. Gebhardt) S. 207. — F. Seiler, Die Entwicklung der deutschen Kultur im Spiegel des deutschen Lehnworts, IV (H. Michel) S. 208. — E. S. Hartland, Primitive paternity (J. Bolte) S. 209. — R. Kühnau, Schlesische Sagen III u. IV (J. Bolte) S. 210. — H. F. Wirth, Der Untergang des Niederländischen Volksliedes. D. F. Scheurleer, Niederländische Liedboeken (J. Bolte) S. 212. — E. Hoffmann-Krayer, Feste und Bräuche des Schweizervolkes (F. Boehm) S. 213. — A. Haberlandt, Beiträge zur bretonischen Volkskunde (K. Brunner) S. 214.

Notizen:

Arnaudin, Blankenfeld, de Calonne Beaufaict, Cosquin, de Croze, Dieterich, Haas, Heimatbilder aus Oberfranken, Höfler, v. Hörmann, Jungbauer, Kassel, Keller, Klarmann-Spiegel, Kleinpaul, Knoop, Nordenskiöld, Ploss-Renz, Riess, Schlosser, Schulz S. 215—221.

Aus den Sitzungs-Protokollen des Vereins für Volkskunde

(K. Brunner) 222—224

Der Nachdruck der Aufsätze und Mitteilungen ist nur nach Anfrage beim Herausgeber gestattet.

Der **Jahresbeitrag**, wofür die Zeitschrift an die Mitglieder postfrei geliefert wird, beträgt 12 Mk. **Die Zahlung wird bis zum 15. Januar erbeten**, und zwar auf das Konto „Geheimrat Dr. Roediger, Separatkonto“ bei der Depositenkasse NO der Deutschen Bank in Berlin, W. 50, Tauentzienstr. 21—24. Sie kann kostenfrei bei jeder Depositenkasse der Deutschen Bank oder durch Überweisung bei jedem anderen Bankinstitut erfolgen; dagegen erfordert Zahlung durch Postscheck 25 Pf., durch Postanweisung 5 Pf. Zuschlag seitens des Zahlenden. Nach jenem Zeitpunkte werden wir uns erlauben, den Beitrag ohne vorhergehende Mahnung auf Kosten der Mitglieder durch die Post oder Pakettfahrtgesellschaft einzuziehen.

Der Vorstand.

Beiträge für die Zeitschrift, bei denen um deutliche Schrift auf Quartblättern mit Rand gebeten wird, Mitteilungen im Interesse des Vereins, Kreuzbandsendungen beliebe man an den Herausgeber Oberlehrer Dr. Fritz Boehm, Berlin-Pankow, Parkstr. 12d, zu richten.

Zur Aberglaubensliste in Vintlers Pluemen der Tugent.

Von Oskar Ebermann.

(Vgl. S. 1—18.)

7773—75. Die Anbetung der Gestirne ist noch nicht gänzlich vergessen. Es erinnert an sie noch das Gebet der heiratssehnächtigen Jungfrau in der Pfalz. Vgl. Schönwerth¹⁾ 1, 133; Wuttke § 548. Die Rocken-Philosophie berichtet (2 Nr. 19):

‘Wenn ein Weib zu Bette gehet, und grüßet die Sterne am Himmel, so nimmt ihr der Geyer oder Habicht kein jung Huhn.’

Das gleiche führt auch Birlinger, Aus Schwaben 1, 402 aus Conlin an. Einen Rest der Anbetung des Mondes haben wir vielleicht in dem bekannten Verse des Pfänderspieles zu finden, das um die Mitte des vorigen Jahrhunderts gebräuchlich war:

Lieber Mond, ich bete Dich an!
Du hast keine Frau und ich keinen Mann!
Wenn Du nun so denkst wie ich,
So komm herab und küsse mich!

Ausserdem aber wird der Mond in allerlei Krankheitsbesegnungen angerufen. Prahn²⁾ erwähnt aus der Mark Brandenburg den Glauben:

‘Wenn man dem Neumonde drei Tage hintereinander je drei Knickse macht, so erhält man ein Geschenk.’

Das gleiche ist auch noch im Samlande und in Litauen³⁾ bekannt [B.].

Fehr, Der Aberglaube S. 123. 125: ‘Heidentum aber ist, wenn einer Götterbildern göttliche Verehrung erweist, so wie der Sonne, dem Mond usw.’ [aus einer Verordnung König Knuds in England, 1032]; Gwerb, Bericht 1646 S. 167: ‘er redt Sonn und Mond an mit abergläubigen Worten und Ceremonien’ [am Sonntag, anstatt diesen zu heiligen]; Mitt. d. schles. Ges. f. Vk. 4. Heft S. 64.

1) Schönwerth, Aus der Oberpfalz, Augsburg 1857—59.

2) Oben 1, 189 Nr. 13.

3) Am Urquell, N. F. 1, 123 Nr. 5.

7776—77. Diese Oblate, auf welche die Beschwörungsformel zur Vertreibung des Fiebers geschrieben werden soll, ist wahrscheinlich keine gewöhnliche, sondern eine bereits als Hostie geweihte. Es kommt bei verschiedenen abergläubischen Massnahmen die Anordnung vor, dass man beim Abendmahl die Hostie nicht hinunterschlucken, sondern sorgfältig im Munde bewahren und mit nach Hause nehmen solle, um dann mit ihr die entsprechenden Zaubermanipulationen vornehmen zu können. In manchen anderen Fällen heisst aber die Vorschrift, dass die Oblate ungeweiht sein muss, wenn man die Zaubersymbole auf sie schreibt; sie muss dann aber hinterher geweiht werden, denn erst dann vermag sie ihre übernatürliche Wirksamkeit zu entfalten [B.].

Vgl. dazu Geffcken, Bilderkatechismus S. 55 aus Antonin: 'Ob er gegen die Würmer oder gegen das Fieber auf eine Mandel oder auf eine Hostie geschrieben?' Das. Beil. 112; oben 7, 192. 197; 8, 400; 21, 130. Die Zahl der volkstümlichen Mittel gegen das Fieber ist Legion. Vgl. z. B. Lammert, Volksmedic. S. 259—65. Neben der Oblate werden auch andere essbare Gegenstände genannt, auf die die Charaktere geschrieben werden sollen. Diese werden entweder dem Kranken selbst zum Verzehren gereicht oder aber einem Tier, in der Hoffnung, dass die Krankheit auf dieses übergehe. Hartmannus, Greuel S. 173: 'Ists nicht Wunderbarlich, daß man fürs Fieber drey Bissen 'gestohlen Brod nimmet?' Ähnlich Bartsch, Meckl. 2, 394 Nr. 1842a; Weier 1586 S. 323: 'Wider das tegliche Feber, schreibt man nachfolgende wort auff drey stücklein eines Apffels' usw.; Frommann, Tract. de fasc. S. 711: 'Ad febrem quancunque fumantur tres amygdalae; primae inscribitur Habra: secundae Fabra: tertiae Sahra' etc.; Mansikka, Über russische Zaubersymbole usw. S. 107. Asm. Mayer setzt für Fieber die auch sonst häufige mundartige Bezeichnung 'Frörer' ein.

7778. Die Segen gegen Zahnweh sind so zahlreich, dass sie fast in jeder volkstümlichen Materialsammlung zu finden sind, z. B. Mone, Anz. 7, 420; Germ. 13, 178—184 (R. Köhler, Kl. Schr. 3, 544); 17, 75; 24, 73; 26, 336; 32, 454; Zs. f. d. A. 4, 390; 7, 532. 536; 27, 308f.; oben 1, 175; Bartsch, Meckl. 2, 426—430; Peter, Öst. Schles. 2, 238; Heim¹⁾ S. 556; Wolf, Beitr. 1, 255; Köhler²⁾ S. 407f. 410; Engelen³⁾ S. 261; Wuttke § 231 [W.]. Weier 1586 S. 311: 'Wie wir denn von dem Gebein unsers lieben Herrn Jesu Christi . . . ein herrliche prophecey haben: Kein bein solt jr an jhm zerbrechen. Wenn nun einer zwischen der Meß dies wort spricht, vnnd hiemit seine Zäen anrüret, vermeinet man, daz es für das zanwehe ein treffenliche gute Artzney sey.' Das. S. 323: 'galbes galbat, galdes galdat. Zudem wirdt auch diß spöttlich scriptum daran gehenckt:

'Strigiles falcesque dentatae,
Dentium dolorem persanate.'

Das ist:

'Ihr Strigel, Sichlen hand viel zeen
macht mir das zanwehe hin zugeen.'

1) R. Heim, Incantamenta magica graeca latina. Jahrb. für klassische Philol. 19. Suppl. Leipzig 1892.

2) J. A. E. Köhler, Volksbrauch, Abergl. Sagen usw. im Voigtlande. Leipzig 1867.

3) A. Engelen u. W. Lahn, Der Volksmund in der Mark Brandenburg. Berlin 1868.

Frommann, Tract. de fasc. S. 711: 'Ad dentium dolorem. Scribantur nimirum hae voces: Agapethus Matecius Asperue etc., ferner: † Rax-Pax † † † AMAX † Exea' . . etc.; Losch, Dt. Segen Nr. 94. 245. 282. 312. 321 usw. Gegen Zahnweh hilft die heilige Apollonia, der die Zähne ausgebrochen worden sind¹⁾. Diese wird denn auch in manchen Segen erwähnt. Vgl. Rev. des Trad. popul. 1, 36; Meyrac²⁾ S. 179 Nr. 95; Sauvé³⁾ S. 35. Ähnlich lat., aber an Stelle der Apollonia Petrus: Affre⁴⁾, Dict. 388; Ders.⁵⁾, Lettres 2, 73. Vgl. dazu R. Köhler, Kl. Schr. 3, 544 ff.; Ebermann, Blutsegens S. 19.

7779. Unter dem vierten Klee werden wir natürlicherweise das vierblättrige Kleeblatt zu verstehen haben, das ja auch jetzt noch als Glücksbringer gilt. (Vgl. Asm. Mayer: 'vier plettert klee'). Eine Erklärung gibt vielleicht der Aberglaube, welchen v. Zingerle, Sitten usw. S. 65f. anführt [B.]. — Zs. f. dt. Myth. 3, 329 (16. bis 17. Jahrh.).

7781. Dieses gehört in das weite Gebiet des Hexenglaubens. Die 'Wetterhexen' waren bekanntermassen eine besonders gefürchtete Gattung der 'Unholdinnen'. In ländlichen Distrikten, namentlich der deutschen Alpenländer, kommt auch in unseren Zeiten hie und da ein unglückliches altes Weib in den Verdacht, die böswillige Urheberin eines Hagelschlags oder sonst eines schadenbringenden Unwetters gewesen zu sein, und sie hat schwer unter solchem Aberglauben zu leiden. Häufig ist dadurch ihre ganze Existenz gefährdet. Eine sehr ergreifende Schilderung hiervon gibt Ludwig Ganghofer in seinem Hochlandsroman: 'Der Dorfapostel'. Vgl. auch Nork, Sitten 1849 S. 570 [B.].

Das Wettermachen gehört zu den abergläubischen Betätigungen, die in den Bussbüchern unablässig bekämpft werden. Vgl. Schmitz, Bussb., Index; Gröber, Zur Volkskunde Nr. 38a; Fehr a. a. O. S. 71. 117. 119. 124; Weier a. a. O. S. 486; Freyherr v. Liechtenberg⁶⁾ S. 310; Geffcken a. a. O. S. 55; Herrmann⁷⁾ S. 63; Rochholz, Schweizersagen 2, 148; Schulenburg, Wend. Vs. S. 199; Knoop⁸⁾ S. 19 Nr. 9, 2; Bartsch, Meckl. 2, 21; Kaindl⁹⁾ S. 89. Da das Ungewitter durch eine Zauberhandlung erregt wird, so kann man es auch durch geeignete Zauberworte vertreiben, z. B. Stöber¹⁰⁾ S. 66: 'Wan es duret und man besorgt den hagel . . . so mag man das Wetter segnen.' Derartige Wettersegens: Mone, Anz. 6, 473; Grimm, D. Myth. 3, 493f. 499f.; Zs. f. d. A. 18, 79; 20, 21—22; Zs. f. d. Myth.

1) I. v. Zingerle, Sitten, Bräuche und Meinungen des Tyroler Volkes. Innsbruck 1857 S. 15.

2) A. Meyrac, Traditions, Coutumes etc. des Ardennes. Charleville 1890.

3) L. F. Sauvé, Le Folk-Lore des Hautes-Vosges. Paris 1889.

4) H. Affre, Dictionnaire des institutions, mœurs et coutumes. Rourgue, Rodez 1903.

5) H. Affre, Lettres à mes neveux sur l'histoire de l'arrondissement D'Espalion. Villefranche 1858.

6) Theatrum de Veneficis. Das ist: Von Teuffelsgespenst, Zauberern usw. Frankfurt 1586.

7) P. Herrmann, Deutsche Mythologie. Leipzig 1898.

8) O. Knoop, Sagen und Erzählungen aus der Provinz Posen. Posen 1893.

9) R. Fr. Kaindl, Die Huzulen. Wien 1894.

10) A. Stöber, Zur Geschichte des Volksaberglaubens im Anfange des 16. Jahrhunderts. Basel 1856.

4, 133; Anal. Graec. S. 45; oben 1, 313 [W.]. Martinus de Arles a. a. O. S. 394f.: 'Ex supra dictis videtur etiam damnabilis et igni tradendus libellus quidam coniuratorius contra tempestates cum suis similibus, si reperiantur, quem ego penes me habeo repertum in quadam parochia visitationis meae, qui incipit sic: In nomine domini nostri Jesu Christi ad salvandum fructus terrae. † Christi † Christi, sed fortiter descendisti ad terram etc. Nam re vera inter bonas invocationes plurima continet verba suspecta et scandalosa, et ad invocationem daemonum expressam, vel subintellectam pertinentia contra primam conditionem superius positam etc. . . Nam in secundo folio dicitur: Dominus dicit, pax in coelo, pax in terra, pax sit in isto, alleon, irastem, drachon, salus tibi Deus magnus, Deus mirabilis. Et infra: Conjuro te, alligo te per aelim, per olin, et per saboan, per aelion, per adonay, per alleluja, per tanti, per archabulon, per tetragrammaton, per mare, per mundum, per crura, per tibias', etc. Das. S. 396: 'Conjuro te sabella, quae faciem habes mulieris et renes piscis, caput tenens in nubae [!] et pedes in mari, septem ventos baiulas, daemonibus imperas. Adjuro te sabella per ista nomina per balestaco, per ariona, et adiuro vos ductores ventorum per Deum patrem' etc. Weitere Wettersegen: Mélusine 3, 219 [lat., 9. Jh.]; Mone, Anz. 3, 283; Grohmann, Abergl. Nr. 221; Sauv  a. a. O. S. 207; Aubrey¹⁾ S. 180; Kaendl a. a. O. S. 10f.  ber Wetterzauber s. auch Hansen, Quellen u. Unters. zur Gesch. des Hexenwahns (Index) u. besonders A. Franz, Die kirchl. Benediktionen im Ma. Freibg. 1909; Alemannia 38, 9.

7785. Es sind mit den 'hinteren Predigerinnen' vielleicht 'falsche Prophetinnen', 'After-Prophetinnen', Zauberinnen gemeint, die einen Unempfindlichkeitszauber  u ben, um nächtliche Schmerzen oder ähnliches zu verhüten. Man vermag sonst nicht zu ersehen, warum die ihnen Dienenden in der Nacht nichts empfinden wollen. In dem Wörterbuche, welches Zingerle seiner Ausgabe angehängt hat, erklärt er 'hinderpredigerinne' als 'ein mystisches Wesen'. Ich glaube nicht, dass dies das Richtige trifft [B.]. Vintler schreibt 'hinderpredigerinne' für das — von ihm vermutlich schon nicht mehr verstandene — 'hynnenpritten' seiner Quelle. Zu diesem s. Schmeller, Bair. Wb. 1, 1118.

7787. Am Palmsonntag wurden drei Palmen, d. h. natürlicherweise nur drei Palmenk tzchen hinuntergeschluckt, wahrscheinlich nachdem sie zuvor in der Kirche geweiht worden waren. Ob dieses eine Massnahme der Volksmedizin oder ein Schutz vor Behexungen sein sollte, lasse ich dahingestellt. Erinnern möchte ich aber daran, dass die geweihten 'Palmzweige' mit ihren 'Weidenk tzlein' im Hause, im Stalle und auf dem Felde vor allerlei Zauberwesen Schutz verleihen sollen; wenn auch wohl ohne eine klare Vorstellung mehr von ihrer ursprünglichen Bedeutung, pflegen sie doch in der Osterzeit auch noch jetzt bei uns selbst in den Häusern der höheren Stände selten zu fehlen. Baumgart²⁾ führt aus Mittelschlesien an, dass man bisweilen als Schutzmittel gegen das kalte Fieber die ersten drei 'Palmen' (Weidenk tzchen) verschluckt,

1) J. Aubrey, Remaines of Gentilisme and Iudaisme (1686). Neugedr. London 1881.

2) Oben 4, 83.

welche man findet. Nork a. a. O. S. 513 kennt den gleichen Aberglauben, und Fossel¹⁾ gibt aus Steiermark an: 'Weit verbreitet ist der Glaube, dass derjenige, welcher am Palmsonntag Palmkätz'le (Weidenkätzchen) genießt, das ganze Jahr hindurch von Halsweh verschont bleibt. Auch in Tirol glaubt man dieses (v. Zingerle, Sitten usw. S. 68 Nr. 547). Im Lechtal schützt dieses Hinunterschlucken der Palmkätzchen aber auch vor dem Blitz (das. S. 67 Nr. 545) [B.]. — Ad. Franz, Kirchh. Benedikt. im Ma. 1, 505; Zs. f. öster. Vk. 11, 190 Nr. 32; E. Lemke, Volkstüml. in Ostpreussen 1, 13.

7789. Mit dem Schlag wird bekanntlich die Apoplexie, der Gehirnschlag, bezeichnet, und v. Zingerle ist der Ansicht, dass es sich hier um eine Besegnung des letzteren handle. Er zitiert Grimms D. Myth. (2, 1118), wo es heisst: 'Segnen des Schlags (der Apoplexie) mit einer Hacke auf der Schwelle'. Anstatt 'trissessel' steht nämlich bei v. Zingerle 'drischübel', das er in seinem Wörterbuch als 'Türschwelle' erklärt. Dass Vintler aber doch von dem Wetterschlag und nicht von dem Gehirnschlag hat sprechen wollen, das wird mir dadurch wahrscheinlich, dass v. Zingerle in seinen 'Sitten' usw. (S. 72 Nr. 595) aus Tirol berichtet: 'Bei Unwettern verbrennt man Hagelsteine oder schlägt solche mit einer Hacke in den Boden hinein, denn was man den Hagelsteinen antut, geschieht der Wetterhexe selbst, sie mag noch so weit entfernt sein.' So soll also der Zauber mit der Hacke die Hexen zum Aufgeben ihrer schadenbringenden Tätigkeit zwingen [B.]. — Vgl. Grohmann, Abergl. Nr. 243; Wuttke § 444.

7791. Hier scheint es sich um einen Glauben an Zauberkünste zu handeln, wie man sie den sogenannten Butterhexen zuschrieb. Wir verdanken über diese Gattung der Unholdinnen dem verstorbenen Wilhelm Schwartz eine ausführliche Abhandlung²⁾. Von diesen Weibern glaubte man, dass sie sich im Besitze von Zauberkünsten befänden, mit deren Hilfe sie durch eine Art von Fernwirkung die Butter der Besitzerin aus dem Butterfass und aus den Vorratsgefäßen entwenden und in ihre eigene Behausung überführen konnten [B.]. — Vgl. Schweiz. Arch. f. Vk. 13, 166 Nr. 6.

7794. Zu den Künsten, welche man mit Hilfe der schwarzen Magie glaubte ausüben zu können, gehörte ganz besonders auch die Kunst, sich oder einen anderen unsichtbar zu machen, sei es, um Böses auszuüben, sei es, um so einer Gefahr und Verfolgung zu entgehen. Ich will hier nur an die Kerzen aus den Fingern ungeborener Kinder und an den Zauber mit dem Farnsamem erinnern [B.].

Hartmannus³⁾, Neue Teufels-Stücklein S. 66: 'Das 6. Kapitel. Vom Unsichtbar-machen und Verblendungen'; Schulenburg a. a. O. S. 94; Bartsch 2, 29. 31.

1) V. Fossel, Volksmedizin und mediz. Abergl. in Steiermark. Graz 1886 S. 99.

2) Die Butterhexe in Wagnitz. Zs. f. Ethnol. 26, 1—19.

3) J. L. Hartmannus, Neue Teufels-Stücklein, Passauer Kunst, Vest-machen etc. Nürnberg 1721.

7795. Der Pippfis ist nach Höfler¹⁾ ein unbestimmtes Unwohlbefinden. v. Zingerle hat anstatt dessen die Lesart 'beibis', und er erklärt dieses als 'pipôz, bibes, Artemisia vulgaris'. Es ist der Beifuss. Grimm, D. Myth. S. 1013f. [B.].

Die von v. Zingerle verzeichneten Lesarten 'piffys' und 'pippfis' legen die Vermutung nahe, dass das Wort für die 'pilweisen' in Vintlers Quelle steht. Über Pilwizze vgl. Grimm, D. Myth. S. 391ff.; Mone, Anz. N. F. 9, 235; Zs. f. d. A. 24, 70. vgl. 80; Schönbach, SB. der Wien. Akad. 142, 24.

7796. Der Glaube, dass manche Weiber die Fähigkeit besäßen, des Nachts ihren Körper zu verlassen und als gespenstische Wesen, Trude oder Mar, in fremde Häuser einzudringen und die Schlafenden zu quälen, zu drücken oder ihnen das Blut auszusaugen, ist auch heute noch nicht überall in Deutschland gänzlich erloschen. Die Masuren sind nach Toeppen (a. a. O. S. 29) der Ansicht, dass diese Weiber nicht aus eigener Bosheit, sondern durch einen unglücklichen Zufall und durch die Schuld anderer dazu kommen, solche Schändlichkeiten ausüben zu müssen. Das geschieht, wenn während der Taufe Paten an Maren denken, oder, nach Frischbier²⁾, wenn sie das 'Ja' undeutlich aussprechen, so dass es wie 'Ma' klingt. Sie können sich aber von diesem Unglück befreien, wenn sie sich später umtaufen lassen [B.].

Vgl. Grimm, D. Myth. Nr. 133; Herrmann, D. Myth. S. 69ff.; Zs. f. d. Myth. 4, 410; Schönbach a. a. O. S. 22.

7800. Hier wird die Tätigkeit der Nachtgeister Incubus und Succubus dem Alp zugeschrieben, während er nach der gebräuchlicheren Volksmeinung das Drücken der Menschen im nächtlichen Schlafe ausübt [B.].

Vgl. Grimm, D. Myth. Index; Herrmann, D. Myth. Index; Grohmann, Abergl. S. 23ff.; Zs. f. vgl. Spr. 13, 118ff.; Zahler³⁾ S. 42—47; Laistner, Rätsel d. Sphinx 1889; J. Börner, Das Alpdrücken, seine Begründung und Verhütung 1855; M. Höfler, Krankheitsdämonen⁴⁾; W. H. Roscher⁵⁾, Ephialtes; O. Knoop, Sagen usw. aus Pr. Posen S. 116—119 [W.].

7802. 'Orke' erklärt Grimms D. W. als 'gespenstisches Wesen, böser Dämon, Spukmännchen, Teufel'. Sicherlich ist derselbe mit dem Geiste Orco der Ladiner identisch, welcher im südlichen Tirol, namentlich in dem Dolomitengebiete von Buchenstein gefürchtet wird⁶⁾ [B.]. — O. v. Zingerle, Orkenplätze in Tirol, Zs. f. öster. Vk. 14, 112; Schmitz, Bussb. 1, 711: 'Qui in saltatione femineum habitum gestiunt et monstruose

1) M. Höfler, Deutsches Krankheitsnamen-Buch. München 1899.

2) Volksglauben (aus Ostpreussen), Am Urquell 1, 152.

3) H. Zahler, Die Krankheit im Volksglauben des Simmenthals. 1898.

4) Archiv f. Religionswissensch. 2, 86—164; Ders., Der Alptraum als Urquell der Krankheitsdämonen. Janus 5, 512.

5) Abh. d. sächs. Ges. d. Wiss. Phil.-hist. Kl. Bd. 18. Leipzig 1900.

6) J. N. v. Alpenburg, Mythen u. Sagen Tirols. Zürich 1857 S. 56ff.

se fingunt et majas et orcum et pelam et his similia exercent' (aus einem Poenitential der span. Kirche). 'Hier ist von dem orco der älteren spanischen Romane die Rede; es ist der wilde Mann der Kindermärchen, ein zyklopenartiges Ungeheuer'.

7803. Das Schrätel ist bekanntlich der gleiche Poltergeist und Störenfried, der in anderen Teilen Deutschlands als Kobold bezeichnet wird. Es ist von ungeheurer Stärke und boshafter Tücke¹⁾. In den Alpenländern verfertigen nach Höfler²⁾ und Alpenburg (a. a. O. S. 369) die Bauern noch die sogen. Schrattl-Gattel, durch welche sie ihr Haus und ihre Ställe vor dem Eindringen dieses Geistes zu bewahren suchen [B.]. — Vgl. Herrmann, D. Myth. S. 77; Schweiz. Arch. 13, 64.

7807. Der Glaube an die übernatürliche Kraft der Siegsteine spielt in der Sage von Wieland dem Schmied eine Rolle. Beispiele solcher Siegsteine sind uns wahrscheinlich in einer besonderen Gruppe von frühmittelalterlichen Gemmen erhalten, welche unter dem Namen der Alsen-gemmen bekannt geworden sind³⁾. Ihren Namen haben sie daher erhalten, dass das erste derartige Stück, welches bekannt wurde, auf der Insel Alsen gefunden worden war. Sie tragen in sehr roher Arbeit 1 bis 4, meistens aber 2 oder 3 menschliche Figuren und allerlei Beiwerk eingeschnitten. Sie waren für eine Fassung hergerichtet und konnten zum Siegelrn verwendet werden; man hat sie aber nie in einem Siegelringe gefunden. Wahrscheinlich wurden sie im verborgenen getragen⁴⁾. Das Material ist immer ein Glasfluss, und damit stimmt es gut zusammen, was Grimm (D. Myth. S. 1021) vom Siegsteine sagt: 'Es scheint, dass er künstlich, heimlich, wie Glas, wie Erz gegossen werden konnte' usw. Hier wird auch, wie in unserem Druck, der Siegstein 'Siegelstein' genannt. Natürlicherweise halte ich es nicht für ausgeschlossen, dass es auch Siegsteine mit einem anderen Intaglio gegeben hat [B.]⁵⁾.

Oben 2, 14; A. Mayer schreibt 'Krötenstein'. Vgl. Grimm, D. Myth. S. 1020; Bartsch, Meckl. 2, 355. 489; Jühling⁶⁾ S. 297.

7811. Vintler spielt hier wahrscheinlich auf den Zauber mit den ausgeschnittenen Fusstapfen an, über welchen Sartori in dieser Zs. 4, 4 ff.

1) Vgl. das Gedicht 'Daz schretel und der wazzerber' (v. d. Hagen, Gesamt-abenteuer 3, 257). R. Köhler, Kl. Schriften 1, 72.

2) M. Höfler, Wald- u. Baumkult in Beziehung zur Volksmedizin Oberbayerns. München 1892 S. 134.

3) M. Bartels, Die Gemme von Alsen und ihre Verwandten. Zs. f. Ethnologie 14, 179; Ders., Nachtrag u. Berichtigung a. a. O. 15, 48; Olshausen, Neue Glasgemmen vom Typus der Alsenner u. über Verwandte der Briesenhorster. Verhandlg. der Berl. Anthropol. Gesellsch. Zs. f. Ethnol. 19, 688.

4) Vgl. Bartels Angaben in den Verhandlg. der Berl. Anthropol. Ges. a. a. O. 19, 709.

5) Vgl. auch: E. Cartailhac, L'âge de pierre dans les souvenirs et les superstitions populaires. Paris 1878 S. 35 ff.

6) J. Jühling, Die Tiere in der deutschen Volksmedizin, Mittweida o. J.

gehandelt hat. Vielleicht hat der Dichter auch an einen anderen Zauber mit ausgestochener Erde gedacht, wie ihn Witzschel (Sagen 1866 S. 283 Nr. 78) aus Thüringen schildert:

‘Um sich vom Zahnschmerz zu befreien, steche man auf dem Gottesacker ein Stück Rasen aus, hauche dreimal in das Loch und setze den Rasen wieder ein, indem man spricht: Im N. Gottes d. V. † d. S. † u. d. hl. G. †’.

Baumgart berichtet (oben 4, 84) noch einen anderen Rasenzauber aus Mittelschlesien:

‘Am Walpurgisabende pflegt man wohl Rasenstücke und Besen kreuzweis vor die Türen der Ställe zu legen; es werden dadurch die Hexen abgehalten.’

Hier dienen die ausgeschnittenen Erdstücke also zu einem Abwehrzauber [B.].

Vgl. ausserdem: Kroll, Antik. Abergl. S. 23; Peter, Öster. Schles. 2, 252; Schönwerth 3, 200f.; Wuttke § 553, nach Grohmann, Abergl. Nr. 1481.

7813. Dieses ist ein Krankheitszauber, bei dem es sich wohl um die Herstellung eines Amuletts während der heiligen Weihnachtsmesse handelt. Die Krankheit ‘Wurm’ ist nicht immer die gleiche; für gewöhnlich aber ist das Panaritium, die sogen. ‘Akelei’, der ‘schlimme Finger aus heiler Haut’ damit gemeint [B.]. [Vielleicht ist hier doch an die bekannte Kinderkrankheit zu denken, s. oben 22, 128 Nr. 11 aus Bernardino v. Siena: *incantare filios de vermibus projiciendo plumbum.*]

7815. Unter dem Namen Else werden verschiedene Bäume verstanden. Einmal ist es in Norddeutschland und nach Höfler¹⁾ auch in Oberbayern die Erle (*Alnus incana, viridis*); nach Alpenburg a. a. O. S. 391 wird in Tirol aber der Faulbaum (*Prunus padus*) Elze oder Else genannt. Über ihre Wirkung als Sturmvertreiberin ist mir nichts bekannt geworden, wenn man nicht annehmen will, dass der Sturm durch Wetterhexen verursacht worden sei. Dann gibt vielleicht eine Angabe von Alpenburg S. 261 eine Erklärung:

‘Auch ein Stück Elzenholz im Sack getragen gibt die Macht, Hexen zu erkennen, denn Elzen- oder Elxenholz ist ihnen der ärgste Dorn im Auge. Es ist das Elzbeerbaumholz (*Sorbus torminalis*); man braucht auch *Sorbus Chamaespilus*, Zwergelxe und Zwergmispel genannt.’

Ich finde bei Höfler (a. a. O. S. 146) die Bemerkung:

Ein Kreuz aus Erlenholz, das das Wasser aus der Luft begierig anziehen soll, benutzten im Mittelalter die Quellensucher.

Ob hieraus vielleicht abzunehmen ist, dass solch Elsenholzkreuz auch als eine Art von Ableiter für Ungewitter benutzt worden ist, lasse ich dahingestellt sein [B.].

7817. Es ist hier nicht die Pflanze Kohl, sondern die Kohle gemeint,

1) M. Höfler, Wald- u. Baumkult 1892 S. 144.

wie wir aus der Rocken-Philosophie ersehen können. Dort heisst es (3 Nr. 32):

‘Wer Frühlings-Zeit die erste Schwalbe siehet, der stehe alsbald stille, grabe mit einem Messer in die Erde, und zwar unter den linken Fuß, so findet er eine Kohle, die ist das Jahr gut vor das kalte Fieber.’

Ähnlich Bartsch, Meckl. 2, 173 Nr. 850 [B.]. — Vgl. Germania 6, 411 bis 422.

7819. v. Zingerles Lesart ‘in eingewaid spehen’ ist wohl die richtige. Asm. Mayer schreibt ‘an dem vich spehen’ und kommt damit dem ursprünglichen Sinn unbewusst wieder näher.

7821. Die *Verbena officinalis*, das Eisenkraut, gehört nach Alpburg a. a. O. S. 401 zu den sogenannten Planeten-Kräutern, das sind diejenigen Pflanzen, welche unter dem besonderen Einfluss eines Planeten stehen sollen, und zwar ist die *Verbena* dem Planeten Venus unterstellt. Dadurch erklärt sich hinreichend ihre Beziehung zum Liebeszauber. Was das heissen soll, dass sie zu ‘siebend’ gegraben werden muss, ist nicht klar. v. Zingerle hat dafür ‘ze sunnewent’. Dass auch später die *Verbena* unter bestimmten religiösen, aber christlichen Zeremonien gegraben werden musste, erfahren wir durch Birlinger a. a. O. 1, 458. Aus einer Hs. des 15. Jahrh. über Segen und Heilmittel führt Oswald v. Zingerle oben 1, 322 an:

‘*Verbena* macht den menschen lieb vnd genäm vnd froleich’ [B.]. — Vgl. Germania 24, 75 [W.]. Ferner: Abt, Apuleius 1908 S. 71f.; Mone, Anz. 6, 474 Nr. 34; Jühling a. a. O. S. 291 (Aus dem 16. Jahrh.; aus *Verbena* ist ‘*Frau bena*’ geworden); Kiesewetter¹⁾ S. 304:

‘Verben, agrimonien, Modelgeer
charfreytag graben hilfft dich sehr,
daß dir die frawen werden hold,
doch brauch kein Eysen, grabts mit Gold’²⁾.

Vgl. auch Mitt. d. schles. Ges. f. Vk. 17. Heft S. 36.

7825. Vgl. Weier a. a. O. S. 328; Grohmann S. 91 Nr. 639. S. 93 Nr. 649; Bartsch, Meckl. 2, 30; Mone, Anz. 3, 278 Nr. 3; oben 1, 321.

7827. Sicherlich liegt hier der Zauber darin, dass der neue Mond das Gold und Silber bescheinen soll und dass dieses nun ebenso wachsen und zunehmen soll, wie der neue Mond es tut. Ganz den gleichen Aberglauben berichtet auch aus dem 14. Jahrh. Nicolaus Dünckelspübel (Panzer, Beitrag 2, 260) [B.]. — Vgl. oben 11, 279.

7830. Nach Johannes Buxtorf³⁾ schütteten die Juden, sobald jemand im Hause gestorben war, alles Wasser hinaus auf die Gasse, und zwar geschah das deswegen, weil der Todesengel in dem im Sterbehaus be-

1) C. Kiesewetter, Faust in der Geschichte und Tradition. Leipzig 1893.

2) Aus: Leonhard Thurneyßer, Archidoxa. Berlin 1575.

3) Synagoga Judaica etc. Frankfurt und Leipzig 1729 S. 80.

findlichen Wasser sein giftiges Schwert abgewaschen haben sollte. Vgl. ferner Bartsch, Meckl. 2, 90 [B.]. Schweiz. Arch. 10, 279; oben 18, 363f.; Samter, Geburt, Hochzeit und Tod (1911) S. 85; Sartori, Sitte und Brauch 1, 129.

7834. Zauberische Massnahmen, um neu angeschaffte Haustiere an das Haus zu fesseln und ein Wiederfortlaufen zu verhindern, sind eine allgemeine Bauerngewohnheit.

Vgl. Bartsch, Meckl. 2, 158 Nr. 733a; Birlinger a. a. O. 1, 400; Sartori, Sitte und Brauch 2, 131.

Zu Vintlers Zeit ist es, wie wir sehen, gebräuchlich gewesen, über die Hennen eine Besegnung zu sprechen, um den angegebenen Zweck zu erreichen. Losch a. a. O. Nr. 187 führt einen solchen Segen für das Besegen der Tauben und Gänse an, und der Verfasser der Rocken-Philosophie (3 Nr. 7) berichtet, dass eine alte Frau, als er Tauben gekauft hatte und fürchtete, sie möchten ihm wieder fortfliegen, ihm den Rat gegeben habe:

‘Ich sollte sie folgendermaßen einsegnen, nemlich: Ich sollte die Tauben drey mahl durch die Beine stecken und sagen: ‘Bleibt fein daheim, . . . (den andern Vers verbietet die Erbarkeit zu melden), und alsdann sollte ich aus meinem Hand-Becken ihnen die Beine waschen, und also auf den Taubenschlag setzen, so kämen sie ohnfehlbar wieder.’

Er führt auch den Aberglauben an:

‘Daß eine Ganß, wenn sie wegläuft, müsse wieder kommen, soll man sie folgendermaßen einsegnen: Man stecke sie drey mahl durch die Beine, und käue drey Bissen Brod, gebe solches der Gans zu fressen, und spreche: So lauff hin in Gottes Nahmen, so bleibt sie nicht außen, wenn sie wegläuft’ [B.]. Zs. d. V. f. rhein. u. wf. Vk. 2, 294: ‘Liebes Hähnchen, bleib daheim, wie mein Ding am Bein!’

‘Um ein erkaufes Huhn an das Haus zu gewöhnen, so daß es nicht wieder zu seinem früheren Besitzer läuft, spricht man, indem man es um das rechte Bein dreimal herumzieht: ‘Hühle, gewê o mä hae, bi ich o mä bae! im nôme etc.’

7838. Die Sage ist bekanntlich von Julius Wolff in seinem Epos ‘Der wilde Jäger’ (Berlin 1877 S. 65) zu einem Liede umgearbeitet [B.].

Vgl. auch Zs. f. d. Myth. 3, 333: ‘den dies krautt das heylett des hertzens und magens wehethumb, und trinckt jemand seinen safft, so machet es in keusche’ (16. bis 17. Jahrh.).

7841. Einen nächtlichen Zauber mit dem Wiedehopf, der an Schlafenden ausgeübt werden soll, führt auch Ulrich Jahn¹⁾ an:

‘Wenn du einen Wiedehopfen öffnest, da wirst du einen Stein finden: den leg einem schlafenden Menschen unter das Haupt, so muß er dir alle heimliche Sachen offenbaren, was er weiß.’

Die von Vintler erwähnte ‘Zauberei unrein’ soll wohl nicht bedeuten, dass es sich um unanständige Dinge handelt, sondern die Zauberei an

1) U. Jahn, Hexenwesen u. Zauberei in Pommern. Stettin 1886 S. 186 Nr. 695.

sich ist ein unreines, gegen die Frömmigkeit und Herzensreinheit verstossendes Ding. Vom Wiedehopf wurde auch der Kopf zu Zaubermanipulationen verwendet, namentlich brachte er, in dem Geldbeutel getragen, dem Spieler Glück, oder sorgte dafür, dass das Geld ihm niemals ausging¹⁾. Und auch Gesner²⁾ erwähnt in seinem Vogelbuch:

‘Die Zauberer sollen auch den Widhopffen für sich selbst, desgleichen mancherlei Stück von ihm, als das Haupt, Hirn, Hertz und dergleichen zu wunderbaren Zaubereyen brauchen.’

Mit dem Schlaf wird der Wiedehopf in Verbindung gebracht in dem ebenfalls bei Gesner a. a. O. S. 206 sich findenden Verse:

‘Die Federn nembt darvon und legt sie auff das Haupt,
Sie helfen, welchen ist kein rechter Schlaß erlaubt.’ [B.].

Vgl. Schweizer. Arch. f. Vk. 13, 64 Nr. 2. Ein verwandter Zauber mit dem Wiedehopferzen bei Hansen, Quellen S. 46 ‘Item si luna nova decollaveris uppupam et cor eius palpitans transglutias, scies omnia que fiunt, etiam mentes hominum etiam multa celestia.’

7845. Das Wahrsagen aus dem Schulterblatt ist eine Kunst, welche heute noch, namentlich bei den Südslawen und mehreren vorderasiatischen Volksstämmen von einigen kundigen Männern ausgeübt wird. Meist handelt es sich um das Schulterblatt eines Hammels, der bei einer festlichen Gelegenheit, z. B. zu Weihnachten, geschlachtet und gebraten wurde. Der Wahrsager wirft das vom Fleische entblösste Schulterblatt in die glühenden Kohlen, und aus den Rissen und Sprüngen, welche es hier in der Hitze bekommt, werden dann die Ereignisse der Zukunft gedeutet³⁾. [B.]. — Ferner Folk-Lore 6, 157 [W.]. Zs. f. d. A. 6, 536 ff.

7847. Es ist eine bekannte Redensart, dass derjenige, welcher ohne ersichtlichen Grund übler Laune ist, mit dem linken Fuss zuerst aus dem Bette gestiegen sei; dass es aber glückbringend sei, den rechten Schuh zuerst anzuziehen, das finde ich in der Rocken-Philosophie (2 Nr. 21): ‘Wenn ein Weib zu Markte geht, und hat früh, als sie die Schuhe angezogen, den rechten Schuh erst angezogen, so wird sie ihre Wahre theuer loß werden’ [B.].

Oben 4, 151 f. [W.]. Festschr. d. germ. Vereins zu Breslau, hsg. z. Feier seines 25jähr. Bestehens (Leipzig 1902) S. 71 Nr. 52; Boehm, De symb. Pythag. S. 27 Nr. 20 ‘δεῖ τὸν δεξιὸν ὑποδεῖσθαι πρότερον’. Abt, Apuleius S. 200.

7851. Hier ist wieder eine böswillige Handlung der Hexen gemeint, welche, wie man glaubte, fremde Kühe von ferne zu melken verstehen. Mit Wamme ist hier nicht nach dem gewöhnlichen Sprachgebrauch der

1) Vgl. Rocken-Philosophie a. a. O. 3 Nr. 70. 4 Nr. 52; Panzer, Beitrag 1, 259 Nr. 46.

2) Gesneri redivivi aucti et emendati Tom. II oder vollkommenes Vogelbuch usw. durch Georgium Horstium. Frankfurt 1669 p. 206.

3) Vgl. S. Krauss, Volksglaube u. religiöser Brauch der Südslawen. Münster i. W. 1890 S. 166 ff. Oben 17, 356 (Andree).

grosse Hautlappen gemeint, sondern das Euter, das nach Höfler (Krankheitsnamenbuch) ebenfalls mit 'Wamme' bezeichnet wurde [B.].

Ferner Schmitz, Bussb. 1, 459: 'Qui alicuius lactis aut mellis aut ceterarum rerum abundantiam aliqua incantatione aut maleficio auferre aut sibi acquirere laboraverit'. Mone, Anz. 4, 23 Nr. 15; Stöber, Zur Gesch. d. Aberggl. S. 62; vgl. auch daselbst Fussnote: Hans Sachs, Wunderlich Gespreech von fünff Unholden = Fabeln ed. Goetze 1, 46: 'Die Geschoß kann ich segnen und heylen, Und melcken milch auß der Thorseulen.' Weier a. a. O. S. 260: 'Hexen können Milch ziehen aus Binsen, Axthelmen, Messern usw.' Theatrum de Veneficis, p. 278: 'die melcken sie dann auß jrer kuncel oder auß eim pfoß, wie es scheint' (Aug. Lercheimer). Hartmannus, Greuel. a. a. O. 'Was gestalten die Unholden aber andern Leuten durch des Teuffels Hülffe die Milch stehlen, und ihnen auf viel Meilen weit die Kühe melcken, ist so gewiß und bekannt, daß hier unnötig viel davon zu melden.' Bartsch, Meekl. 2, 9. 39 Nr. 34—37; Grimm, D. Myth. 3, 417 Nr. 22; Alemannia 11, 92; Baader, Neugesammelte Volkssagen S. 14 Nr. 19. Gegen derartigen vermeintlichen Milchdiebstahl schützte man sich durch abergläubische Massnahmen (Hartmannus a. a. O. S. 95) und besonders durch Zaubersprüche, z. B. Mone, Anz. 5, 452f. (14. bis 15. Jahrh.) 6, 468; Losch, Württ. Vierteljh. a. a. O. S. 191 Nr. 141. S. 200 Nr. 194. S. 204 Nr. 210; (Grimm, D. Myth. 3, 502 Nr. XXXVII; Müllenhoff-S. Dkm. 2, 305; Germania 22, 352; Zs. f. d. A. 15, 150 [W.]).

7856. Schweiz. Arch. 12, 119 Nr. 4: 'Pour qu'un enfant tette bien, il faut lui faire donner trois fois le tour du 'crémailler' (Kesselhaken), la tête la première'; [E. Goldmann, Der andelang (1912) S. 40].

7859. Der Aberglaube, welcher sich an die arme Fledermaus knüpfte, ist also schon in damaliger Zeit ein sehr mannigfacher gewesen. Ausführlicher über denselben habe ich in meinem Aufsatz: 'Ein Paar merkwürdige Kreaturen' (oben 9, 171ff.) gehandelt [B.].

Pauly-Wissowa, Real-Enzyklop. 1, 70; Stöber, Zur Gesch. d. Aberggl. S. 50.

7865. Zu Gachscheppen vgl. Germania 1, 238f.; Herrmann, D. Myth. S. 101.

7869. Ellenbogen ist hier 'ein Pferdefehler, eine Gelenkkapselerweiterung cystischer Form [a) am Sprunggelenk, b) am Bug oder eigentlichen Ellenbogen (Stollenbeutel), c) am Vorderknie, wobei die Pferde kniehängig werden = Ochsenknie.'] Höfler, Krankheitsnamenbuch. Segen zur Vertreibung des Ellenbogens: Mone, Anz. 6, 476; Alemannia 27, 103 (16. Jahrh.). Segen gegen Verrenkung vgl. Ebermann, Blut- und Wundsegel S. 1—24.

7875. Diese Angabe ist mir unverständlich. Soll hier vielleicht vom Ohrenklingen die Rede sein? Zingerle schreibt:

'si mugen nicht haben gewinn
des tages, unz si sehen
ain pfäffin, als si jehen'

und erklärt 'pfäffin' als 'Concubine'. Die Rocken-Philosophie (2 Nr. 85) kennt einen Aberglauben, dass die Begegnung mit einem bescholtenen Frauenzimmer am Morgen Glück bedeute [B.].

Vgl. Hartmannus, Greuel S. 144: 'Wiederum schreibt Chrysostomus ad. Pop. Antiochen. Hom. 21. Mancher sagt, wann ihm des Morgens eine Jungfrau be-

gegne, so habe er denselbigen Tag weder Glück noch Stern: Wann ihm aber eine Hur begegne, habe er Glück und Segen.' Grimm, D. Myth. 2, 941.

7880. Festschrift d. germ. Ver. Breslau S. 79 Nr. 78. Zu Asm. Mayers Lesart, nach welcher ein Unwetter ausbricht, sobald 'sich einer selbst erhangen' vgl. Grimm, D. Myth. 3, 445 Nr. 343 (aus d. Rocken-Philos.); Wuttke § 756; Alemannia 10, 11; Mitt. d. schles. Ges. f. Vk. Heft 14, 75 Nr. 55—56.

7885. Rabenschrei weissagt Unglück: Pauly-Wissowa 1, 76; Geffcken, Bilderkat. S. 53: 'oder gelaubt an seggen, an der hanen oder hennen kreen, an der rappen geschrey, an der hund heulen, daß ein mensch darumb sterben soellen.' Festschrift d. germ. Ver. Breslau S. 68 Nr. 39; Grimm, D. Myth. 3, 438 Nr. 120 (aus d. Rocken-Philos.).

7893. Das Segnen des Viehes in allerlei Gestalt, dass ihm kein Unglück widerfahre, ist bei den Hirten auch jetzt noch gebräuchlich, und auch von den Priestern wird es bekanntlich an den Festtagen bestimmter Heiliger (St. Leonhard, S. Antonius von Padua usw.) ausgeübt. Getadelt wird hier auch jedenfalls nur, dass es sich um Zauberformeln handelte [B.].

Diese Segen sind ausserordentlich zahlreich, z. B. Mone, Anz. 6, 466; Germ. 20, 437—39; Grimm, D. Myth. 3, 492f.; M.-S. Dkm. 2, 49; oben 8, 336—339; Vernalcken, Alpensagen S. 417 [W.]. Gegen Wölfe und Hunde — die Wölfe werden auch Holzhunde genannt — richten sich u. a. folgende Segen: Der Wiener Hundese-gen Müllenhoff-S. Dkm. Nr. 4, 3; Grimm, D. Myth. 2, 1037. 3, 499 Nr. 18—19; Mone, Anz. 3, 279 Nr. 8; 6, 466 Nr. 17—18; Analecta Graec. 31—33; Bartsch, Meckl. 2, 22. 430 Nr. 1995; Hartmannus, Greuel S. 72: 'das Wort S. Blasius, auf einen Zettel geschrieben, behütet Schweine vor den Wölfen'; folgt eine darauf bezügliche Erzählung. Kuhn, W. S. 2, 208 Nr. 593; Peter, Öst. Schles. 2, 237; Losch a. a. O. S. 211 Nr. 235; oben 1, 307. 317—318; Zs. f. öst. Vk. 3, 5. Französisch: Sauvé, Folk-Lore etc. S. 15; Affre, Lettres 2, 70; Nisard, Hist. des livres popul. 1, 189; Schweiz. Arch. f. Vk. 12, 108 Nr. 60 u. a. m. Wolfsegen, die zum persönlichen Schutze gesprochen werden, sind hier nicht berücksichtigt.

7899. Geffcken a. a. O., Beil. 124: 'effte dat du redest to deme blokkes berghe up der ouenkruck (Ofengabel)'.

7901. Der Name St. Georgs-Hemd ist mir nicht bekannt; gemeint ist sicherlich ein sogenanntes 'Nothemd', das seinen Träger im Kampfe vor Hieb, Stich und Schuss zu sichern vermochte. Es musste in der Christnacht gesponnen und gewebt werden, aber unter Anrufung des Teufels oder der Hölle. Die Verfertigerin dieses Zauberhemdes musste eine unbefleckte Jungfrau sein, wenn das Hemde die Zauberkraft erlangen sollte. Den Namen St. Georgs-Hemd hat es wahrscheinlich erhalten, weil St. Georg der Schutzheilige der Kämpfenden ist. [Wolfdietrich DVI, 30. Uhland, Schriften 1, 183. 290; 2, 61; 7, 307.] Bekanntlich ist dieser Aberglaube poetisch behandelt von Ludwig Uhland in seinem Gedicht 'Das Nothemd' [B.].

Vgl. Weier, De praest. S. 348; Hartmannus, Neue Teuffelsst. Cap. 7; Anhorn, Magiologia S. 837; Grimm, DS. nr. 255; Myth. 3, 468.

7908. Dieses 'Einhexen' wird in den Hexenprozessen häufig erwähnt. Vgl. auch Stöber, Zur Gesch. d. Aberggl. a. a. O. S. 64 'Der Teufel kan bürsten oder har durch die schweizzlöchlein, oder durch die herlin einem in ein schenckel

stossen, also subtil ist er, oder har und büersten darein bringen und darein legen, wan man einem den schenckel uff tuot, daz man want daz har und büersten sein darin gewachsen' (aus Geiler v. Kaisersberg); Weier, *De praest.* S. 267: 'und uff solche weiß stro, schweinshaar, leder, zwirn oder faden etc. in den leib bringen'; *Theatr. de Venef.* p. 311: 'fürnemlich daß sie under die Haut in das Corpus hinein schiessen, Strauw, Säubüerst, Spän, Leder, Abschnitz, Faden, Fürbatten, Spindel-spitz, Fischgrädt, Därm und deren ohn zahl'; Hartmannus, *Greuel* S. 176: 'Wir sehen auch von den Milch-Dieben, daß sie den Leuten . . . Haar und anders in Leib zaubern, und allerley Alfanzerey begehen.'

7910. Das ist eine Gruppe des Wetterzaubers. Vgl. oben v. 7781.

7911. Körperteile von Gehängten, von 'armen Sündern', wurden zu mancherlei Zauber gebraucht. Über die Anwendung der Hand des Gehängten findet sich eine Angabe in den interessanten Aufzeichnungen des Scharfrichters Carl Huss aus Eger aus dem Anfange des 18. Jahrh., welche Alois John¹⁾ veröffentlicht hat. Der Besitz eines Diebsfingers, d. h. des Fingers von einem gehängten Diebe, brachte dem Spieler Glück und konnte den Besitzer unsichtbar machen. Diesen Unsichtbarkeitszauber meint Vintler hier jedenfalls [B.].

Vgl. Hartmannus, *Greuel* Cap. IV. 'Von dem Diebs-Daumen'.

7913. Hier hat v. Zingerle für tag: 'taig', und 'talgen' erklärt er mit 'kneten'. Dann handelte es sich wohl um ein Gebäck, das in der Weihnacht bereitet werden musste. v. Zingerle²⁾ berichtet aus Tirol zwei Gebräuche, die vielleicht zur Aufklärung dienen können:

'In ganz Tirol herrscht der Gebrauch, am Christabend Krapfen zu backen. Nimmt man nun die drei ersten und trägt sie dreimal um das Haus, doch so, daß man ja nicht außer die Traufe kommt, so steht am letzten Hausecke das künftige Gemahl. Manche sagen, man müsse splitternackt die drei Krapfen ums Haus tragen.' — Es ist Sitte, in der h. Nacht viele Krapfen und Küchel zu backen. Was vom Schmalze beim Backen übrig bleibt, hilft gegen Verhexungen' [B.]. — Schon das Konzil von Leptis (743) wendet sich gegen den Brauch, Götzenbilder aus Mehlteig herzustellen: 'De simulacro de conspersa farina'. Fehr a. a. O. S. 74 Nr. 26. Vgl. dazu Wuttke § 76. [Über die christliche Sitte des Backens von Weihnachtstollen s. Usener, *Religionsgeschichtl. Unters.* 2, 51: 'Consuetudo quarta est, quod in vigilia nativitatis Christi fideles utuntur magno et longo albo pane in memoriam quod natus et datus est nobis in Bethleem i. e. in domo panis magnus albus panis celestis, scilicet dominus Jhesus Christus, sicut ipse de se dicit etc.' Vgl. auch Usener a. a. O. 1, 283 Anm. 28. W.]

7915. Gwerb, Bericht usw. S. 115: 'An der H. Wyhenacht umb mitnacht machen sie auß Jungfraw pergament vil kleine Zädelein, schreiben in ein jedes die vier büchstaben I. N. R. I., überziehen dieselben mit auß weytzen mäl angemachtem teig, formieren darauf runde kügelein, legen sie heimlich unter ein Altar-tuch, lassen zu bestimmten, aber unterschiedlichen zeyten, drey Mässen darüber läsen: und verschlucken denn derselben eins an einem morgen, und das alles thun sie mit gwüssen worten und zauber Gebättlein, und also sollen sie

1) Zs. f. öster. Vk. 6, 119.

2) Sitten des Tiroler Volkes S. 127 Nr. 907. S. 123 Nr. 885.

desselbigen tags frey und sicher sein vor hawen, stächen, Geschütz und anderem schaden.' Hartmannus, Neue Teuffelsstücklein S. 37: 'indem sothane vermeynte Kunst-Sachen auf vielerley unterschiedliche Noten und Manieren geschrieben und gedruckt werden, als auf Post-Papier, auf Jungfrau-Pergament, auf Oblaten und andern subtilen Sachen.' Kieseewetter, Faust 1893 S. 334. 369f.

7918. Es ist zu lesen 'Geomantia'. Punktierbücher gibt es bis auf den heutigen Tag, aber die Kunst, durch die man die Zukunft zu enthüllen hoffte, dient heute wohl nur noch gesellschaftlicher Unterhaltung.

Vgl. auch Schönbach, Wien. Akad. 142, 35; Wickram, Werke 4, 309.

7919. Zu diesem Zauber gehörten, wie wir sehen, Haare aus der rechten Augenbraue und Krähenblut; es ist aber nicht gesagt, ob die Braue des Zauberers oder eines anderen gemeint ist. Es handelte sich wahrscheinlich um eine übernatürliche Krankheitsbehandlung. Ich möchte erwähnen, dass die Krähe mit den Augenbrauen auch in Gesners Vogelbuch (S. 319) in Beziehung gesetzt wird. Es heisst dort:

'In der Speise genützt (nämlich das Hirn von der Krähe) macht es die Augenbrauen wachsen.' Für 'crawen' hat v. Zingerle 'tauben' [B.].

7923. Vintler spricht hier von der Wünschelrute, welche aus einem gabeligen Zweige, einer sogen. 'Zwiesel' des Haselstrauches hergestellt wurde. Es wird häufig hervorgehoben, dass man zur Herstellung einjährige Schösslinge, sogen. 'Sommerlatten' verwenden müsse.

Vgl. Losch a. a. O. S. 195 Nr. 168. S. 251 Nr. 381; Schulenburg, Wend. Volkss. S. 205; Grohmann, Aberggl. S. 212 Nr. 1476; Kuhn, Herabk. d. Feuers S. 204ff.; Weinhold, oben 11, 11f.; Sökeland, oben 13, 204.

7925. Was die Beschwörerinnen bezwecken, geht aus Vintlers Angabe nicht hervor. Vielleicht sollten die Toten über allerlei Dinge Auskunft erteilen oder ihnen verborgene Schätze verraten; es kann diese Art der Nekromantie aber auch irgend einen andern Zweck gehabt haben. Heyl¹⁾ weist auf diese Stelle hin und erwähnt folgenden Gebrauch aus Tirol:

'Das Todtenziehen (d. h. die Todten werden zu Mitternacht auf der Todtenbahre dreimal um die Kirche gezogen) kehrt in den Berichten alter Leute immer wieder. Soviel einer Todte um die Kirche zieht, mit ebensovielen gewinnt er beim Raufen. Man schlug vorher unter einem ähnlichen Spruch ('Ich schlage an den Kirchenring' usw.) mit dem Eisenring an die Kirchentüre und rief damit die Todten herauf. Sie kamen und setzten sich auf die Todtenbahre, die schon da bereitstehen mußte. Dann begann das Ziehen. Wer damit aufhörte, bevor die Bahre dreimal herum war, verfiel der Gewalt der Todten und wurde zerrissen; aber auch jene, die glücklich dreimal herumgelangten, waren in der größten Gefahr, so lange sie das Bereich des Todes (den Kirchhof) nicht hinter sich hatten.'

Der Ausdruck 'ihr alten Pertling' ist wohl nur ein allgemeines Schimpfwort. In Grimms Wörterbuch habe ich keine Erklärung dafür

1) J. A. Heyl, Volkssagen, Bräuche und Meinungen aus Tirol. Brixen 1897 S. 782 Nr. 110.

gefunden. v. Zingerle erklärt das Wort mit 'barbatus', Kurz¹⁾ übersetzt es mit 'Laienbruder'. Bei Birlinger, Aus Schwaben 2, 441 findet sich aber eine Angabe, welche uns vielleicht zur Erklärung dienen kann:

'Bärtlinge hießen im Ellwangischen die Scharfrichter. Es kann zu Barte = Beil gestellt werden; wahrscheinlich aber gehört es zu Laienbruder, der sich da und dort zum Scharfrichter gebrauchen lassen mußte, „wie denn im Kloster Eberach bei Mannsgedenken ein Convers, Bruder Eberhard, die übelthätliche Pein“ examinirt.' Beroldus 1, 969.

Wahrscheinlich ist die Bezeichnung 'Bärtling' damals auch in Südtirol bekannt gewesen, und vielleicht war sie ein ähnliches Schimpfwort wie unser Wort 'Schinder'. So bedienten sich denn die die Toten beschwörenden Weiber desselben, um die Toten aus ihren Gräbern herauszuärgern. Dem beigegebenen Holzschnitte nach zu urteilen, führten die Weiber diese Nekromantie für andere aus. Man sieht im Bilde die Beschwörerin an der Kirchentür stehen, mit dem Ringe in der Hand. Aus einem offenen Grabe ragt mit halbem Körper ein nackter Toter heraus, welcher ihr den Rücken zudreht. Er hat sich gegen einen Mann gerichtet, welcher vor dem Grabe steht, und diesem scheint er Auskunft zu geben [B.].

7932. Dass in dem letzten Jahrhundert alle abergläubischen Handlungen ausser Gebrauch gekommen sind, welche sich auf den Galgen oder auf den unglücklichen Gehängten beziehen, ist ganz natürlich, da die öffentliche Hinrichtung durch den Strang abgeschafft ist. Um so grösser war die Anzahl zauberischer Massnahmen, die hiermit in Zusammenhang standen, in früheren Zeiten, wo die Galgen selten leer waren. — 'Pfeff in' zieht v. Zingerle zu 'pfäffin' zusammen, das er, wie wir oben sahen, mit Konkubine oder auch mit Hexe erklärt. Es handelt sich dann um Zauber-massnahmen, mit denen man Hexen glaubte herauskennen zu können [B.].

7936. Hier gilt ebenfalls das zu der vorigen Nummer Gesagte. Leider ist nicht angegeben, was man mit dem zur Hinrichtung benutzten Strick zu zaubern vermochte, aber wir finden in den vorher schon erwähnten Aufzeichnungen des Scharfrichters Carl Huss (S. 119) einige Angaben, welche uns hier aufklären können:

'Ein Stabsoffizier hat sich im Krieg einen Hangstrick von einem armen Sünder um den rechten Arm bünden lassen, um im Gefecht nicht überwunden zu werden.' 'Die Schmiede nehmen Armsünderstricke, wilde Pferde zu bezähmen, sie sagen, wann sie das wildeste Pferd damit anhängen, selbiges geduldig wie ein Lamm stehet.'

Um ähnliche Anschauungen mag es sich auch damals in Tirol gehandelt haben [B.].

7938. Der Zauber, oder besser gesagt, das Orakel des Schuhwerfens ist bekanntlich auch heute noch in Übung. Gewöhnlich wird die Silvester-

1) H. Kurz, Gesch. d. deutschen Literatur. 6. Aufl. Leipzig 1873. 1, 841.

nacht, manchmal auch die Weihnacht, dazu ausgewählt. Der Unterschied gegen früher ist nur der, dass jetzt die Spitze anzeigt, wohin man im kommenden Jahre kommen wird. Vielleicht hat Vintler das gleiche gemeint. Die 'râch nacht' ist eine der sogen. 'Rauchnächte'. Es sind heilige Nächte, in welchen feierlich und stillschweigend alle Räume des Hauses und der Ställe mit Weihrauch durchräuchert werden, um die bösen Geister zu vertreiben. Die Nacht vom Weihnachtsheiligenabend zum Weihnachtsfeste ist eine solche Rauchnacht¹⁾. Auch am Lechrain sind die Rauchnächte bekannt. v. Leoprechting²⁾ sagt vom 21. Dezember, dem Tage des Apostels Thomas:

'Mit ihm beginnen die Rauchnächte. Deren sind vier: Weihnachten, Neujahr und H. Dreikönig, allezeit der Vorabend. Die erste und letzte Nacht sind die Hauptrauchnächte' [B.]. — Vgl. zum Werfen des Schuhes oben 4, 161f.

7943. Vom Hufnagel meldet die Rocken-Philosophie (3 Nr. 35):

'Ein ungefehr gefundener Huf-Nagel ist gut, wenn etwas gestohlen worden ist, und man schlägt solchen auf die Stätte, da allzeit Feuer ist, so muß einem das Seine wieder werden.'

Losch a. a. O. S. 206 Nr. 215; S. 227 Nr. 307 berichtet aus Oberschwaben einen ähnlichen Zauber, nur müssen die Hufnägel noch ungebraucht und mit Armsünderschmalz eingefettet sein. Man schlägt sie dann unter dem Sprechen einer langen Beschwörungsformel in einen Birnbaum, dann muss der Dieb das Gestohlene wiederbringen. J. A. E. Köhler (Volksbrauch usw. im Voigtlande) und Birlinger kennen noch anderen Hufnagelzauber. Köhler schreibt a. a. O. S. 430:

'Ein gefundenes Hufeisen, in welchem acht Nägel stecken, muß man dem Kinde in die Wiege legen, dann bekommt es keine Krämpfe.'

Birlinger berichtet dagegen aus Schwaben a. a. O. 1, 404:

'Findst Du ein Hufeisen, das noch alle Nägel hat, nagelst es an die Stalltür, so kann das Wetter nicht einschlagen' [B.]. — Die Segensformel Losch S. 206 Nr. 215 findet sich in wörtlicher französischer Übersetzung im Schweiz. Arch. f. Vlk. 12, 110 Nr. 66.

7945. Hier meint Vintler wahrscheinlich einen Bosheitszauber, wie er bei den Naturvölkern noch sehr weit verbreitet ist. Diese letzteren glauben ganz allgemein, dass allerlei körperliche Unbequemlichkeiten, Schmerzen, Stechen und andere Qualen darin ihre Ursache haben, dass feindlich gesinnte Zauberer ihnen spitze Gegenstände, Fischgräten, spitze Knochen, Holzstücke, Strohhalme und dergleichen in den Körper hinein-gezaubert hätten. Diese Fremdkörper muss ihnen dann der Mediziner

1) J. Krainz, Sitten des deutschen Volkes in Steiermark. Zs. f. österr. Vlk. 1, 69.

2) K. von Leoprechting, Aus dem Lechrain. München 1855 S. 191.

unter Zauberbeschwörungen wieder aus ihrem Körper herausbefördern¹⁾. Ein derartiger Aberglaube ist es wahrscheinlich, welchen Vintler hier im Sinne hat [B.].

7947. Das ist ein Jagdzauber, der sich von selber erklärt. Durch denselben werden die Hunde auf die richtige Fährte des schwer aufzuspürenden Wildes geleitet. Zingerle hat 'nicht jagen'; dann handelt es sich um einen Verhinderungszauber [B.]. — Die Jäger werden neben den Hirten schon früh als Leute bezeichnet, die mit zauberhaften Dingen umgehen. Aber der angeführte Zauber richtet sich meist unmittelbar gegen das Wild und nimmt nicht auf die Hunde Bezug. So schreibt Gwerb a. a. O. S. 86f.:

'Dergleichen verbottne Sprüch und Beschwörungen, gebrauchen vil mal die Jäger und Weydleüth, die fuchs, hasen, geflügel und ander gewild zebannen und zu bestellen, daß sie bestehen müssen, und nicht weichen können, biß sie dem Jaeger zu theil worden, und das ist auch ein Zauberey und Teufelwerck.'

Ähnlich hat es Hartmannus, Greuel S. 100f., der auch in den Neuen Teuffelsstücklein S. 56 schreibt:

'Etliche können das Wild bannen, daß es muß still stehen, und ihnen den Schuß aushalten.' Vgl. auch Andree, Ethnogr. Parall. N. F. S. 45.

7949. Der Glaube, dass die Hexen sich in Katzen zu verwandeln vermögen, ist sehr anschaulich bei Asbjörnsen²⁾ in seinen 'Mühlensagen' geschildert [B.].

Vgl. auch Rochholz, Schweizers. S. 52 Nr. 284 nebst Anm.; S. 54 Nr. 286 a—g.

7963. In der Volksmedizin und namentlich deren Untergruppe, der Beschwörungs- und Besprechungsmedizin, ist es eine ganz gewöhnliche Sache, dass zur Wiederherstellung des Kranken zwei Menschen notwendig sind, welche die Behandlung in dramatischer Weise in Angriff nehmen. Die Behandelnden scheinen immer gleichen Geschlechts sein zu müssen, und wie es nicht verwundern kann, sind es überwiegend zwei Weiber, welche gemeinsam den Zauber ausführen. Das eine derselben nimmt bei oder mit dem Kranken irgendeine sympathetische Handlung vor; das andere Weib fragt dann die erstere, was sie da mache, und diese antwortet darauf, dass sie dem und dem die und die Krankheit beseitige (abschneide, absäge usw.). Der Name des Patienten und der Name der Krankheit muss immer dabei genannt werden. Damit hält man dann den Patienten für geheilt. So spielt sich nun auch hier die Sache ab. Die nächtliche Unruhe des Kindes, das 'Nachtschrei', wird als besondere, natürlich als Person gedachte, Krankheit betrachtet. Das damit behaftete Kind trägt man an einem bestimmten Tage in das Freie, und in seiner

1) Vgl. M. Bartels, Die Medicin der Naturvölker. Leipzig 1893.

2) P. Ch. Asbjörnsen, Auswahl norwegischer Volksmärchen und Waldgeister-Sagen. Übersetzt von H. Denhardt, Leipzig 1881 S. 139; man vgl. auch Nork a. a. O. S. 551 - 560.

Nähe wird ein Feuer angezündet, das dann die Beschwörerin mit einem Holzsecht schlägt. Darauf folgt nun die Frage der anderen Person, in diesem Falle der Mutter des kranken Kindes, und die Behandlung schliesst dann ab mit der Antwort der ersten Beschwörerin, dass sie dem Kinde der Fragenden seine Krankheit beseitige. Die Krankheit 'Massleid' erklärt Grimms D. Wb. als 'Abneigung gegen Speise, Ekel'. Appetitmangel findet sich bei kranken Kindern, namentlich in der Zahnperiode, sehr häufig, und solche Kinder schreien viel und besonders in der Nacht. Beides soll der Zauber heilen. 'Newen' erklärt Grimms D. Wb. als 'zerstampfen, zerstoßen'. Dass nun auch alle Meineidzungen entzweigen sollen, ist wohl nicht nur eine poetische Ausschmückung, sondern es sind damit die Zungen gemeint, durch deren Berufungen und Besprechungen nach dem Glauben der Weiber die Erkrankung des Kindes verschuldet worden ist [B.]. — Ähnliche Verrichtungen, wie sie in unserer Stelle die Frauen vornehmen, werden in der Segenliteratur öfter erwähnt. So heisst es in einem Hexenprozess aus dem Jahre 1620 (Mone, Anz. 7, 427):

'Die K. sollte die Kinder under den freyen Himel getragen und gesegnet haben' und das.: 'Die K. habe das Kind auf den Soler in Hof getragen, worüber iren Segen, aber ganz still, gemacht'. Gwerb a. a. O. S. 139 berichtet: 'Dieser zeyt, ist bei einem groben theil der Weibern kein gebräuchlicherer Sagen, als der Sagen für den Edticken (hectica, Schwinden) . . . Da muß des kunds Mütter jhr Kind drey Sonntag nach einandren, und an einem jeden Sonntag drümal, außert das Haus tragen under den freyen Himmel, wenn der tag anbricht, und die Sonn auffgehen wil, und alßdann gewüsse abgöttische wort sprechen.' Der dabei gesprochene Segen fing so an: 'Komm du Heiliger Sonntag' (vgl. a. a. O. S. 302). Er ist aus anderer Quelle vollständig abgedruckt in Mones Anz. 6, 459. Auch Hartmannus (Greuel S. 112) erwähnt diese Zauberhandlung: 'Kindswärterinnen wissen stets etwas heilloses, so bald nur das geringste dem Kind will mangeln, da soll es beschrien worden seyn, in dem eine Atrophia sich ereignet: es soll, weiß nicht was, gebraucht werden, in die Wiege gelegt, vor Aufgang der Sonnen, unter den freyen Himmel getragen werden, und was des Wesens mehr ist.'

7975. Der 'Ohrenmutzel' ist nach Höfler das 'Ohrenstechen'. Auch hier ist die Krankheit wieder personifiziert. Die zu ihrer Beseitigung angewendete Beschwörung gehört in diejenige Gruppe der Beschwörungen, durch welche der Krankheitsdämon in die Flucht getrieben und verjagt wird¹⁾. Vielleicht hat man sich aber die Ohrenscherzen durch ein in das Ohr gekrochenes Tier verursacht gedacht, das nun herausgetrieben werden muss. Bei Fossel²⁾ findet sich nämlich die Stelle:

'Der Ohrenschmerz, das 'Ohrweh', der 'Ohrenzwang', wird auf dem Lande, besonders bei Kindern, dem vermeintlichen Hineinkriechen des Ohrwurmes, des 'Ohrwutzels' (Forficula auricularia) zugeschrieben'.

1) Vgl. M. Bartels, Über Krankheits-Beschwörungen, oben 5, 1—40, bes. S. 21 ff.

2) V. Fossel, Volksmedizin und medicinischer Aberglaube in Steiermark, Graz 1886 S. 95.

v. Zingerle erklärt auch 'orenwützel' im Wörterbuch mit 'Ohrwurm' [B.].

Eine ähnliche Handlung, wie die von Vintler angeführte, wird in¹ Schlesien zur Beseitigung des 'Bernickel' (Gerstenkorn?) gebraucht; man spricht dabei: 'Bernickel, ich drück dich mit'n Bettzipfel'. Mitt. d. schles. Ges. f. Vk. Heft 14, 87 Nr. 2.

7983. Zaubermassnahmen mit dem Knäuel sind aus den Sagen der Isländer¹⁾ bekannt. Gewöhnlich handelt es sich darum, dass eine beherzte Person ihren Strickknäuel in das offenstehende Grab eines umgehenden Toten hinabwirft. Dieser vermag dann nicht eher in sein Grab zurückzukehren, als bis der Knäuel wieder herausgenommen ist. Das geschieht dann aber erst, nachdem der Tote über allerlei wichtige Dinge Auskunft gegeben und fest versprochen hat, nicht wiederzukehren [B.].

Vgl. auch Wuttke § 299.

7985. Diese Vornahme gehört nicht in das Gebiet der Zauberkünste, sondern sie ist eine echte Volkstherapie, welche auch heutiges Tages noch allgemein in Übung ist. Der 'Nassel' — v. Zingerle hat 'affel' — ist nämlich nach Höfler die sogenannte Akelei, 'der schlimme Finger aus heiler Haut', oder mit dem wissenschaftlichen Namen das Panaritium, und dieses wird im Volke auch jetzt noch mit allerlei Breiumschlägen behandelt [B.].

7990. Das Tuch, mit welchem dem Toten der Schweiss vom Gesicht oder der Schaum vom Munde gewischt worden war, oder dasjenige, mit dem der Tote gewaschen wurde, wird in der Volksmedizin zu allerlei sympathetischen Heilungen verwendet. Namentlich kann man sich mit solchem Lappen Flechten, Warzen und Sommersprossen beseitigen, wenn man die kranken Stellen damit bestreicht und reibt.

Anderen Zauber mit dem Totentuch kennt Bartsch aus Mecklenburg (a. a. O. 2, 91 Nr. 292):

'Das Tuch, mit dem eine Leiche gewaschen ward, bewahren viele Leute auf, so daß weder Mond- noch Sonnenschein daran kommen kann, um, wenn ihnen ein Pferd, eine Kuh, ein Schwein usw. krank wird, die Krankheit durch Berührung des Tieres mit dem Tuche zu vertreiben' [B.]. — Vgl. Schweiz. Arch. 1, 218.

7991. Vintler scheint hier auf einen Zauber anzuspieren, der sich an das sogenannte Nestelknüpfen und die damit zusammenhängenden Dinge anschliesst. Der beigegebene Holzschnitt lässt keinen Zweifel darüber, was unter 'Geschirr' zu verstehen ist [B.]. — Wenn es sich hier nur um einen bildlichen Ausdruck dafür handelt, dem Manne durch eine Zauberhandlung 'die Stärke zu nehmen', so liessen sich viele Belege anführen z. B. Schmitz, Bussb. 1, 460:

1) Vgl. M. Lehmann-Filhés, Isländische Volkssagen, aus der Sammlung von Jón Arnason, Berlin 1889–1891. K. Maurer, Isländische Volkssagen der Gegenwart, Lpz. 1860.

‘Femina, quae arte aliqua maleficii possibilitatem coeundi viris aufert, ut non possint legitima exercere conubia’. Ferner Lommer, Volkstüml. aus d. Saaltal S. 16f.; Wuttke § 396; Weier, De praest. S. 280.

Vielleicht muss man aber nicht notwendig den Ausdruck für einen bildlichen halten. Wenigstens findet sich im *Theatrum de Veneficiis* S. 311 die Angabe:

‘Viel mehr unglaubens treiben hie die armen Weiber mit der Männer Glied, die sie von jme nemmen.’ Aber auch hier wird hinzugefügt: ‘Wiewol das etlich nicht so hart verstehen, dz die Glied ganz wesentlich vom Leib gerissen oder abgeschnitten werden.’ Vgl. jedoch *Alemannia* 3, 137.

7993. Das ‘Faren’ oder die ‘Far’ ist das gespenstische Fahren und Reiten durch die Luft, wie es nach dem Glauben früherer Jahrhunderte Hexen und Hexenmeister nach Belieben ausführen konnten. Als Vehikel dienten bekanntlich Besen, Schemel, Böcke, Kälber und Schweine oder auch ein Zaubermantel. Zu dieser Gruppe gehört auch der unter Nr. 7899 und Nr. 7904 angeführte Zauber. Vintler handelt über diese vermeintliche Zauberkunst an einer anderen Stelle ausführlich, wo er ein Gespräch zwischen dem Bischof Germanus von Siena und einem solchen Hexenmeister anführt. Er ist der Meinung, dass diese Luftfahrten gar nicht stattfinden, sondern dass die Zauberer und Hexen nur durch die Verblendung des Teufels glaubten, dass sie das alles in Wirklichkeit getan hätten [B]. — Aus der Unzahl der Berichte über Hexenfahrten mögen hier nur erwähnt werden:

Schmitz, Bussb. 2, 425. 429. 442f.; Stöber, Zur Gesch. d. Abergl. 17. 20; Schönbach, Wien. Akad. a. a. O. S. 21f.

Eine ähnliche Auffassung wie bei Vintler, nämlich dass die Fahrt nur in der Einbildung der betr. Weiber stattfinde, findet sich bei Weier, De praest. S. 216:

Eine Frau berichtet dort, ‘daß ihr oft nachts im traum vorschwebe, wie sie sammt andern uff dem Viehe hin und wider durch die Felder reite.’

8189. ‘Etlich lert er (nämlich der Teufel) nemen das ay Dz an dem weichenacht pfintztag wirt.’ Hier handelt es sich um eine mir unbekannte Zaubermanipulation. Wahrscheinlich glaubte man, dass zur Winterszeit durch diesen Ei-Zauber der Hexenmeister plötzlich die Natur in Sommerpracht umzuwandeln vermochte. v. Zingerle hat die Lesart: ‘das ai das an dem weihenpfintztag wirt.’ Ist dieses das Richtige, dann schliesst sich der Zauber an die Zaubermassnahmen mit den Gründonnerstags-Eiern an [B.]. Oben 7, 251; Zs. f. rhein. u. wf. Vk. 8, 147.

8191. Es ist hier unstreitig von einem Zauber die Rede, welcher in das unendlich weite Gebiet des Liebeszaubers zu rechnen ist¹⁾. Die Ingredienzien dazu müssen durch das Hochamt geweiht und gesegnet sein.

1) Vgl. Ploss-Bartels, Das Weib a. a. O. 1, 642ff.

v. Zingerles Lesart 'chramp' für 'kampff' halte ich für unrichtig [B.]. — Indessen sind zauberische Massnahmen gegen den Krampf — wenn auch nicht die von Vintler angeführte — schon früh zu belegen und heute noch sehr verbreitet. Vgl. Zs. f. d. A. 13, 197; 17, 560; Köhler, Voigtl. S. 408; Zs. d. V. f. Vk. 12, 106 [W.]. Schweiz. Arch. 12, 103 Nr. 36; oben 16, 175 Nr. 28; Pfarrhaus 16, 104.

8194. Der Glaube an das Beschrienwerden ist auf dem Lande immer noch in frischer Blüte. Eine Gegenmassregel besteht darin, dass man dem Frevler etwas Böses anwünscht, wie hier in unserem Falle das Erkrummen der Zunge. Ähnliches trafen wir schon unter Nr. 7973 [B.]. — Von der weiten Verbreitung des Glaubens an das Beschreiben zeugt eine sehr grosse Zahl von Segensformeln, die die Wirkung des Beschreibens aufheben sollen. Von diesen Formeln finden sich fast in jeder Sammlung mehrere Beispiele.

8198. Ich möchte daran erinnern, dass namentlich in der Silvesternacht vielfach Spiegelzauber betrieben wird. Bekanntlich müssen sich dabei die Mädchen vollständig nackt um Mitternacht vor den Spiegel stellen und in manchen Gegenden dabei auch noch eine Zauberformel sprechen; dann zeigt ihnen das Spiegelbild ihren zukünftigen Geliebten. Aber auch sonst noch gab es Zauber mit dem Spiegel, und Nicolaus Dinckelsbühl (Panzer a. a. O. 2, 263) beschuldigt namentlich 'farende schüler die in spiegel sehen mit schwartzer Kunst.' Herzog Maximilian in Bayern (Panzer a. a. O. 2, 270) verbot im Jahre 1611 alles 'angemast wahrsagen durch spiegel, oder Glaß, oder durch christall oder parillen.' Auch U. Jahn (a. a. O. S. 186 Nr. 695) berichtet von einem Zauber 'Einen Spiegel zu machen, worin man alles sehen kann' [B.].

Vgl. ferner: Abt, Apologie des Apuleius S. 99f.; Frommann, De fascin. S. 727; Zs. f. d. Myth. 3, 330; Kiesewetter, Faust S. 461ff.; Bartsch, Mecklenbg. 2, 8f.; Schweiz. Arch. 12, 123 Nr. 7; Wutke s. Index; R. Wunsch, Hess. Bl. f. Vk. 3, 154.

8217. Der arme Laubfrosch wird also von den Ameisen bei lebendigem Leibe skelettiert, und die Knochen werden dann als Zaubermittel angewendet. Heyl a. a. O. S. 787 Nr. 142 kennt den Aberglauben aus Brixen, und Panzer a. a. O. 2, 307 berichtet ähnliches aus Bayern. Der Laubfrosch muss an dem Georgitage vor Sonnenaufgang in den Ameisenhaufen eingesenkt werden und bis zum folgenden Georgitage darin verweilen.

'Will man die Spröde bannen, so bestreicht man sie mit dem Beinchen zu sich, will man ihrer wieder los sein, von sich.'

Aber auch in anderen Ländern ist dergleichen Aberglaube bekannt. Als Heilmittel gegen die Schwindsucht wird dieser Zauber nach Fossel a. a. O. S. 105 in Steiermark angewendet [B.]. — Auch Weier (De praest. S. 233) berichtet schon von diesem Aberglauben:

‘Unter diese bulerische Gift werden gezehlt . . . Item eines grünen Frosches gebein, so in einem Ameissen hauffen abgenaget. Denn sie geben für, das linck gebein bringe liebe und holdschafft, das recht aber widerwillen und feindschafft. Oder wie andere darvon schreiben, Recipe Fröschen Gebein von den Ameissen abgenaget, wirffs in das Wasser, deren etlich werden emporschwimmen, etlich sich aber an den Boden setzen, diese zusammen in weiße seidine lümplin gebunden und auffgehengt, erwecken liebe, jhene aber, so ein Mensch darmit angerürt, bringen haß.’ Vgl. ferner Zs. f. d. Myth. 3, 328f. (aus einer Hs. des 16. bis 17. Jahrh.); Grohmann, Abergl. S. 82 (Daher Wuttke § 451); Bartsch, Mecklenbg. S. 353 Nr. 1661 a—b; W. v. Schulenburg, Wend. Volkst. S. 118; Wallonia 2, 62: 1. Pour se faire aimer d’une femme. 2. Pour évoquer le diable. Nach Lammert (Volksmedizin S. 152) gilt am Böhmerwald der Wahn, ‘dass, wenn man einer Dirne Hand mit den Pfötchen eines Laubfrosches, der am Lukastage gefangen wurde, blutig ritzt, dieselbe zur Liebe, ja selbst zur Raserei getrieben werde.’

Vermutlich wird man auch hier weniger an die ‘Pfötchen’ als an die ‘Beinchen’ d. h. Knöchelchen denken müssen, so dass auch hierin ein Nachklingen des von Vintler angeführten Verfahrens zu erblicken wäre. Nach Jühling S. 39 hilft die Manipulation gegen die kranke Lunge, und Alemannia 3, 134 heisst es: ‘und findt ein Stein in dem Glas und wan du schießen wilt, triffest du damit was du wilt.’

8225. Zs. f. öst. Vk. 13, 137: ‘Am hl. Abend nimm das, was auf dem Tisch übrig geblieben ist, mache es zu Pulver und gib es dem, der die schwere Krankheit hat’; Alemannia 3, 131: ‘Nimb die brosameln an den hl. 3 tagen als ostern, pfingsten und weihnachten’ (um ‘Diebstahl auf der statt widerumb herzubringen’).

8229. Auch in diesem Falle versäumt Vintler anzugeben, was die Leute mit dem vom Kruzifix abgeschnittenen Span für Zauberkünste zu treiben pflegten. Ich will aber eine Angabe von Ilwof erwähnen (oben 7, 189):

‘Die eine Angeklagte bohrte einem Kreuzbilde die Augen aus und sagte, wenn sie diese Augen bei sich habe, könne niemand sie sehen’ [B.].

8239. Pritzel und Jessen geben für die Pflanze Widertat die Namen *Asplenium ruta muraria* und *trichomanes*, *Polytrichum commune*, *Saxifraga dizoon* und *Thaliectrum flavum*. Diese vielen Namen beweisen wohl deutlich, dass man selber nicht immer wusste, welches die Pflanze Widertat war [B.]. — Vgl. oben 15, 180 Nr. 3 (1565).

8241. Die in der damaligen Zeit gewiss nicht ganz seltenen himmlischen Verzückungen frommer Gemüter erklärt hier Vintler ebenfalls als ein Blendwerk des Teufels, vor dem er seine Leser zu warnen bemüht ist. Er schliesst zum Belege dafür eine lange Verzückungsgeschichte aus Thomas von Aquino an.

Hiermit ist Vintlers Aufzählung des Aberglaubens zu Ende; er führt dann noch einige Geschichten von Hexen und von Teufelsverblendungen an, welche aber ausserhalb des Rahmens meiner Betrachtungen liegen.

Denn, wenn sie auch abergläubisch sind, so gehören sie doch nicht in den Bereich der eigentlichen abergläubischen Gebräuche. Die Besprechung dieser letzteren allein aber hatte ich mir zur Aufgabe gemacht.

Der Leser wird aus den obigen Auseinandersetzungen wohl ersehen haben, dass mancher landläufige Aberglaube, der auch heutigen Tages noch in unserem Volke feste Wurzel besitzt, auf ein Alter von mindestens 600 Jahren zurückblicken kann. Die eine oder die andere abergläubische Massnahme aber, welche damals noch im vollen Gebrauche stand, ist uns allerdings im Laufe der Zeit verloren gegangen und oft sogar vollständig unverständlich geworden. Andere abergläubische Handlungen sind zwar ebenfalls verschwunden, aber wir können sie noch voll begreifen und in ihren Grundanschauungen verstehen. Dass sie nicht mehr in Wirksamkeit sind, das hat seinen Grund darin, dass veränderte kulturelle Verhältnisse ihre Lebensbedingungen vernichtet haben. Dahin müssen wir allen Zauber rechnen, der mit dem Galgen und dem Gehängten oder mit Hingerichteten überhaupt und mit deren Körperteilen usw. vorgenommen wurde und früher eine so hohe Bedeutung besass.

Das abergläubische Denken im grossen und ganzen ist aber auch heute noch dasselbe geblieben wie vor vielen Jahrhunderten; und namentlich auf dem Gebiete des Heilkünstlerzaubers hat auch Aufklärung und Naturwissenschaft noch wenig Erleuchtung in die breiten Schichten des Volkes zu tragen vermocht, und es will für mich den Anschein gewinnen, dass diese Gruppe des Aberglaubens so fest in der Menschenseele begründet ist, dass alle Versuche, ihn auszurotten, für alle Zeit vergeblich bleiben werden.

Jedenfalls müssen wir dem Sänger vom Runkelstein grossen Dank zollen, dass er sich der Mühe unterzogen hat, diese interessanten, abergläubischen Sitten und Gebräuche für die Nachwelt aufzuzeichnen; und wir werden ihm unsere volle Anerkennung nicht vorenthalten für den hohen Grad von Aufklärung, der sich in seiner Aufzählung ausspricht. Dass Hans Vintler, wie alle Gebildeten seiner Zeit, gleich den niederen Volksschichten, an die Macht eines persönlichen Teufels geglaubt hat, können wir ihm nicht zum Vorwurf machen. (M. Bartels.)

Berlin-Halensee.

Drei Puppenspiele vom Doktor Faust¹⁾.

Herausgegeben von **Johann Lewalter** und **Johannes Bolte**.

(Vgl. oben S. 36–51.)

II. Die Fassung des Puppenspielers O. Seidel.

Doktor Faust.

Puppenspiel in drei Aufzügen.

(Aufgeführt in den siebziger Jahren auf einem Kaspertheater. Nach der eigenhändigen Niederschrift des Puppenspielers Herrn O. Seidel, Neuschönefeld, Karlsstr. 2, Erdgeschoss).

Personen des Stückes.

Doktor Faust. — Kasper, sein Diener. — Teufel. — Bauern.

Erster Aufzug.

Wald. Bauern, von einem Volksfeste heimkehrend, treten auf.

Erster Bauer: So, jetzt wären wir da, denn nur hier ist dieser Platz, wo uns der Kasper nicht entkommen kann. Durch diesen Hohlweg muss er kommen, denn kein anderer Weg führt nach unserm Dorf. Heut abend muss er uns nun endlich sagen, wie sein Herr heisst. Doch müssen wir dies schlaue andrehen, denn dieser Kasper ist noch schlauer wie wir.

Zweiter Bauer: Ja, beim Volksfeste habe ich ihn schon fangen wollen, aber stets war er verschwunden. Wir müssen eben sehen, dass uns der Kasper es verrätet; wissen muss er, wie sein Herr heisst, denn er ist ja der Diener von dem grossen Mann.

Erster Bauer: Hört, Kameraden, ich habe viel Geheimnisvolles von seinem Herrn gehört. Viele munkelten, er wäre ein grosser Zauberer, ungefähr wie Rübezahl, andere sagen wieder, er soll mit dem Teufel einen Bund geschlossen haben. Kurz und gut, man weiss nicht, was man denken soll. Nur einer kann uns darüber aufklären, und dieser Eine ist der Kasper.

1) Zu den oben S. 37f. aufgezählten Puppenspielen möchte ich nachtragen:

M¹. Erste Fassung des Puppenspielers Max Moebius aus Döbeln, nach dem Ms. germ. quart 1156, 31 der Kgl. Bibliothek zu Berlin hsg. von Bruinier, Faust vor Goethe II: Das Volksschauspiel vom Doktor Faust in drei Fassungen der Moebius'schen Überlieferung (Progr. Anklam 1910) S. 3.

M². Zweite Fassung des Max Moebius, nach dem Mgq. 1156, 8a–b der Berliner Bibliothek hsg. von Bruinier 1910 S. 30. Darin ist die Fassung Geisselbrechts benutzt, auf den auch eine Weimarer Hs. zurückgeht. Aus Klingemanns Drama stammt der Tod von Fausts Frau Gretchen und von Fausts Eltern, der aber nicht hier, sondern in **M¹** S. 28 dem Helden als drei unsühnbare Frevel vorgehalten wird, die sein Lebensmass voll machen. — Von der Fassung **M³** (Berliner Mgq. 1156, 7) gibt Bruinier S. XI–XIV eine Inhaltsübersicht.

Zu S. 37^b: R. Frank, Wie der Faust entstand (Berlin 1911) S. 114–153.

Zweiter Bauer: Wo er nur so lange bleibt! Halt! Irre ich nicht, so höre ich ihn kommen. Jawohl, Kameraden, das ist er, das ist der Kasper. Also jetzt aufgepasst! Und sofort muss er in unsre Mitte, damit er nicht wieder fort kann.

Kasper (singend auftretend):

Grad aus dem Wirtshaus komm' ich heraus,
Strasse, wie wunderbar siehst du mir aus¹).

(Beim letzten Worte 'aus' stösst er mit dem Kopf an die Köpfe der Bauern.) Sappermenter noch einmal, ich glaube, ich habe mich an einen Briefkasten gerannt.

Bauern: Nein, an uns ist er gerannt.

Kasper: Na, da stellt euch andermal nicht in den Weg.

Erster Bauer: Lass das, lieber Kasper! Tritt lieber in unsre Mitte und erfülle unsern Wunsch, den du schon lange uns erfüllen wolltest. Wir wollen weiter nichts wissen, als wie dein Herr heisst.

Kasper: Wenn's weiter nichts ist, das kann ich euch schon sagen.;

Alle Bauern: Hurrah! Es lebe der Kasper und sein Herr!

Kasper: Doch halte mal! Das darf ich doch gar nicht verraten. Mein gnädiger Herr hat es mir verboten, sonst geht es mir an den Kragen.

Erster Bauer: Lieber Kasper, du kannst uns allen trauen. Hier verrätet dich keiner. Sagt, Kameraden, was macht ihr mit dem, der den Kasper verrätet?

Alle Bauern: Den schlagen wir tot, den hängen wir auf.

Kasper: Na gut, selber sagen tu ich's euch nicht, sondern raten sollt ihr.

Bauern: Jawohl, Kasper. Also heraus mit der Sprache!

Kasper: Na, passt mal auf! Wer ist denn der Mann, der bei euch die Krankheiten heilt?

Bauern: Das ist der Doktor.

Kasper: Richtig. Das ist also der Vorname von meinem Herrn.

Bauern: Und den andern Namen?

Kasper: Was ist denn das, wenn ich meine Hand zusammenballe?

Bauern: Eine Faust, eine Faust.

Kasper: Na, nun wisst ihr's, wie er heisst.

Alle Bauern: Ah! Doktor Faust, Doktor Faust.

Erster Bauer: So, nun ist unser Zweck erreicht. Wir danken dir, lieber Kasper, und verraten wird dich keiner. Adieu, lieber Kasper. Es lebe der Kasper!

(Bauern ab.)

Kasper: Kreuzversetzte Lätschen! Jetzt mücht ich 'ne Stunde schlafen und dann ins Bette. Jetzt gehe ich aber auch zu Hause, denn wenn mein gnädiger Herr mich ruft, da bin ich nicht zu Hause. (Beim Abgehen singend):

Und hab'n wir keine Betten,
So schlafen wir auf Stroh,
Da beisst uns keine Wanze,
Da beisst uns auch kein Floh.

(Der Vorhang fällt)

1) Das um 1835 von H. v. Mühler gedichtete Lied nimmt sich in dieser Umgebung etwas wunderlich aus.

Zweiter Aufzug.

Fausts Zimmer, etwas dunkel.

Faust: Wie schön ist doch die Nacht, wenn alles schläft und keiner wacht! Wenn Gewitter toben und Stürme heulen, wenn alle Menschen und Tiere ruhen, dann ist's nur einer, der keine Ruhe hat — es ist der Faust. Nicht ruhen und rasten werd ich, als bis ich mit dem Teufel einen Bund auf Leben und Tod abgeschlossen habe. Die ganze Welt will ich sehen und kennen lernen, die Geheimnisse der bösen Menschen aufdecken und sie strafen. Dazu soll mich der Teufel behilflich sein. Ihr himmlischen Götter, verzeihet mir diesen Schritt, denn ich kann nicht anders. Doch es ist nun Zeit, denn die Stunden fliegen dahin, und mein Werk ist nicht vollbracht. (Es schlägt 12 Uhr.) Ha, da schlägt es schon! Nun, Faust, an das Werk! Sobulos — Heros — Pluto! (Mit donnerähnlichem Getöse erscheint ein Erdgeist.)

Geist: Faust, halt ein, und gehe keinen Schritt weiter, sonst gehst du einem schrecklichen Untergang entgegen!

Faust: Na nu, was soll das heissen? Ich will den Teufel sehen und nicht dich elendes Knochengerippe. Hinweg aus meinen Augen!

Geist: Faust, bedenke, was du tust! Denn wisse wohl, ich bin ein guter Geist, der es gut mit dir meint. Der Teufel treibt nur falsches Spiel, um dann deiner Seele einen jammervollen Tod zu bereiten. Triumphieren wird er, wenn er deine Seele in seiner Gewalt hat. Drum Faust, ich beschwöre dich bei allen Geistern, lass ab von deinem Tun und Treiben mit dem Teufel!

Faust: Was nützen mir eure Geister, welche keine Macht auf der Erde haben! Kurz und gut, mein Plan ist gemacht: den Teufel will ich sehen und sprechen. Und nun packe dich hin, wo du hergekommen bist, elendes Gerippe!

Geist: Faust, Faust, bedenke, was du tust! Die Reue kommt später. Noch ist es Zeit. Deine Seele ist noch rein. Willst du nicht, so gehe in dein Verderben hinein, geniesse das Leben in vollen Zügen! Tritt dann aber die letzte Stunde in ihr Zeichen, dann Wehe! Wehe! Wehe! — (Der Geist verschwindet.)

Faust: So, nun soll mich kein Geist wieder stören, meinen Zauberspruch auszusprechen. Sobulos — Heros — Pluto — Heranos! (Unter Feuer und Geräusche erscheint der Teufel. — Faust schrickt zurück.)

Teufel: Der Teufel ist aus der Hölle heraufbeschworen worden. Was verlangt ihr? Hier bin ich.

Faust: Halte dich stets drei Schritte von mir entfernt und lass mich mit dir unterhandeln! — Sag, schwarzer Satan, kannst du mir ein Leben verschaffen, welches bloss aus Lust und Freude besteht? Die ganze Welt will ich sehen und die Geheimnisse der bösen Menschen erraten und die Geister bannen können.

Teufel: Dies und noch mehr kann ich dir verschaffen. Durch die Lüfte sollst du schweben. Aus dem Freudentaumel sollst du nicht herauskommen. Ich will dir ein Leben bieten, was keiner dir bieten kann.

Faust: Ha, falscher Teufel, willst du mich in dein Netz locken! — Und was ist deine Forderung?

Teufel: Meine Forderung ist nicht gross; ich verlange weiter nichts als deine Seele.

Faust: Gut, meine Seele soll dein sein, aber zweihundert Jahre soll mir der Teufel dienen.

Teufel: Zweihundert Jahre, das ist zu lange. Faust, bedenke, dass dir das Leben später zum Überdruß wird. Fünfzig Jahre sind völlig genug. Also Faust, schlag ein!

Faust: Nun denn, so sei es, falscher Satan. Dein Spiel sollst du gewonnen haben.

Teufel: So wollen wir das Bündnis abschliessen, und deinen Namen sollst du mit deinem Blute unterschreiben. (Der Teufel bringt eine Rolle Papier, Faust unterzeichnet.) So, von nun an wird der Teufel stets bei dir sein. Auf Wiedersehen, wenn deine letzte Stunde geschlagen hat! Ha! Ha! Ha! (Er verschwindet unter Gelächter.)

Faust: Was habe ich getan! Habe dem Teufel meine Seele verschrieben! Und wie er triumphiert! Es ist einmal geschehen. Sodann ans Werk! (Faust geht ab, hinter ihm der Teufel.)

(Der Vorhang fällt.)

Dritter Aufzug.

Fausts Zimmer.

Kasper: Ei Sappermenter, hol' mich der Kuckuck, mit meinem gnädigen Herrn muss was los sein. Seit zwei Tagen kann er nicht schlafen; manchmal da weint er oft stundenlang, dann rast er wieder im Zimmer auf und ab, und allemal schimpft er auf den Teufel. Wenn ich wüsste, dass der Teufel dran schuld wäre, da haute ich ihm aber die Jacke voll. Ich werde mich mal hier verstecken und werde ihn mal belauschen. Halt, da kommt mein Herr schon. Da reiss ich aus.

Faust: Heute ist der letzte Tag, wo mir der Teufel dient, heut Nacht 12 Uhr ist die Zeit um, wo ich meine Seele aushauchen werde. Keine Stunde kann ich mehr schlafen, jedes Geräusch greift meine Nerven an. Die 50 Jahre sind mir verflossen wie 50 Stunden. Ach, was habe ich getan! (Es klopft; Faust schrickt zusammen, Kasper kommt.)

Kasper: Gnädiger Herre, es hat geklopft.

Faust (ärgerlich): Ich habe doch gesagt, dass mich niemand stören soll. Geh hinaus und frage, wer da ist. (Kasper geht und kommt gleich wieder.)

Kasper: Der Ochsenhändler ist da.

Faust: Sag ihm, ich brauche keine Ochsen, denn ich hätte an dir Ochsen genug.

Kasper (ruft laut): Mein gnädiger Herr braucht keine Ochsen, er ist selber Ochse genug. So, jetzt habe ich's ihm aber gesteckt.

Faust: Also nun verlasse mich und wage ja nicht wieder, in mein Zimmer zu treten, ohne dich zu melden oder anzuklopfen!

Kasper: Zu Befehle, gnäd'ger Herre. (Für sich.) Aber aufpassen tu ich doch! (ab.)

Faust: Je näher die Stunde rückt, desto ängstlicher werde ich. Doch horch: es schlägt $\frac{1}{2}$ 12 Uhr. Noch eine halbe Stunde! Aber, schwarzer Satan, freuen sollst du dich doch nicht! Meine Seele soll den himmlischen Göttern sein, den Geistern, auf welche ich nicht gehört habe. Ihnen vermache ich sie. (Mit donnerähnlichem Krachen und Blitzen erscheint der Teufel.)

Teufel: Faust, mache dich zur Höllenfahrt bereit! Die Stunde wird gleich schlagen.

Faust: Ha, schrecklicher Teufel, ich bin bereit; doch meine Seele sollst du nicht haben, denn ich habe sie den Göttern vermacht.

Teufel: Es hilft kein Bitten, es hilft kein Ach. So lange wie der Teufel deine Seele hat, lässt er auch nicht nach. (Es schlägt 12 Uhr.) Und nun vorwärts! (Unter anhaltendem Blitzen und Donnern erscheinen noch mehr Teufel und ziehen Faust mit sich.)

Kasper (erscheint mit 'nem Knüppel und haut drauf los): Halt, hier müssen wir mal mit nachhelfen. Ihr Spitzbuben, ihr Hallunken, ihr wollt meinen Herrn umbringen! Euch soll doch gleich der Popanz holen! (Haut die Teufel tot; Faust ist verschwunden.) Solche Hallunken wollten meinen gnädigen Herrn umbringen. Ich will euch zeigen, was die Metze Besen kostet. Kommt einer raus, ich hau 'm eine vor das Gesangbuch, dass die Melodie zum Backen herunterläuft. So, jetzt nehme ich die schwarzen Kohlenbrenner und lasse Wichse draus kochen, dann suche ich meinen Herrn auf. (Nimmt die Teufel, schleudert sie hin und her und geht singend ab.)

(Der Vorhang fällt.)

(Schluss.)

III. Die Fassung des Puppenspielers Julius Kühn.

Doktor Faust.

Ein Puppenspiel in vier Aufzügen.

(Aufgeführt im Münchener Kasperletheater 'Theater Kühn' im Jahre 1895. Nach der eigenhändigen Niederschrift des Puppenspielers und Kasperletheaterdirektors Herrn Julius Kühn, Hamburg IV, Seilerstrasse 32¹).

Personen des Puppenspiels.

Doktor Faust.
Gretchen, seine Gemahlin.
Kasper, sein Diener.
Mephisto.
Verschiedene Teufel.

Der Nachtwächter.
Bauern.
Ein Engländer.
Eine Stimme.

Erster Aufzug.

Studierzimmer Fausts.

Faust (eintretend): Hier wär' ich nun in meinem Studierzimmer, in meinem geheimen Kabinett. Dort meine Präparate und hier meine geheimnisvollen Bücher. Aber was nützen sie mir? Die Leute sagen, ich wär' ein reicher, studierter Mann. Aber was nützt mir das? Ich bin nicht reich, sondern ich bin arm wie eine Kirchenmaus. Ich will nicht mehr der arme, alte Faust sein, sondern ich will reich, jung und schön werden. Wie fange ich das aber an? — Halt! ich hab' es, ich werde Satanas, den Fürst der Hölle, zitieren, und er wird mir behilflich sein. — Hier in diesem Buche stehen die geheimnisvollen Worte. Wenn ich sie spreche, muss er mir gehorchen. Ich weiss nicht, wie mir zu Mute wird; bange Ahnungen durchziehen mein Gemüt. (Es schlägt zwölf Uhr.) Es ist Mitternacht. Und nun ans Werk. (Faust schlägt sein Studierbuch auf.) Die Buchstaben, sie werden grün und rot, sie fangen an, sich zu bewegen. Hier steht der Zauberspruch: Schento — metschento — maliwato — schiri — schmiri — schatschiro! (Es fängt an, in der Ferne zu donnern.) Ha! er hat mich schon vernommen! Und nun das zweite Mal: Schento — metschento — maliwato — schiri — schmiri — schatschiro! (Es fängt an, stärker zu donnern und zu blitzen.) Ich höre das Getöse der Hölle; es kommt näher. Und nun das dritte und letzte Mal: Schento — metschento — maliwato — schiri — schmiri — schatschiro!

Mephisto (unter Blitz und Donner erscheinend.) Faust, Faust, warum hast du mich gerufen?

Faust: Höre, Mephisto, die Leute sagen, ich wäre ein reicher, studierter Mann, aber ich bin arm wie eine Kirchenmaus. Kannst du mir behilflich sein, dass ich reich, jung und schön werde?

Mephisto: Ja, Fauste, ich will dir behilflich sein. Du sollst reich, jung und schön werden, doch musst du mir erst einen Kontrakt unterschreiben mit deinem eigenen Blute. Auch darfst du keine drei Todsünden begehen, sonst hole ich dich in die Hölle.

Faust: Nenne mir die drei Todsünden!

Mephisto: Erstens darfst du nicht beten, zweitens darfst du keinen Menschen umbringen, und drittens darfst du in keine Kirche gehen.

Faust: Das kann ich 'halten. Gehe zur Hölle, Mephisto, und hole den Kontrakt.

Mephisto (fährt unter Donner und Blitz zur Hölle).

Faust: Aber wenn ich jung und reich bin, will ich weit fort von hier nach Amerika, nach New York, und will dort ein lustiges Leben beginnen.

Mephisto (mit dem Kontrakt erscheinend): Hier, Fauste, unterschreibe! (Mephisto legt den Kontrakt auf einen Tisch).

Faust: Wo nehme ich das Blut her zum Unterschreiben?

Mephisto: Zeig mir deinen Finger her, Fauste!

Faust: Hier ist er.

Mephisto (fährt ihm über die Hand).

Faust: Was seh ich? Rotes Blut entquillt aus meinen Adern? Und nun ans Werk! (Während Faust unterschreibt, donnert und blitzt es.) Und nun, Mephisto, will ich fort über das Meer; ich will nach Amerika, nach New York. Kannst du mich dort hinbringen?

Mephisto: Morgen Nacht Punkt 12 Uhr bin ich bei dir. Dann fahren wir durch den Schornstein in die Wolken hinauf, und in einer Stunde bist du in Amerika. Jetzt, Fauste, lebe wohl bis morgen Nacht! (Er verschwindet unter Donner und Blitz.)

Faust: So, nun hätte ich, was ich wollte. Wenn nur die Zeit erst da wäre, dass wir durch die Lüfte fliegen!

Gretchen (schnell hereinkommend): Faust, Faust, was hast du getan?

Faust: Was soll ich getan haben?

Gretchen: Ich habe dich belauscht, Faust. Du hast mit dem Teufel ein Bündnis geschlossen. Du willst fort nach Amerika! Ich gehe zur Polizei und zünde dich an, damit du eingesperrt wirst.

Faust: Mephisto, bringe mir einen Dolch!

Ein Teufel (erscheint mit einem Dolch).

Faust (nimmt dem Teufel den Dolch ab und ersticht seine Frau): Fahre zur Hölle!

Teufel: Faust, Faust, was hast du getan!

Faust: Was soll ich getan haben?

Teufel: Du hast schon eine Todsünde begangen.

Faust: Das macht nichts; es ist die erste. Nimm den Körper hin! Die Seele ist dein. Fahre zur Hölle!

Teufel (verschwindet unter Donner und Blitz).

Mephisto (erscheinend): Nun Fauste, mache dich fertig zur Reise!

Faust: Es kann losgehen. (Faust und Mephisto verschwinden unter Blitz und Donner.)

Kasper (auftretend): Herr Doktor, Herr Doktor, wo stecken Sie denn? Himmel-schlapprewollt, hier riecht's aber nach Schwefel. (Er sieht sich im Zimmer um.) Ja, wo bin ich denn jetzt? Hier in dem Zimmer war ich noch gar nicht. Oho, was steht hier für einer? (Er erblickt ein Totengerippe.) Der Kerl schämt sich gar nicht. Der hat kein Hemd an. Und hier die vielen Bücher. Jetzt weiss ich auch, wo ich bin. Das ist das Studierzimmer vom Herrn Doktor, wo er mir nie den Schlüssel dazu gegeben hat. Alle Zimmer musst' ich reinmachen, nur hier in dieses Zimmer durfte ich nicht. Hm! da liegt ein Buch; mal sehen, was darin steht. Ach, die schönen Buchstaben, die tanzen alle. Jetzt werden sie grün und rot. Wenn ich nur lesen könnte! Mal probieren, so ein bisschen buchstabieren kann ich ja. Ich will sehen, ob's geht. Schen—to—me—schen—to—ma—li—wa—to—schi—ri—schmi—ri—schat—schi—ro. (Es pfeift und donnert.) Oho! was war denn das? Ich studiere noch einmal. Mal sehen, ob's wieder pfeift. Schento — metschento — maliwato — schiri — schmiri — schatschiro. (Es pfeift und donnert wieder.) Das ist aber schön. Ich probier's noch einmal. Aller guten Dinge sind drei. Schento — metschento — maliwato — schiri — schmiri — schatschiro.

Teufel (erscheinend): Kasper, warum hast du mich gerufen?

Kasper: Ja, sag mal, du schwarzes Rackuzel, wo ist denn mein Herr, der Doktor?

Teufel: Der ist weit fort von hier, der ist durch die Luft nach Amerika geflogen.

Kasper: Da flieg' ich mit. Aber wie fange ich das an?

Teufel: Ich will dich hinbringen. Hier, Kasperl, setzest du dich auf meinen Schwanz, und wir fliegen durch die Lüfte. Doch du darfst, wenn wir nach Amerika kommen, nicht den Namen deines Herrn nennen. Da darfst keinen Menschen fragen, wo er wohnt, sonst hole ich dich in die Hölle.

Kasper: Jawohl, das machen wir so. Du, sag mal, du schwarzes Kerlchen, wann soll denn die Reise losgehen?

Teufel: Heute Nacht um 12 Uhr kannst du mich rufen, dann geht die Reise los. (Er verschwindet.)

Kasper: So, jetzt pack ich mein Bündel zusammen. Juchhe! jetzt geht's nach Amerika!

(Der Vorhang fällt. — Ende des ersten Aufzuges.)

Zweiter Aufzug.

Eine Dorflandschaft. — Verschiedene Bauern und der Nachtwächter stehen auf der Bühne.

Nachtwächter: Hört mal, Kameraden, was ich euch zu sagen habe! Ihr wisst doch, dass ich der Nachtwächter bin.

Bauern: Jawohl, Steffel.

Nachtwächter: Heute Nacht um 12 Uhr stehe ich vor dem Herrn Doktor seinem Haus, und auf einmal, wie ich die zwölfte Stunde abrufen will, da blitzt und donnert es, und ich sehe aus dem Herrn Doktor seinem Schornstein Feuer rausfliegen, und der Teufel ist mit dem Herrn Doktor in die Hölle gefahren.

Bauern: Aber so was, aber so was!

Kasper (auftretend): Na, was ist denn hier los?

Bauern: Heute Nacht um 12 Uhr steht der Steffel vor dem Herrn Doktor seinem Haus, und auf einmal, wie er die zwölfte Stunde abrufen will, da blitzt und donnert es, und er sieht aus dem Herrn Doktor seinem Schornstein Feuer rausfliegen, und der Teufel ist mit dem Herrn Doktor in die Hölle gefahren.

Kasper: Ah wo! Da ist der Herr Doktor bloss spazieren geritten. Passt mal auf, das macht er immer so. Da ist der Herr Doktor einmal spazieren gegangen, und wie er so auf der Landstrasse geht, da kommt ein Fuhrmann mit einem Fuder Heu. Der Herr Doktor geht mitten auf der Landstrasse, und der Fuhrmann rief: Geht aus dem Wege! Da setzt sich der Doktor mitten auf den Weg hin, reisst den Mund auf — und der Fuhrmann fährt mit den Pferden und dem Fuder Heu dem Herrn Doktor in seinen Mund rein — und pumps waren sie weg!

Bauern: Aber so was, aber so was!

Nachtwächter: Ja, Kameraden, den Herrn Doktor hat der Teufel geholt, und den Kasper holt der Teufel auch bald. Kommt, Kameraden, wir gehen fort.

Kasper (nachdem er mit einem Knüttel die Bauern von der Bühne gehauen hat): So, und jetzt kann die Reise losgehen. Schento — metschento — maliwato — schiri — schmiri — schatschiro.

Teufel (erscheinend): Nun Kasper, jetzt kann es losgehen. Setze dich auf meinen Schweif und halte dich gut fest!

Kasper: So, jetzt bin ich fertig, der Schwanz ist aber glatt. (Unter Donner und Blitz fliegt der Teufel mit Kasper durch die Luft).

(Der Vorhang fällt. — Ende des zweiten Aufzuges.)

Dritter Aufzug.

Eine Strasse der Stadt New York.

Engländer: O yes, das war sehr gut bei die Doktor Faust, ein reicher Mann! Und das Ballet ist grossartig gewesen. Heute abend gehe ich wieder zu ihm hin.

Kasper (fällt aus der Luft herunter, schreit und sagt, als er den Engländer stehen sieht): Ja, wo bin ich denn eigentlich hier?

Engländer: Du bist hier in der grossen Stadt New York.

Kasper: Sagen Sie mal, lieber Herr, wissen Sie nicht, wo mein Herr, der — Himmelschlapperwolft, ich darf ja nichts sagen, sonst holt mich der Teufel! Sagen Sie mal, wie heisst der Mann, der die Kranken kuriert?

Engländer: Das ist ein Doktor.

Teufel (pfeift).

Kasper: Sei doch still, dummer Kerl! Ich hab ja nichts gesagt. Und was mache ich mit dieser Hand hier?

Engländer: Eine Faust.

Teufel (pfeift wieder).

Kasper: Und wie heisst das erste und das letzte zusammen?

Engländer: Doktor Faust. Ja, lieber Freund, den kenne ich. Aber da kommt er ja selber (geht ab).

Faust: Nun, Kasper, wie kamst du hier her?

Kasper: So wie Sie, Herr Doktor. Wie geht es Ihnen denn, Herr Doktor?

Faust: So weit ganz gut bis auf eins. Ich habe nämlich eine neue Frau genommen, aber ein Engländer kommt immer und küsst sie.

Kasper: Soll ich einen Knüttel nehmen?

Faust: Nein, Kasper, ich will mich mit ihm duellieren. Ich gehe jetzt in jenes Café dort, und du versteckst dich hier. Sobald der Engländer kommt und ins Haus geht, so rufst du mich. (Er geht ab.)

Kasper: So, nun soll er kommen. Da kommt er schon. Ich versteck mich.

Engländer: So, nun ist der Doktor Faust ins Café gegangen, nun werde ich mich ein bisschen bei seiner Frau unterhalten. (Er geht ins Haus hinein.)

Kasper: Herr Doktor, Herr Doktor, der Engländer ist drin!

Faust: Kasper, gehe hin und hole ihn heraus!

Kasper: Na warte, Kerl! (Er springt ins Haus hinein und schmeisst den Engländer heraus.)

Engländer: Was haben Sie da für eine gemeine Kerl, Herr Doktor?

Faust: Es ist mein Diener. Und ich fordere Sie auf zu einem Duell.

Engländer: Nein, Herr Doktor, ich duellier' nicht, ich kann nicht. Ich gehe fort.

Kasper: (hält den Engländer fest, als er gehen will.)

Faust: Kasper, gehe ins Haus und hole mir zwei Säbel!

Kasper (bringt die Säbel, gibt Faust einen, und mit dem andern haut er den Engländer auf die Nase.)

Faust: Mephisto, stehe mir bei! (Der Engländer und Faust duellieren sich, Faust ersticht den Engländer.)

Mephisto (erscheinend): Faust, du hast schon wieder eine Todsünde getan.

Faust: Nimm die Seele hin; sie gehört dein! Und jetzt, Mephisto, will ich wieder zu Haus. Es ist 12 Uhr. Wir fahren ab. (Unter Blitz und Donner fliegen Mephisto, Faust und Kasper durch die Luft.)

(Der Vorhang fällt. — Ende des dritten Aufzuges.)

Vierter Aufzug.

Studierzimmer Fausts.

Faust: Ich weiss nicht, wie mir zu Mute wird. Es riecht hier so merkwürdig nach Schwefel. Jetzt schlägt es elf Uhr. Ich werde den Kasper rufen. Kasper, Kasper, komme doch herein!

Kasper (auftretend): Ja, Herr Doktor, was soll ich denn hier? Ich fürcht' mich so.

Faust: Kasper, singe etwas!

Kasper (singt):

Meine Mutter hat die Gänse gerupft,
Pudelnackig sind sie in der Stube rumgehupft¹⁾.

Faust: Singe etwas anderes, Kasper!

Kasper: Nein, Herr Doktor, ich geh jetzt fort und leg' mich in mein Bett. Adieu!

Faust: Kasper, bleibe bei mir!

Kasper (singt):

Ach bleib bei mir und geh nicht fort!
An meinem Herzen ist der schönste Ort²⁾. (Ab.)

Es schlägt 12 Uhr.

Stimme (aus dem Hintergrunde): Faust! Faust! Deine letzte Stunde hat geschlagen. Du musst mit in die Hölle, denn du hast drei Todsünden begangen.

Faust: Ich habe keine drei begangen, sondern erst zwei Todsünden. Nenne sie mir!

1) Diesen Kinderreim bringt auch Wildenbruch in seinen Quitzows 1888 S. 35 an.

2) Aus Sternaus Lied 'Wie die Blümlein draussen zittern' (1851. Köhler-Meier, Volkslieder von der Mosel 1896 nr. 167).

Stimme: Erstens hast du deine Frau umgebracht, zweitens hast du den Engländer totgestochen, und drittens hast du den Kontrakt mit deinem eigenen Blute unterschrieben.

(Unter Blitz und Donner erscheinen Teufel und bringen Faust zur Hölle).

Kasper (findet eintretend die Stiefel und die Perücke des Doktor Faust): O je, das ist aber schade, jetzt ist er doch in der Hölle.

Teufel (erscheinend): Kasper, du mußt in die Hölle.

Kasper (nimmt einen Knüttel und schlägt den Teufel tot. — Unter grossem Feuerwerk fällt der Vorhang. Ende des Stückes).

Berlin und Kassel.

Zur Symbolik der Farben¹⁾.

Von Hans Berkusky.

1. Schwarz.

Wenn die Sonne hinter dem Horizont verschwunden ist und die Schatten der Nacht sich über die Erde senken, nehmen alle Dinge ein seltsames und fremdartiges Aussehen an. Die Dunkelheit verhüllt alle Farben mit einem gleichmässig schwarzen Schleier, und was im klaren Licht der Sonne deutlich in allen Einzelheiten zu erkennen war, ist im fahlen Schein des Mondes nur in ungewissen Umrissen sichtbar. Die durch die Stille und die Dunkelheit erregte Phantasie des nächtlichen Wanderers wähnt allerlei rätselhafte Geräusche und unheimliche Gestalten wahrzunehmen, die ihn mit Furcht und Grauen erfüllen.

Der primitive Mensch, der keine Sinnestäuschungen kennt, sondern für den alles, was er zu hören und zu sehen glaubt, tatsächlich vorhanden ist, führt diese Erscheinungen auf böse Geister zurück, die das Licht des Tages scheuen und unter dem Schutze der Dunkelheit dem Menschen zu schaden suchen. Da diese Dämonen in der Regel nur in der Zeit zwischen

1) [Zu dieser Sammlung von Notizen aus der neueren ethnographischen Literatur sei auf einige ältere Arbeiten über die sehr ausgebildete Farbensymbolik des Mittelalters verwiesen: W. Wackernagel, Kl. Schr. 1, 143—290: Die Farben- und Blumensprache des Mittelalters; Uhland, Schriften 3, 430f. 526f.; v. Zingerle, Germania 8, 497—505: Mittelalterliche Farbensymbolik; Seelmann, Niederdeutsches Jahrb. 28, 118—156: Farbentracht; Gloth, Teutonia 1 (1902): Das Spiel von den sieben Farben, vgl. oben 13, 108. Auch über die Bedeutung der Farben im Altertum ist in den letzten zwei Jahrzehnten viel Material gesammelt worden; auf die hierher gehörenden Stellen aus Schriften und Abhandlungen von Diels, Samter, Abt, Pley, Scheffelowitz u. a. ist bei passender Gelegenheit verwiesen worden. Diese Anmerkungen sowie sonstige Zusätze des Herausgebers sind in eckige Klammern gesetzt.]

Sonnenuntergang und Sonnenaufgang sichtbar sind, erscheinen naturgemäss die meisten von ihnen, so verschieden im übrigen ihr Aussehen auch sein mag, als dunkle, als schwarze Gestalten. Schwarz sind die bösen, den Menschen feindlichen Elben¹⁾ und Zwerge²⁾, als schwarzer Mann schreitet die Pest³⁾ durch die Lande, zahlreiche Sagen wissen von gespenstischen schwarzen Hunden⁴⁾ zu erzählen, die den Wanderer erschrecken. Eine Viehseuche, in Russland⁵⁾ mit dem Namen 'schwarze Krankheit' bezeichnet, kündigt nach süddeutschem Volksglauben⁶⁾ das Brüllen des 'Vienschelms', eines schwarzen, hinten verwesten Stieres an. 'Czorny', der Schwarze, heisst der Teufel bei den polnischen Bauern⁷⁾, die Slowenen⁸⁾ kennen einen Dämon, der in der Gestalt einer schwarzen Frau nachts ausreitet und Unheil stiftet, den Magyaren⁹⁾ erscheint die Pest und das Alpdrücken als ein schwarzes Weib. Der 'Mratinzi' der Balkanslawen¹⁰⁾, ein böser Geist, der das Geflügel tötet, ist ein schwarzes Huhn mit unheimlich funkelndem Blick, nach griechischem Volksglauben¹¹⁾ treiben in der Zeit zwischen Weihnachten und Epiphanias die 'grossen' Kallikantzari ihr Wesen, schwarze Ungeheuer mit rotglühenden Augen. Die Tuareg der westlichen Sahara¹²⁾ kennen ein schwarzes Tier, Taner out, das in Höhlen lebt und nächtlichen Wanderern auflauert, um sie zu verschlingen, die Rola der Araber¹³⁾ ist ein grausiges Wesen von schwarzer Farbe, das nachts in der Wüste umherstreift. Nach der Vorstellung der Karagassen im südlichen Sibirien¹⁴⁾ trägt der Teufel einen schwarzen Pelz, unter den Dämonen der Burjaten¹⁵⁾ gibt es einen 'Herrn des schwarzen Pferdes', der besonders gefürchtet ist. Ein böser Geist mit schwarzem Gesicht saugt nach der Meinung der Tschuktschen in Nordostsibirien¹⁶⁾ nachts schlafenden Menschen das Blut aus der Kehle; auch zahlreiche andere Dämonen treiben in der Nacht ihr Wesen, die Begriffe Nacht, Dunkelheit und böser Geist werden daher durch dasselbe Wort (Kelet) bezeichnet. In der Landschaft Preanger auf Java¹⁷⁾ gibt es einen Dämon Eureup-Eureup, ein schwarzes altes Weib, die sich nachts auf Schlafende setzt, so dass sie ersticken müssen. Die Hantu Djahad im Padangischen Unterlande auf Sumatra¹⁸⁾, ein böser Geist, der nieder-

1) A. Wuttke-E. H. Meyer, *Der deutsche Volksaberglaube der Gegenwart*, 3. Aufl. (Berlin 1900) § 50. — 2) K. Wehrhan, *Die Sage* (Leipzig 1908) S. 78. — 3) H. B. Schindler, *Der Aberglaube des Mittelalters* (Breslau 1858) S. 173. — 4) J. N. Sepp, *Orient und Occident* (Berlin 1903) S. 178. — 5) L. Deubner, *Arch. f. Religionsw.* 9, 453. — 6) F. Liebrecht, *Zur Volkskunde* (Heilbronn 1879) S. 354. — 7) O. Knoop, *Hess. Bl. f. Volksk.* 4, 27. — 8) J. Schmidt, *Veckenstedts Zs. für Volkskunde* 1, 415. — 9) H. v. Wlislocki, *Aus dem Volksleben der Magyaren* (München 1893) S. 11. — 10) K. L. Lübeck, *oben* 9, 64. — 11) J. C. Lawson, *Modern Greek Folklore* (Cambridge 1910) S. 191. — 12) H. Bissuel, *Les Touareg de l'Ouest* (Alger 1888) S. 32. — 13) A. Musil, *Arabia Petraea* 3 (Wien 1908) S. 328. — 14) Nach W. Salessj, *Arch. f. Anthropol.* 27, 21. — 15) L. Stieda, *Globus* 52, 300. — 16) W. Bogoras, *American Anthropologist*, N. S. 4, 586. — 17) J. Habbema, *Bijdragen tot de Taal-Land-en Volkenkunde van Nederl. Indië*, 6. Serie, 7, 117. — 18) J. Kreemer, *Bijdragen*, 7. Serie, 6, 442.

kommende Frauen und neugeborene Kinder zu töten sucht, ist ein schwarzes Weib mit langen schwarzen Haaren.

Andere böse Geister nehmen wenigstens zeitweilig eine schwarze Gestalt an, sie verwandeln sich mit Vorliebe in schwarze Tiere, und dasselbe gilt auch von solchen Menschen, die mit den bösen Mächten in Verbindung stehen, von den Zauberern, den 'Schwarzkünstlern'. Der Teufel, Hexen oder die Seelen Verdammter¹⁾ erscheinen häufig als schwarze Schweine, schwarze Katzen oder als Raben, Meineidige²⁾ werden nach ihrem Tode schwarz, als schwarze Vögel flattern die Seelen böser Menschen umher³⁾. Als schwarzer Hund⁴⁾ nähert sich der Böse der Hexe, die mit ihm einen Bund geschlossen hat, und in derselben Gestalt⁵⁾ kommt er, wenn sie auf dem Totenbette liegt, um ihre ihm verfallene Seele zu holen. In der Steiermark⁶⁾ streifen die Hexen nach ihrem Tode als schwarze Pferde in den Bergen umher, in Neapel⁷⁾ verwandeln sie sich häufig in schwarze Katzen, in Siebenbürgen⁸⁾ in schwarze Hühner; grosse Sünder müssen hier nach ihrem Tode als schwarze Hunde umherirren. Als einst in Mendip in England⁹⁾ eine Frau das mit Nägeln besteckte Herz eines Schafes am Feuer röstete, um dadurch die Zauberein zu bestrafen, die ihr Schwein behext hatte, sprang schliesslich der böse Dämon in Gestalt einer schwarzen Katze hervor; die Neger im Süden der Union¹⁰⁾ halten eine schwarze Katze, die kein einziges weisses Haar hat, für eine Hexe.

Da der Teufel und die Hexen mit Vorliebe in schwarzer Gestalt erscheinen, ist es gewiss eine naheliegende Ideenassoziation, mit der schwarzen Farbe den Begriff des Bösen, Menschenfeindlichen zu verbinden, daher gilt diese Farbe als unheilverkündend, und schwarze Tiere werden vielfach geradezu als Teufelstiere angesehen, die man möglichst bald schlachten muss. Das Erscheinen eines grossen schwarzen Hundes¹¹⁾ kündigt einen nahen Todesfall an, in einem Hause, in dem ein kleines Kind in der Wiege liegt, darf man keine schwarze Katze mit einem weissen Fleck¹²⁾ halten, denn der Atem des Tieres würde das Kind töten. Zum Binden eines Blumenstraußes¹³⁾ darf man keinen schwarzen Faden verwenden; erblickt man in Kilcurry in Irland¹⁴⁾ im Frühling zuerst ein schwarzes Lamm statt eines weissen oder gefleckten, so wird man noch vor Ablauf des Jahres sterben. Wer in Albanien¹⁵⁾ die Gestalt der Pest, eines alten Weibes, im Traume in schwarzer Kleidung sieht, wird einen

1) Wuttke § 755. — 2) Wuttke § 307. — 3) Wehrhan, Die Sage S. 58. — 4) H. Frischbier, Hexenspruch und Zauberbann (Berlin 1870) S. 2. — 5) Knoop, Hess. Bl. f. Vk. 3, 116. — 6) K. Reiter, oben 5, 410. — 7) J. B. Andrews, Folklore 8, 3. — 8) H. v. Wilslocki, Volksglaube und Volksbrauch der Siebenbürger Sachsen (Berlin 1893) S. 181. 191. — 9) Elworthy, The Evil Eye (London 1895) S. 56. — 10) R. Steiner, Journal of Am. Folkl. 12, 267. — 11) Wuttke § 215. — 12) Wuttke § 755. — 13) E. Krause, Zs. f. Ethn. 15, 90. — 14) Nach M. Collins, Folklore 10, 121. — 15) J. Pisko, Mitt. d. anthropolog. Ges. in Wien 25, 64.

nahen Verwandten an dieser Krankheit verlieren; erscheint den Fellachen in Palästina¹⁾ ein Verstorbener im Traume in schwarzer Kleidung, so ist dies ein Beweis dafür, dass er viel zu leiden hat. Wenn man in Nord-Indien²⁾ an der Stelle, an der man ein neues Haus bauen will, einen schwarzen Gegenstand, etwa ein Stück Kohle, findet, so ist dies ein unglückbringendes Vorzeichen, und man errichtet den Neubau daher an einer anderen Stelle. Nach dem Volksglauben der Ilokanen im nördlichen Luzon³⁾ kündigt ein schwarzer Schmetterling einen nahen Todesfall an, und dasselbe bedeutet es, wenn man in Peabody in Massachusetts⁴⁾ von einem schwarzen Pferde träumt, und wenn eine Dame in schwarzer Kleidung an einer Hochzeitsfeier teilnimmt, so wird sich bald ein Unglück ereignen⁵⁾.

Es wurde schon oben erwähnt, dass schwarze Tiere geradezu als Teufelstiere gelten; ein sieben Jahre alter schwarzer Hahn⁶⁾ legt ein Ei, aus dem ein Drache entsteht; trägt man das siebente Ei einer schwarzen Henne⁷⁾ sieben Tage lang unter der linken Achsel, so kommt ein kleiner Teufel heraus. Mit dem Ei einer schwarzen Henne⁸⁾ kann man sich unsichtbar machen; wenn man sich in den Ardennen⁹⁾ um Mitternacht mit einem schwarzen Huhn an einen Kreuzweg stellt, erscheint der Teufel und kauft das Tier um einen Beutel mit Geld. Teile von schwarzen Tieren werden daher mit Vorliebe von Zauberern und Hexen verwendet, um damit anderen Schaden zuzufügen; aus dem Kadaver eines schwarzen Katers¹⁰⁾ kann man ein wirksames Gift herstellen, die Haarseile, mit denen irische Hexen¹¹⁾ fremden Kühen die Milch entziehen, werden aus der Mähne eines schwarzen Hengstes geflochten, die kein einziges weisses Haar enthalten darf, mit den Zähnen einer schwarzen Schlange können indische Zauberer¹²⁾ ihren Gegner vernichten. In manchen Gegenden Schottlands¹³⁾ benutzt man zum Wahrsagen das Schulterblatt eines Schafes, dies gelingt aber nur dann, wenn der Knochen von einem schwarzen Schafe stammt, wohl darum, weil derartige Zaubereien, die von der Kirche ausdrücklich verboten sind, nur mit Hilfe böser Geister mit Erfolg durchgeführt werden können. Galt doch der mittelalterlichen Kirche Schwarz als die Lieblingsfarbe des Satans, schwarze Hunde oder schwarze Hühner waren ihm willkommene Opfer, die schwarze Magie war die Wissenschaft des Teufels. Ähnliche Anschauungen sind auch ausserhalb der christlichen Kulturwelt weit verbreitet; so gibt es bei den Bur-

1) Graf v. Mülinen, *Deutsche Revue* 33, 42. — 2) W. Crooke, *The Popular Religion and Folk-Lore of Northern India* (New Edition, Westminster 1896) 2, 50. — 3) Don Isabelo de los Reyes y Florentino, *Mitteilg. der k. k. geograph. Ges. in Wien* 31, 56. — 4) D. Bergen, *Memoirs of the American Folklore Society* 4 Nr 484. — 5) Ebd. Nr. 336. — 6) Wuttke § 58. — 7) Wuttke § 386. — 8) Wuttke § 156. — 9) A. Mayrac, *Traditions etc. des Ardennes* (Charleville 1890) S. 188. — 10) Wuttke § 173. — 11) Th. Doherty, *Folklore* 8, 17. — 12) H. D. Rouse, ebd. 4, 405. — 13) J. Abercromby, ebd. S. 166.

jaten in Sibirien¹⁾ schwarze Schamanen und schwarze Schmiede, die Diener der bösen Geister, der schwarzen Sajanen, und in Indien²⁾ gelten Männer mit schwarzen Lippen und schwarzer Zunge für besonders böse und gefährlich.

Die Vorliebe der bösen Geister für die schwarze Farbe erklärt es wohl auch, dass ihnen mitunter schwarze Tiere geopfert werden, um sie dadurch zu veranlassen, die Menschen unbehelligt zu lassen; im Harz³⁾ wurde früher ein schwarzer Hahn als Opfer für die Wassergeister in die Bode geworfen, in Böhmen ein schwarzer Kater nachts unter einem Baum auf dem Felde vergraben. In Griechenland⁴⁾ brachte man noch vor wenigen Jahrzehnten an der Stelle, an der ein Neubau errichtet werden sollte, den dort hausenden Dämonen einen schwarzen Bullen, einen schwarzen Ziegenbock oder einen schwarzen Hahn zum Opfer dar, in Berar in Nordindien⁵⁾ wird bei einer Choleraepidemie dem Totengott Yamarâja eine ganz schwarze Kuh geopfert. Ob es sich in diesen Fällen stets um ein eigentliches Opfer handelt, ist freilich zweifelhaft; noch bis in die Gegenwart hinein werden in manchen Gegenden, vor allem im festländischen Indien und in Indonesien, bei der Grundsteinlegung von Befestigungen, Palästen, Tempeln, Brücken und anderen Bauten Tiere oder Menschen lebend vergraben oder eingemauert, deren Geist dann das Gebäude gegen feindliche Mächte schützen soll. — In dieser Idee mag auch die Sitte wurzeln, lebende schwarze Tiere im Stalle zu halten, um dadurch das Vieh vor Krankheiten zu bewahren; der Grundsatz 'similia similibus curantur' kommt ja in der Volksheilkunde, die in vielen Fällen nichts anderes ist als ein Kampf gegen Dämonen, Zauberer und Hexen, oft genug zur Anwendung. Ein schwarzer Ziegenbock⁶⁾ im Pferde- oder Kuhstall zieht alle Krankheiten an sich, in der Umgegend von Berlin⁷⁾ halten manche Bauern zu demselben Zwecke von jeder Viehgattung ein schwarzes Tier, in Schlesien⁸⁾ sichert eine schwarze Ziege das Haus vor Gespenstern, von der Hochzeit heimkehrende junge Eheleute⁹⁾ sollen zuerst eine schwarze Henne in das Haus jagen. Bei den Sachsen in Siebenbürgen¹⁰⁾ hält ein schwarzer Ziegenbock die Hexen vom Stall fern, in Griechenland¹¹⁾ werden böse Geister, vor allem die Kallikantzari, durch das Krähen schwarzer Hähne vertrieben. Mitunter wird auch der Dämon einer Krankheit in ein schwarzes Tier gebannt; die Korwar in

1) N. Melnikow, Globus 75, 233. — 2) Rouse, Folklore 4, 410. — 3) Wuttke § 429. — 4) Lawson a. a. O. S. 259. [Für die antike Sitte, den Unterirdischen schwarze Opfertiere zu opfern vgl. u. a. Servius z. Aen. 3, 118]. — 5) Crooke a. a. O. 1, 169. — 6) Wuttke § 686. — 7) Krause, Zs. f. Ethn. 15, 90. — 8) Küster, Am Urquell 3, 108. — 9) J. G. Schmidt, Die gestriegelte Rocken-Philosophie (Chemnitz 1718) 2 Nr. 432. [Bei den Südrumänen steigt der Bräutigam vor der Tür der Braut über zwei Brote, ein schwarzes Lamm und ein Gefäß mit Wasser, vgl. V. Lazár, Globus 94, 317]. — 10) v. Wlislöcki, Volksglaube der Siebenbürger Sachsen S. 173. — 11) Rouse, Folklore 10, 175.

Nordindien¹⁾ jagen bei einer Choleraepidemie einen schwarzen Hahn oder eine schwarze Ziege in ein anderes Dorf, möglicherweise aber handelt es sich auch hierbei um ein Opfer für den bösen Geist.

In den eben angeführten Fällen ist zwar nicht das einzige, aber doch das wirksamste Agens die schwarze Farbe, daher gelten schwarze Amulette oder das Bemalen mit schwarzer Farbe ebenfalls als Mittel, die bösen Geister abzuschrecken. In Griechenland²⁾ malt man in der Christnacht zum Schutze gegen die Kallikantzari schwarze Kreuze an die Tür, die Golapûrab in Nordindien³⁾ hängen als Abwehrmittel gegen den bösen Blick einen schwarzen Topf auf das Feld, die Majhwâr⁴⁾ einen schwarzen Stein, die Jat⁵⁾ malen Schwerkranken einen schwarzen Fleck auf die Stirn. Im Padangsehen Unterlande auf Sumatra⁶⁾ werden Kranke an acht verschiedenen Körperstellen mit je vier schwarzen Flecken bemalt; dies geschieht freilich nicht darum, um böse Geister fernzuhalten, sondern um die Seele des Kranken zu verhindern, den Körper zu verlassen, daher führen diese Marken den sehr bezeichnenden Namen 'Stempel zum Festhalten.' Die Bahau in Zentralborneo⁷⁾ heften an die Gewänder der Toten aus schwarzem Kattun geschnittene Figuren von Dämonen, um dadurch böse Geister und vor allem wohl Zauberer und Hexen von der Leiche fernzuhalten, in Japan⁸⁾ malt man als Schutzmittel gegen die Pocken eine schwarze Hand oder einen schwarzen Hund an die Aussenwand des Hauses. Bei den Passés in Zentralbrasilien⁹⁾ muss der Ehemann 6—8 Tage lang nach der Niederkunft seiner Frau in seiner Hängematte liegen bleiben und fasten (Männerkindbett); zum Schutze gegen böse Geister, die gerade in dieser Zeit ihm und damit auch dem Neugeborenen zu schaden suchen, bemalt er seinen ganzen Körper mit schwarzer Farbe. Bei einigen Indianerstämmen des nordamerikanischen Festlandes bemalten sich die Krieger vor dem Kampf mit schwarzer Farbe, um durch ihr abschrecken des Äussere den Gegnern Furcht einzuflössen; 'schwarze Schenkel' hiessen die Mitglieder der vierten, alle erwachsenen Männer des Stammes umfassenden Altersklasse der Kiowa¹⁰⁾. Die Hopi-Indianer¹¹⁾ trugen früher im Kriege schwarze Mäntel und färbten ihr Gesicht schwarz, bei den Osage¹²⁾ sind die Männer, die an dem Kriegstanz teilnehmen, bis auf einen Lendenschurz unbekleidet und im Gesicht und auf der Brust schwarz

1) Crooke a. a. O. 1, 169. — 2) Lawson a. a. O. S. 200. — 3) Crooke, *The Tribes and Castes of the North-Western Provinces and Oudh* (Calcutta 1896) 2, 429. — 4) Ebd. 3, 445. — 5) Ebd. 3, 40; [dasselbe geschieht an Kindern in Albanien, vgl. Verh. d. Berl. Ges. f. Anthropol. 1894 S. 560]. — 6) J. J. Kremer, *Bijdragen*, 7. Folge, 6, 462. — 7) A. W. Nieuwenhuis, *Quer durch Borneo* (Leiden 1904) S. 136. — 8) P. Ehmann, *Mitt. der deutschen Ges. für die Natur- u. Völkerkunde Ostasiens* 6, 332. — 9) C. Martius, *Zur Ethnographie Amerikas* (Leipzig 1867) S. 511. — 10) J. Mooney, 17. *Annual Report of the Bureau of American Ethnology*, Part 1, 229. — 11) J. W. Fewkes, 21. *Annual Report* S. 73. — 12) G. A. Dorsey, *American Anthropologist*, N. S. 4, 405.

bemalt. [Bei bestimmten Festen färbten sich die Frauen im alten Britannien am ganzen Körper schwarz¹⁾.]

Das Schwarzfärben des Körpers oder wenigstens des Gesichtes und das Tragen schwarzer Gewänder als Zeichen der Trauer um einen verstorbenen Angehörigen geht zweifellos ebenfalls auf die Anschauung zurück, dass die schwarze Farbe ein Schutz- und Abschreckungsmittel gegen den bösen Geist des Toten und gegen die Dämonen des Todes ist. Haben doch fast alle Trauer- und Begräbnissitten, so verschieden sie auch sein mögen, ursprünglich den Zweck, den Geist des Toten mit Güte, List oder Gewalt entweder von den Lebenden ganz fernzuhalten oder wenigstens seinen Neid nicht zu erregen. Bei den Mundrucus in Zentralbrasilien²⁾ färben sich die weiblichen Angehörigen eines Verstorbenen das Gesicht schwarz, bei den Menomini-Indianern³⁾ schwärzen sich alle Hinterbliebenen das Gesicht, die Tlinkit in Nordwestamerika⁴⁾ bemalen sich nach einem Todesfalle ebenfalls mit schwarzer Farbe, ebenso ist es in einigen Gegenden des Bismarck-Archipels⁵⁾ und Neu-Guineas⁶⁾. Auf der Insel Wetter⁷⁾ legen die Frauen als Zeichen der Trauer schwarze Schamgürtel an und verhüllen ihre Armbänder mit schwarzen Tüchern. Bei den Zambales im mittleren Luzon⁸⁾ trugen früher die Verwandten eines Verstorbenen schwarze Kopftücher, bis sie einen Menschen getötet und damit den Toten versöhnt hatten. Die Toumbuluh auf Zelebes⁹⁾ tragen als Zeichen der Trauer ebenfalls schwarze Tücher, ebenso häufig aber auch weisse Gewänder, worauf weiter unten noch näher eingegangen werden soll. Während das Schwarzfärben des Körpers oder des Gesichtes in den meisten Fällen wenigstens den bösen Geist des Toten abschrecken soll, hat das Anlegen schwarzer Trauergewänder mehr die Bedeutung eines freiwilligen Verzichtes auf jeden Körperschmuck, der Trauernde will möglichst unscheinbar erscheinen, um den Neid des Toten nicht herauszufordern.

Ein ähnlicher Gedanke liegt einer Sitte zugrunde, die im Orient, vor allem in Vorderindien, weit verbreitet ist; gegen den bösen Blick färben Frauen häufig ihre Augenlider mit Antimon schwarz¹⁰⁾ oder malen sich einen schwarzen Ring um die Augen und ihren Kindern einen schwarzen Fleck auf die Wangen¹¹⁾. Wenn eine Eskimofrau in Nordwestalaska¹²⁾ ihrem Kinde neue Kleider angezogen hat, verunziert sie das

1) [Plin. nat. hist. 22, 2.] — 2) Martius a. a. O. S. 393. — 3) W. J. Hoffman, 14. Annual Report 1, 241. — 4) A. Krause, Globus 43, 222. — 5) R. Parkinson, Im Bismarck-Archipel (Leipzig 1887) S. 104. — 6) Mitteilungen der k. k. geogr. Ges. in Wien 46, 136. — 7) Jacobsen, Reise in der Inselwelt des Bandameeres (Berlin 1896) S. 115. — 8) F. Blumentritt, 67. Ergänzungsheft zu Petermanns Mitteilungen S. 21. — 9) J. G. F. Riedel, Intern. Arch. f. Ethnogr. 8, 106. — 10) E. Thurston, Ethnographic Notes in Southern India (Madras 1906) S. 366. — 11) Crooke, Popular Religion 2, 3. — 12) J. Murdoch, 9. Annual Report S. 140.

Gesicht des Kindes durch einen breiten schwarzen Streifen; auch dies hat wohl den Zweck, Neid und Missgunst fernzuhalten. Auf diese Weise soll das Gesicht möglichst entstellt werden, es soll hässlich und gemein erscheinen, und bei einigen arabischen Stämmen hat die schwarze Farbe unter Umständen geradezu die Bedeutung des Niedrigen und Ehrlosen. 'Schwarzer Hund' nennen die Imrân-Araber¹⁾ einen Mann, der seinen Gast nicht zu schützen weiss und einen ihm entwendeten Gegenstand nicht wiederbringen kann; er muss dann eine schwarze Fahne neben seinem Zelte aufpflanzen und darf sie nicht eher entfernen, bevor er das Gestohlene nicht wieder herbeigeschafft hat. Noch schlimmer ergeht es solchen Männern, die aus Feigheit nicht an einem Kriegezuge teilgenommen haben, sie werden von den Frauen im Gesicht schwarz gefärbt, die grösste Schande, die einem freien Araber widerfahren kann. Eine ähnliche Bedeutung, wenn auch ohne den Begriff des Ehrlosen, hat die schwarze Farbe bei den Kalmücken²⁾; hier werden nämlich Männer und Frauen aus dem Volk als 'schwarze Knochen' und 'schwarzes Fleisch' bezeichnet, im Gegensatz zu den Vornehmen und der höheren Geistlichkeit, den 'weissen Knochen' und dem 'weissen Fleisch'. Dieselbe Bezeichnung findet sich auch bei einigen tatarischen Stämmen; so hiessen bei den Khasaren³⁾ die Angehörigen der unteren Stände schwarze, die Vornehmen dagegen weisse Khasaren.

2. Weiss.

Ist der primitive Mensch geneigt, mit der schwarzen Farbe den Begriff des Bösen, Menschenfeindlichen zu verbinden, so erscheint umgekehrt das Weiss als der natürliche Gegensatz gegen die Mächte der Finsternis. Die Entstehung dieser Anschauung geht aller Wahrscheinlichkeit nach auf die Beobachtung zurück, dass unter den meisten Tiergattungen, die für den Menschen in irgend einer Beziehung von Bedeutung sind, ganz weisse Exemplare nur sehr selten vorkommen. Daher erscheinen solche Tiere eben darum, weil sie selten sind, wie alle auffallenden und seltenen Dinge, als Träger ganz besonderer Kräfte; und so erscheinen sie nicht nur dem Menschen, sondern auch den Geistern, die ja der Mensch ganz nach seinem Bilde geschaffen hat und die daher ebenso denken und fühlen wie er selbst. Man darf vielleicht annehmen, dass weisse Tiere — wahrscheinlich handelte es sich zunächst nur um wirkliche Albinos — ursprünglich nur wegen ihrer Seltenheit als mit besonderen magischen Kräften ausgestattet angesehen wurden, und dass erst später, auf einer höheren Stufe des Denkens, sich die Vorstellung eines

1) Musil, *Arabia Petraea* 3 (Wien 1908) S. 358. 373. — 2) C. Koehne, *Zeitschrift für vergleichende Rechtswissenschaft* 9, 460. — 3) R. v. Erkert, *Der Kaukasus* (Leipzig 1888) S. 311.

Gegensatzes zwischen dem hellen, reinen und fleckenlosen Weiss und den dunklen Mächten der Finsternis entwickelte.

Wie dem auch sei, weisse Tiere gelten überall als die natürlichen Feinde der bösen Geister und daher als ein wirksames Schutzmittel; nach deutschem Volksglauben¹⁾ vertreiben weisse Hähne durch ihr Krähen die Hexen, weisse Mäuse bringen dem Hause Glück. Bei den Basoga im britischen Ostafrika²⁾ werden weisse Bullen mit schwarzen Flecken mit abergläubischer Scheu betrachtet, man lässt sie ungehindert in den Pflanzungen umherlaufen. Wenn auf der Insel Nias³⁾ ein Mann mehr Wildschweine getötet hat, als er für seinen Unterhalt braucht, machen ihn die Belas, die Waldgeister, denen alles Wild gehört, krank; um sie zu verjagen und den Kranken zu heilen, lässt man ein weisses Huhn im Walde frei. Im Padangschen Unterlande auf Sumatra⁴⁾ muss ein Patient, den der Zauberarzt in längere Behandlung genommen hat, während der ganzen Dauer der Kur einen weissen Hahn bei sich tragen und zu gewissen Zeiten mit einigen Blutstropfen aus dem Kamm dieses Hahnes versetztes Limonenwasser trinken. Auf der Insel Java⁵⁾ sind weisse Hühner mit schwarzen Flecken als ein wirksames Amulett gegen böse Geister sehr geschätzt, sie heissen daher geradezu pitik toelak, 'Abwehrhühner', aus demselben Grunde werden auf der benachbarten Insel Kangean⁶⁾ für ganz weisse (und für ganz schwarze) wilde Hähne, die zu Zuchtzwecken sehr gesucht sind, bis zu 60 Gulden gezahlt. Wenn in der Landschaft Preanger auf Java⁷⁾ ein Kind erkrankt ist, wird ein weisser Hahn mit sehr grossem Kamm in einer Schüssel gebadet, und dann badet man das Kind in demselben Wasser; ähnlich sucht man auch das Gedeihen der Reisfelder zu fördern, indem man an der Stelle, an der das Wasser auf die Felder geleitet wird, einen weissen Hahn badet. In China⁸⁾ hält man, um die Rückkehr einer verstorbenen Wöchnerin zu verhindern und das Kind vor ihrer tödlichen Umarmung zu schützen, ein weisses Huhn im Hause, das den Geist der Toten verjagen soll. Nach heutiger Auffassung freilich soll das Huhn der Toten als ein Ersatz für das Kind gegeben werden, dass aber die ursprüngliche Bedeutung dieser Sitte eine andere ist, geht daraus hervor, dass bei chinesischen Leichenbegängnissen⁹⁾ häufig weisse Hähne zum Verjagen böser Geister verwendet werden.

Ist nun auch die Anschauung, dass weisse Tiere ein wirksamer Schutz gegen Dämonen sind, im Bewusstsein des Volkes nicht immer mehr

1) Wuttke § 156. [Über die Bedeutung des weissen Hahnes im antiken Volksglauben s. Boehm, *De symbolis Pythagoreis* (Berlin 1905) S. 22.] — 2) Sir Harry Johnston, *The Uganda Protectorate* 2 (London 1902) S. 720. — 3) J. W. Thomas, *Tijdschrift* 26, 281. — 4) J. Kreemer, *Bijdragen*, 7. Folge, 6, 460. — 5) *Tijdschrift* 25, 206. — 6) J. L. van Gennep, *Bijdragen*, 6. Folge, 2, 102. — 7) Habbema, *Bijdragen*, 6. Folge, 8, 609. — 8) H. Stewart Lockhart, *Folklore* 1, 360. — 9) B. Laufer, *American Anthropologist*, New Series 2, 302.

lebendig, so gilt doch ihr Besitz oder auch nur ihr Anblick als glückbringend, und alles, was von ihnen her stammt, ihr Fleisch, ihre Milch oder was es sonst sein mag, hat ganz besondere Eigenschaften. Wer einen weissen Aal fängt, wird nach deutschem Volksglauben¹⁾ die Gabe der Weissagung erlangen, in Ostpreussen²⁾ bedeutet es Glück, wenn man von weissen, vom Himmel kommenden Pferden träumt. Im Mittelalter wurden von englischen Geistlichen und vornehmen Herren³⁾ mit Vorliebe weisse Rinder gehalten, deren Fleisch als besonders wohlschmeckend und nahrhaft galt, in Griechenland⁴⁾ sind weisse Tiere, vor allem weisse Pferde, als glückbringend sehr geschätzt, ebenso in Arabien⁵⁾ die sehr seltenen schneeweissen Kamele und weisse Pferde. In Abessinien⁶⁾ gelten weisse Rinder als die edelsten, wer ein solches Tier tötet, muss einen ebenso hohen Blutpreis zahlen, als ob er einen Menschen getötet hätte, bis zu 120 Rindern; bei den Bogos in der heutigen italienischen Kolonie Erythräa⁷⁾ bilden weisse Rinder den wertvollsten Teil des Vermögens, sie vererben sich stets auf den erstgeborenen Sohn. Im Lande der Sotho in Südafrika⁸⁾ gibt es eine Quelle, an der eine riesige, wasserspeiende weisse Schlange hausen soll, wer sie erblickt, dem wird ein grosses Glück widerfahren. In Indien und Burma⁹⁾ sind weisse Elefanten (deren Farbe freilich nicht ganz weiss, sondern hellgrau ist) am höchsten geschätzt, aber auch andere ganz weisse Tiere, weisse Krähen, weisse Ratten, weisse Mäuse, gelten als Glückstiere. 'Wenn ein weisser Affe die Stadt betritt und auf dein Haus klettert', so lautet ein siamesischer Spruch¹⁰⁾, 'so opfere mit Gold und Silber und mit weissen Tüchern, denn ohne Ende wird dein Glück sein.' Die wilden Tauben, die auf der Insel Sumatra¹¹⁾ zu Kämpfen abgerichtet werden, müssen glückbringende Kennzeichen haben, vor allem ein schneeweisses Gefieder, feurige rote Augen und rote Füsse. In Japan¹²⁾ wird die Glücksgöttin Benten in der Regel in Begleitung einer weissen Schlange dargestellt, in manchen Tempeln werden geweihte Schimmel gehalten, die bei Prozessionen verwendet werden, und noch bis in die Gegenwart hinein gelten Milch und Butter, Urin und Kot schneeweisser Kühe als besonders heilkräftige Medikamente. Bei den Mongolen Innerasiens¹³⁾ findet jeden Sommer, um das Gedeihen der Herden zu fördern, eine 'satsuli' genannte Zeremonie statt, deren wichtigster Teil darin besteht, dass die Herden ebenso wie ihr Besitzer

1) W. v. Schulenburg, Zs. f. Ethn. 15, 101. — 2) H. Frischbier, Am Urquell 1, 203. — 3) R. Hedger Wallace, Folklore 10, 352ff. — 4) N. W. Thomas, Man 4, 81. — 5) Musil, Arabia Petraea 3, 255. 273. — 6) J. M. Hildebrandt, Zs. f. Ethn. 6, 330. — 7) W. Munzinger, Über die Sitten und das Recht der Bogos (Winterthur 1859) S. 78. — 8) K. Endemann, Zs. f. Ethn. 6, 43. — 9) Shway Yoe, The Burman, his Life and Notions (London 1896) S. 481. — 10) A. Bastian, Reisen in Siam (Jena 1867) S. 491. — 11) J. L. van den Toorn, Tijdschrift 26, 559. — 12) J. L. Janson, Mitt. der deutschen Ges. für die Natur- u. Völkerkunde Ostasiens 5, 431ff. — 13) N. v. Beguelin, Globus 57, 212ff.

und sein ganzes Eigentum mit der Milch einer weissen Kuh besprengt werden, die zum ersten Male gekalbt hat. Auch im vorchristlichen Europa fanden weisse Tiere zu ähnlichen Zwecken vielfach Verwendung; nach altitalischem Ritus¹⁾ wurde der Platz, an dem eine neue Siedlung gegründet werden sollte, mit einer Furche umpflügt, um alles Böse fernzuhalten, der Pflug wurde von zwei weissen Rindern gezogen. Die keltischen Druiden²⁾ legten die mit goldenen Sicheln geschnittenen Misteln, in ein weisses Tuch gehüllt, auf einen Karren, der mit zwei schneeweissen Bullen bespannt war. — Nach der Schöpfungssage der Tschuktschen³⁾ sind die gewöhnlichen braunen Rentiere aus der Erde entstanden, die seltenen und deshalb sehr geschätzten weissen Rentiere sind dagegen vom Himmel herabgekommen. Die Prärie-Indianer⁴⁾ betrachteten weisse Büffel mit abergläubischer Scheu, bei den Hidatsa und Mandanen⁵⁾ galt das Fell einer weissen, nicht über zwei Jahre alten Büffelkuh als ein wirksames Zaubermittel, bei den Pawnee-Indianern⁶⁾ das Fell eines Albino-Büffelkalbes.

Dass den guten Geistern als Bittopfer häufig weisse Tiere dargebracht wurden, geht aller Wahrscheinlichkeit nach ebenfalls auf die Vorstellung zurück, dass solche Tiere die natürlichen Feinde der bösen Geister sind. Der primitive Mensch ist geneigt, alles Gute als selbstverständlich hinzunehmen, und wenn es wider Erwarten ausbleibt, die Schuld daran zunächst bösen Geistern zuzuschreiben. Um sie zu vertreiben, werden weisse Tiere geopfert, weil sie schon an sich die Widersacher der Dämonen sind und weil sie diese als die eigentlichen Urheber ihres Todes betrachten und sich daher mit doppelter Wut gegen sie wenden; die zu diesem Zwecke geopfert Tiere werden häufig, um ihren Zorn möglichst zu steigern, auf besonders grausame Weise getötet. So naiv diese Anschauung nach unseren Begriffen auch ist, so ist sie doch noch heute vielen primitiven Völkern durchaus geläufig.

Wenn der Regen ausbleibt, opfern die Wotjaken⁷⁾ weisse Schafe oder weisse Stiere, die Wogulen⁸⁾ opfern im Herbst ein weisses Pferd, das auf grausame Weise zu Tode gequält wird. Die nur äusserlich zum Islam übergetretenen Bewohner von Dar-For⁹⁾ bringen bei Unglücksfällen aller Art dem altheidnischen Gotte Kalga weisse Hammel zum Opfer, in der ostafrikanischen Landschaft Kiziba¹⁰⁾ werden dem 'Geist der Seelen' Wamara zu Ehren weisse Ziegen oder weisse Schafe geschlachtet. Die

1) H. Usener, Hess. Bl. f. Volksk. 1, 202; [ebenso wurde der Wagen des Triumphators in Rom von weissen Pferden gezogen, vgl. Ovid, Fasti 6, 724; Tibull I 7, 8]. — 2) R. Hedger Wallace, Folklore 10, 352 ff. — 3) Bogoras, American Anthropologist, New Series 4, 666. — 4) W. J. McGee, 15. Annual Report S. 184. — 5) Dorsey, 11. Annual Report S. 510. — 6) J. G. Bourke, 9. Annual Report S. 464. — 7) M. Buch, Die Wotjaken, Acta Societatis Scientiarum Fennicae 12 (Helsingfors 1883) S. 622. — 8) F. Marche, Globus 54, 331. — 9) G. Nachtigall, Sahara und Sudan 3 (Leipzig 1889) S. 474. — 10) H. Rehse, Kiziba, Land und Leute (Stuttgart 1910) S. 126.

Valave auf Madagaskar¹⁾ opfern bei dem gelegentlich der Beschneidung der Knaben gefeierten Fest einen weissen Hahn, die Kisâns²⁾ und die Nagesar³⁾ in Vorderindien bringen der Sonne einen weissen Hahn, die Kharrias⁴⁾ eine weisse Ziege dar, bei den Korkus⁵⁾ opfert jeder Familienvater alle drei Jahre einen weissen Ziegenbock und ein weisses Huhn. Wenn die Munda in Chota Nagpur⁶⁾ den Bergreis geerntet haben, wird dem Hauptgott Sing Bonga ein weisser Hahn geopfert, die Porr in Kambodja⁷⁾ schlachten bei der Anlage neuer Reisfelder weisse Hühner. Die Tinguianen auf der Insel Luzon⁸⁾ opfern bei Krankheiten einen weissen Hahn mit gelben Füßen, bei Epidemien und anderen grossen Unglücksfällen schlachten die Topantunuasu auf Zelebes⁹⁾ weisse Karbauen (Büffel). Durch das Töten eines weissen Hahnes suchen malayische Schiffer¹⁰⁾, die auf der See von einem Unwetter überrascht werden, die schwarzbeflügelten Dämonen zu verjagen, die den Sturm erregt haben; ein Tschuktsche¹¹⁾, der sich selbst zum Opfer bringt, um eine verheerende Seuche abzuwenden, hüllt sich vorher in schneeweisse Rentierfelle. Auch in Amerika wurden und werden noch heute weisse Tiere getötet, um die bösen Geister zu verjagen; so wurden in Peru¹²⁾ der Sonne weisse Lamas, bei den Krähen-Indianern¹³⁾ weisse Bisons geopfert, und noch heute schlachten die Neger Jamaikas¹⁴⁾ bei schweren Krankheiten einen weissen Hahn. Wenn ein Absaroka-Indianer¹⁵⁾ auf der Jagd eine weisse Büffelkuh erblickte, so sagte er, zur Sonne gewandt: 'Ich will sie dir geben!', dann tötete er das Tier und liess es als Opfer für die Sonne liegen.

Auf menschliche Albinos soll hier nicht näher eingegangen werden; nur nebenbei sei erwähnt, dass sie in Mexiko¹⁶⁾ bei Sonnenfinsternissen der Sonne geopfert wurden, und dass, wie Newbold¹⁷⁾ berichtet, auf der Halbinsel Malakka ein Albino nach seinem Tode wie ein Heiliger verehrt wurde.

Was weisse Tiere als Träger besonderer magischer Kräfte erscheinen lässt, ist ihre schneeweisse Farbe, und daher gilt diese Farbe schon an sich als ein wirksames Schutzmittel gegen böse Geister; zum Schutze gegen die wilde Jagd¹⁸⁾ muss man sich auf ein weisses Tuch stellen, in

1) J. Audebert, *Globus* 44, 265. — 2) Crooke, *Popular Religion* 1, 9. — 3) Dalton, *Zs. f. Ethn.* 6, 241. — 4) Ebd. 6, 257. — 5) Crooke a. a. O. 1, 9. — 6) Sir Herbert Risley, *The People of India* (Calcutta 1908) Appendix VIII, S. 169. — 7) J. Brengues, *The Journal of the Siam Society* 2, 29. — 8) De los Reyes, *Mitt. der k. k. geogr. Ges. in Wien* 30, 138. — 9) J. G. Riedel, *Bijdragen* 1886 S. 93. — 10) J. G. Frazer, *Folklore* 1, 163; [vgl. das merkwürdige Opfer eines weissen Hahnes im antiken Methana, *Pausan.* II 34, 3 und Frazer *z. d. St.*]. — 11) A. Skrzyński, *Am Urquell* 5, 225. — 12) Bastian, *Die Kulturländer des alten Amerika* (Berlin 1878) S. 457. — 13) Ebd. S. 484 Anm. — 14) May Robinson, *Folklore* 4, 211. — 15) Dorsey, *11. Annual Report* S. 505. — 16) Bastian, *Kulturländer* 1, 604. — 17) G. A. Wilken, *Bijdragen* 1890 S. 118. — 18) Wuttke § 18.

Oldenburg schützt ein weisses Pulver gegen Hexen. Bei den transsilvanischen Zigeunern¹⁾ heisst der Pfingstsonntag 'weisser Sonntag'; in der Morgendämmerung dieses Tages zieht jeder ein weisses Gewand an und zerschellt an einem Felsen oder an einem Baum für jeden Verstorbenen, dessen Tod er sich noch entsinnen kann, ein Ei. In der ostafrikanischen Landschaft Ussukuma²⁾ bestreuen die Frauen ihre siegreich aus dem Kriege heimkehrenden Männer mit Reiskörnern und beschmieren sich ihr Gesicht mit weisser Farbe, wohl zum Schutz gegen die Geister der getöteten Feinde. Wenn ein A-Kikuyu im britischen Ostafrika³⁾ bei dem 'Kithati', einer mit sehr wirksamen Zaubermitteln gefüllten Tonröhre, einen feierlichen Eid geleistet hat, so reinigt er sich von der Berührung dieses gefährlichen Gegenstandes dadurch, dass er etwas weissen Ton isst und seine Hände damit einreibt. Bei den Graslandstämmen in Kamerun⁴⁾ werden Schwerkranke mit weissen Kreisen und Strichen bemalt, die Sakalaven⁵⁾ pflanzen auf den Gräbern der Toten weisse Fähnchen auf. In Syrien⁶⁾ werden an alten, als heilig geltenden Bäumen weisse Tücher angebracht, die oft mit dem Namen des Schutzsuchenden oder mit einem Gebet beschrieben sind; hier⁷⁾ gelten auch am Halse getragene weisse Steine als Schutzmittel gegen den bösen Blick. Auf der Insel Nias⁸⁾ werden bei Epidemien schwarze Figuren mit weissen Augen aufgestellt, diese weissen Augen sollen den Dämonen der Krankheit Furcht einflössen; zu demselben Zweck werden an den Häusern mit Kalk weissgefärbte Amulette aufgehängt. In einigen Gegenden Sumatras⁹⁾ wird am Kopfende des Grabes eine Stange mit einer weissen Fahne aufgestellt, die Gajos¹⁰⁾ im Norden der Insel hängen bei einer Choleraepidemie ein weisses Tuch über die Haustür, in Ostsumatra¹¹⁾ gelten weisse Fahnen als Schutzmittel gegen böse Geister und Hexen. Bei den Orang Lom auf der benachbarten Insel Banka¹²⁾ werden die Leichen in sieben weisse Tücher gewickelt, bevor sie in das Grab gelegt werden, in der Landschaft Preanger auf Java¹³⁾ gelten weisse Zwiebeln als ein wirksames Heilmittel. Auf den Sapudi-Inseln¹⁴⁾ malt man bei Epidemien mit Kalk weisse Streifen an die Tür oder stellt weisse Tontöpfe oder weisse Fahnen vor dem Hause auf, die grösstenteils christlichen Bewohner der Insel Ambon¹⁵⁾ suchen die Pocken durch weisse Kreuze an der Tür abzuwehren.

1) v. Wlislöck, Globus 54, 60. — 2) P. Kollmann, Der Nordwesten unserer afrikanischen Kolonie (Berlin 1898) S. 116. [Samter, Geburt, Hochzeit und Tod (1911) S. 117.] — 3) C. W. Hobley, Ethnology of A-Kamba (Cambridge 1910) S. 141. — 4) Fr. Hutter, Forschungen im Nordhinterland von Kamerun (Braunschweig 1902) S. 447. — 5) C. Keller, Globus 51, 183. — 6) W. H. Rouse, Folklore 4, 172. — 7) Fr. Sessions, ebd. 9, 10. — 8) Fr. Kramer, Tijdschrift 33, 486. — 9) J. A. Klerks, Tijdschrift 39, 23. — 10) H. Juynboll, Arch. f. Religionsw. 7, 508. — 11) J. B. Neumann, Tijdschrift 26, 455. — 12) Kroon [= Hagen], Abhandlgn. zur Anthr., Ethnol. u. Urgeschichte (Frankfurt a. M. 1908) S. 44. — 13) Habbema, Bijdragen, 6. Folge, 7, 117. — 14) E. F. Jochim, Tijdschrift 36, 361. — 15) Riedel, De sluik-en kroesharige rassen ('S Gravenhage 1886) S. 79.

In einigen Gegenden Westborneos¹⁾ müssen sich die Töchter vornehmer Familien einer eigentümlichen, sieben Tage dauernden Reinigungszeremonie unterziehen, während dieser Zeit dürfen sie nur weisse Kleider tragen und nur solche Nahrungsmittel geniessen, die von weisser Farbe sind, nach dem täglichen Bade werden sie mit dem Blut weisser Schweine und weisser Hühner bestrichen. Bei den Thô im nördlichen Tonkin²⁾ wird bei dem Ausbruch einer Epidemie eine Prozession durch das Dorf veranstaltet, deren Spitze von fünf Männern gebildet wird, von denen jeder eine weisse Fahne trägt. Nach den Berichten von Marco Polo³⁾ wurde am Hofe Kublai Khans zu Beginn des neuen Jahres ein Fest gefeiert, alle Teilnehmer erschienen in weissen Gewändern, der bei diesem Feste getrunkene Kumis war aus der Milch ganz weisser Stuten hergestellt. Wohlhabende Mongolen⁴⁾ lassen alle neun Jahre (d. h. in ihrem 9., 18., 27. usw. Lebensjahre) durch einen Lama eine Zeremonie vornehmen, die ihnen ferneres Glück und Gedeihen sichern soll. Auf dem Boden der Jurte wird ein schwarzes und ein weisses Lammfell ausgebreitet, auf dem schwarzen Fell lässt sich der Besitzer des Zelttes nieder, der diese Zeremonie vornehmen lässt, und auf das weisse Fell stellt der Lama eine aus Teig gefertigte, den Hausherrn repräsentierende Figur. Nach dieser schleudert er einen schwarzen Stein und betet, dass der schwarze Pfeil des Todes in sie fahren möge, dann wirft er einen weissen Stein nach dem Besitzer der Jurte mit dem Wunsche, dass der helle Strahl des Lebens ihm Wunderkraft verleihen möge. Dies geschieht neunmal hintereinander, dann setzt sich der Besitzer des Zelttes auf das weisse Lammfell, der Lama speit dreimal auf die Figur und lässt sie dann durch seinen Gehilfen auf die Steppe werfen.

Die weisse Farbe, die gegen die Mächte der Finsternis Schutz verleiht, ist daher auch eine Glücksfarbe, und im Gegensatz zu Schwarz bezeichnet Weiss das Reine und Gute, das Edle und Vornehme. Aus diesem Grunde tragen Geistliche mit Vorliebe weisse Kleidung, die Tracht der Jesidenpriester in Vorderasien⁵⁾ besteht in einem langen, weissen Gewande, unter den Jains in Vorderindien⁶⁾ gibt es eine Sekte der 'Weissgekleideten', weisse Gewänder tragen die Brahmanen wie die mohamedanischen Geistlichen. [Hierher gehören auch die antiken Kultvorschriften über den Gebrauch weisser Kleider beim Gottesdienst, besonders in Mysterien⁷⁾. Bei den Römern war Weiss die übliche Farbe

1) E. L. Kühr, Bijdragen 6. Folge, 2, 64ff. — 2) E. Lunet de Lajonquière, *Ethnographie du Tonkin Septentrional* (Paris 1906) S. 136. — 3) Bastian, *Reisen in China* (Jena 1871) S. 376, Anm. — 4) N. v. Beguelin, *Globus* 57, 214. — 5) Nach Romanow, *Arch. für Anthrop.* 27, 481; [vgl. den 'Albogalerus' des Flamen Dialis, der aus dem Fell eines weissen Opfertieres verfertigt war, Varro b. Gell. 10, 15; Serv. Aen. 2, 683; Paulus 10, 12]. — 6) B. Lewis Rice, *Mysore, a gazetteer compiled for Government 1* (Westminster 1897) S. 244. — 7) [Ziehen-Protz, *Leges sacrae* 2, 1 nr. 58. 63. 80. 91; Diels, *Sibyll. Bl.* S. 52].

der Festgewänder¹⁾. Hesiod²⁾ lässt die Göttinnen Aidos und Nemesis in weissem Gewande erscheinen]. Bei den Wambugu in Deutsch-Ostafrika³⁾ müssen die mannbar gewordenen Jünglinge nach verschiedenen Zeremonien eine bestimmte Höhle aufsuchen und hier 'Gott' darum bitten, ihnen viele Kinder und viel Vieh zu geben, dabei bestreichen sich die Bittenden den ganzen Körper mit weisser Farbe. Ein Ägypter⁴⁾, der nicht weiss, ob er einen wichtigen Entschluss ausführen soll oder nicht, bittet Gott, er möge ihn im Traume etwas Weisses (oder Grünes) sehen lassen, wenn er sein Vorhaben billigt, im entgegengesetzten Falle aber etwas Schwarzes (oder Feuer). In Südindien⁵⁾ legt man am Altjahrsabend weisse Gewänder in das Zimmer und betritt es dann am Neujahrmorgen mit geschlossenen Augen; öffnet man sie, so fällt der Blick zuerst auf die weissen Gewänder, und dies soll für das ganze kommende Jahr Glück bringen. Aus drei Teilen besteht das Herz des Menschen, so lehrt die sumatranische Magie⁶⁾, aus einem weissen, einem roten und einem rotweissen; wer den Rat des weissen Teiles befolgt, handelt stets gut, des roten, stets schlecht, und wer sich von dem rotweissen Teile leiten lässt, dessen Taten werden bald gut, bald böse sein. Als Burma⁷⁾ noch ein selbständiges Reich war, durfte niemand, ausser dem König, einen weissen Sonnenschirm besitzen, auf die Bedeutung der 'weissen Knochen' bei den Kalmücken und einigen tatarischen Völkern wurde oben bereits hingewiesen. Wenn ein Teräbin-Araber⁸⁾ seine Braut fälschlich beschuldigt, sie sei schon entehrt, wird er von ihren Verwandten getötet; gelingt es ihm aber zu entfliehen und sich unter den Schutz eines mächtigen Häuptlings zu stellen, so wird die Angelegenheit in der Regel auf gütlichem Wege beigelegt. Der Schuldige muss dem Vater seiner Braut 100 Lire geben und 'seine Ehre weiss machen'; zu diesem Zweck geht er mit einer weissen Fahne durch das Lager und ruft dabei die Worte aus: 'Gott möge Dein Angesicht weiss machen, o N.!' und befestigt dann die weisse Fahne an dem Zelte des Beleidigten. Ein Sotho-Neger⁹⁾, der mit einem Anliegen zum Häuptling kommt, muss ihm ein Geschenk überreichen, um ihn in gute Laune zu versetzen, oder, wie es sehr bezeichnend heisst, um sein Herz 'weiss zu machen.'

Wie die weisse Farbe das Reine und Gute bezeichnet, so ist sie auch ein Sinnbild des Friedens und ein Zeichen dafür, dass man nichts Böses mehr im Schilde führt; bei den Turkana im britischen Ostafrika¹⁰⁾

1) [Ovid, Fast. 1, 70. 79; 2, 654; 4, 619f.; Metam. 10, 431f.; Liv. 22, 56, 4; 34, 6, 15; Sueton. Ner. 50]. — 2) [Op. et dies 198]. — 3) Storch, Mitt. aus den deutschen Schutzgebieten 8, 324. — 4) E. W. Lane (übersetzt von Th. J. Zenker), Sitten u. Gebräuche der heutigen Ägypter 2 (Leipzig 1852) S. 81. — 5) E. Thurston, Ethnographic Notes in Southern India (Madras 1906) S. 241. — 6) A. L. van Hasselt, Volkenbeschrijving van Midden Sumatra (Leiden 1882) S. 72. — 7) Shway Yoe, The Burman (London 1896) S. 406. — 8) Musil, Arabia 3, 209. — 9) Endemann, Zs. f. Ethnol. 6, 32. — 10) Nach Hobley, Globus 90, 387.

überreichen sich beim Friedensschluss beide Parteien Stäbe mit langen weissen Straussenfedern, die Balue in Kamerun¹⁾ bestreichen sich zum Zeichen der Unterwerfung mit weissem Kalk. Wenn bei den Eve-Negern in Togo²⁾ ein Mensch eines gewaltsamen Todes gestorben ist, so treten alle seine Bekannten an seine Leiche und bestreichen sich mit weisser Farbe zum Zeichen dafür, dass sie an seinem Tode unschuldig sind. Droht bei den Dajak auf Borneo³⁾ zwischen zwei Dörfern wegen einer Mordtat ein Krieg auszubrechen und wünschen die Bewohner des Ortes, in dem der Mörder wohnt, die Angelegenheit friedlich beizulegen, so stellen sie an der Grenze ihres Gebietes weisse Gefässe auf. Ist der Mörder unbekannt, so senden die benachbarten Dörfer zum Zeichen ihrer Unschuld ein weisses Gefäss zum Dorfe des Erschlagenen; auch Boten werden solche weissen Gefässe mitgegeben, um sie dadurch gegen einen Überfall zu schützen.

Da die weisse Farbe ein Abwehrmittel gegen böse Geister ist, dient sie vielfach auch dazu, die Hinterbliebenen gegen den Geist des Toten und gegen die Dämonen des Todes zu schützen; noch bis in das 16. Jahrhundert hinein wurden in Nord- und Mitteldeutschland⁴⁾ von den Frauen der höheren Stände dichte weisse Trauerschleier getragen, und noch heute ist in manchen wendischen Dörfern⁵⁾ die Trauerfarbe weiss⁶⁾. Die Ngumba⁷⁾ und die Pangwe⁸⁾ in Westafrika bestreichen sich nach einem Todesfall mit weisser Farbe, bei den Parsen in Vorderindien⁹⁾ erscheinen alle Teilnehmer an einer Leichenfeier in weisser Kleidung, die Leichen-träger umwickeln ihre Hände mit weissen Tüchern, um sich nicht durch die Berührung der Leiche zu verunreinigen. Die Limbu in Assam¹⁰⁾ binden sich als Zeichen der Trauer ein weisses Tuch um den Kopf, die Igorroten im Norden der Insel Luzon¹¹⁾ tragen weisse, die Dajak auf Borneo¹²⁾ in der ersten Zeit weisse, später schwarze Trauergewänder, bei den meisten Völkern Ostasiens, den Javanen, Anamiten, Chinesen, ist die Trauerfarbe weiss, ebenso bei einigen Indianerstämmen Amerikas, so bei den heute ausgestorbenen Zoreisch im südlichen Kalifornien¹³⁾. Die Dieri¹⁴⁾ wie die Mehrzahl der übrigen Stämme des australischen Fest-

1) Lessner, Globus 86, 276. — 2) D. Westermann, Arch. f. Religionsw. 8, 107. —

3) M. C. Schadee, Bijdragen, 7. Folge, 6, 119ff. — 4) Müchner, Verhandlungen der Berl. Ges. f. Anthr. Jahrg. 1891 S. 324. — 5) Wuttke, Sächsische Volkskunde (Dresden 1900) S. 333; oben 12, 473; 22, 103. — 6) [Über weisse Gewänder im antiken Bestattungszeremoniell s. Boehm, De symbolis Pythagoreis p. 31]. — 7) L. Conradt, Globus 82, 351. — 8) G. Tessmann, Zs. f. Ethn. 41, 888. — 9) Jivanji Samschedji Modi, Globus 64, 395; [für weisse Trauerkleidung der Hindu s. oben 14, 204]. — 10) H. H. Risley, The Limbu, Census of India 1901 3, 203. — 11) Blumentritt, 67. Ergänzungsheft zu Petermanns Mitteilungen S. 25. — 12) F. Grabowsky, Intern. Arch. f. Ethnogr. 2, 183. — 13) v. Loeffelholz, Mitt. der anthropol. Ges. in Wien 23, 110. — 14) E. M. Curr, The Australian Race 2 (Melbourne and London 1886) S. 63.

landes¹⁾ bemalen sich nach einem Todesfalle mit weisser Farbe; wie es scheint, hat diese Bemalung vor allem den Zweck, von dem Geist des Toten nicht erkannt zu werden; daher reibt auch ein Mann, der seinen Feind unerkannt überfallen will, vorher seinen ganzen Körper mit weisser Farbe ein.

Der fremdartige und phantastische Eindruck, den die von der dunklen Haut des Körpers sich grell abhebende weisse Bemalung hervorruft, macht es psychologisch sehr wohl erklärlich, dass man sich die Geister der Toten selbst als weisse Gestalten vorstellt; die Bewohner der kleinen Inseln der Torresstrasse²⁾ bemalen sich daher weiss, um den Geistern der Toten zu gleichen. Bei vielen Stämmen des australischen Festlandes³⁾ ist der Glaube verbreitet, dass die Verstorbenen zu weissen Menschen würden; daher sind in manchen Sprachen die Begriffe Geist, Gespenst und weisser Mann synonym, und aus diesem Grunde erschienen den Eingeborenen die ersten Weissen, mit denen sie in Berührung kamen, als die zurückgekehrten Geister ihrer Ahnen⁴⁾. Ähnliche Vorstellungen finden sich auch bei einigen afrikanischen Völkern, und auch hier mag der fremdartige Anblick der Europäer diesen Glauben wenn auch nicht hervorgerufen, so doch bestärkt haben. Die Bakwiri in Kamerun⁵⁾ hielten die ersten Weissen für ihre Ahnen, die aus dem Totenreich zu ihnen zurückgekehrt seien, die Duala⁶⁾ stellen sich die Toten als weisse Menschen vor, den Wahehe in Ostafrika⁷⁾ erscheinen die Masoka, die Geister der Ahnen, im Traume als weisse Männer. [Die Gräcowalachen bezeichnen die Nymphen als 'weisse Geister'⁸⁾.]

Die Ideenverbindung zwischen Weiss und Tod findet sich auch bei anderen Völkern, hervorgerufen einerseits durch die weisse Trauerfarbe, andererseits — und dies gilt vor allem für die Völker des christlichen Kulturkreises — durch die Neigung, mit der weissen Farbe den Begriff des Reinen und Guten zu verbinden⁹⁾. Als weisse Tauben fliegen nach einer schwäbischen Sage¹⁰⁾ die Seelen guter Menschen gen Himmel, in vielen Gegenden Deutschlands¹¹⁾ gelten weisse Mäuse oder weisse Wiesel als Seelen Verstorbener, in Griechenland¹²⁾ erscheint der Tod mitunter in der Gestalt einer weissen Ziege. Das 'Paradies' der Khewsuren im Kaukasus¹³⁾ ist eine weisse Festung mit vielen Stockwerken, 'weisse Erde' nennen die Baduwis auf Java¹⁴⁾ das Land der Toten; nach

1) E. Eylmann, Die Eingeborenen der Kolonie Südastralien (Berlin 1908) S. 239. 217. — 2) Report of the Cambridge Anthropological Expedition to the Torres Straits, 5 (Cambridge 1904) S. 260. — 3) K. Lumboltz, Unter Menschenfressern (Hamburg 1892) S. 328. — 4) E. Eylmann, Die Eingeborenen der Kolonie Südastralien S. 189. — 5) Deutsches Kolonialblatt 16, 387. — 6) F. Plehn, Mitt. aus den deutsch. Schutzgeb. 7, 96. — 7) E. Nigmann, Die Wahehe (Berlin 1908) S. 26. — 8) [oben 4, 142]. — 9) [Über Weiss = Schön s. oben 5, 365]. — 10) Wehrhan, Die Sage S. 58. — 11) Wuttke § 60. — 12) N. W. Thomas, Man 4 Nr. 81. — 13) C. v. Hahn, Globus 76, 209. — 14) E. Metzger, ebd. 43, 280.

javanischem Volksglauben¹⁾ erscheinen die Geister derer, die durch Zauberei reich geworden sind, nachts als weisse Hunde oder als weisse Katzen.

Infolge dieser Gedankenverbindung zwischen Weiss und Tod erscheint die weisse Farbe unter Umständen geradezu als eine Unglücksfarbe; bei uns sind weisse Lilien ein Sinnbild des Todes, ein Todesfall steht bevor, wenn im Herbst eine weisse Rose blüht²⁾ oder wenn man im Traume weisse Pferde, weisse Blumen oder weisse Leinwand erblickt. Sieht man im Frühling zuerst einen weissen Schmetterling, so wird nach sächsischem Volksglauben³⁾ bald ein naher Angehöriger sterben; da in früheren Zeiten bei den Kelten die Gräber mit weissen Steinen geschmückt wurden, gelten solche noch heute unter der Fischerbevölkerung Irlands⁴⁾ und der Insel Man⁵⁾ als unglückbringend, und niemand würde auch nur einen einzigen weissen Stein als Ballast in sein Boot nehmen. Wenn man in New York⁶⁾ drei Nächte hintereinander von einem Schimmel träumt, wird eine ältere Person sterben; träumt man in Maine von einem weissen Pferde, so wird man noch im Laufe desselben Jahres einen nahen Angehörigen durch den Tod verlieren. In Neufundland⁷⁾ bedeutet es Glück oder Tod, wenn man im Traume etwas Weisses sieht; wird der Leichenwagen von zwei Schimmeln gezogen, so wird noch im Laufe desselben Monats ein Nachbar des Toten sterben.

Leipzig.

1) P. J. Veth, *Java* (Haarlem 1875) 1, 332. — 2) Wuttke § 235. — 3) Veckenstedt in seiner *Zeitschrift für Volkskunde* 1, 241. — 4) Rhys, *Celtic Folklore* (Oxford 1901) 1, 325. — 5) A. W. Moore, *Folklore* 5, 219. — 6) Bergen, *Memoirs of the American Folklore Society* 4 Nr. 481. — 7) Ebd. Nr. 434. 1191.

(Schluss folgt.)

Kleine Mittheilungen.

Das Epitaphium des Michael Funck.

Ein Zeugnis zur Steinkreuzforschung und zur Rechtspflege einer oligarchisch
regierten Reichsstadt.

(Mit drei Abbildungen im Text.)

Bei Felbeckers Erben erschien zu Frankfurt und Leipzig 1736, im Jahre nach dem Tode des Verfassers durch seinen Freund Georg Jacob Schwindel herausgegeben, D. Joh. Martin Trechsels, Großkopff genannt, | weiland ältesten Adv. Ordin. zu Nürnberg, | Verneueres Gedächtnis | des | Nürnbergischen Johannis-| Kirch-Hofs.

Dieses Buch enthält auf S. 607f. bei Beschreibung des Epitaphiums auf Grab Nr. 1785 eine zur Geschichte der Steinkreuze deshalb so ungeheuer wichtige Angabe, weil sie uns nicht nur über einen Zweck ihrer Setzung unterrichtet, sondern uns auch einen Zeitpunkt angibt, zu dem dieser Brauch — und zwar, wie es scheint, auch in evangelischen Gebieten — sicher noch geübt wurde. Trechsel war nach Will, Nürnb. Gelehrten-Lexikon 4, am 4. Februar 1735 gestorben. S. 607f. beschreibt der Verfasser das Grab, das zur fraglichen Zeit dem Güterbestätter Koch zustand, mit folgenden Worten, die ich um der Wichtigkeit des Gegenstandes willen im ungekürzten Wortlaut hier wiedergeben will:

‘Auf dem 5ten [nämlich dem fünften Stein der XXXV. Zeile] mit N. 1785. liegt ein grosses Monument (Abb. 1), bestehend in einem zierlichen Portal, dessen Entablement oder Gebäcke von zwey schön runden, mit Festonen und artigen Flecht-Werck umwundenen Säulen, unterstützt wird; über welchem man auf dem dasigen Gesims-Werck in einem Lorbeer-Krantz, ein sauberes Wappen zu Gesichte krieget, auf dessen Wappen-Schild ein aufgerichteter Löwe, mit ausgeschlagener Zunge, und einer Feuer-spritzenden schier ausgebrannten Fackel in der vordern rechten Pranken. Oben über stehet ein in etwas zur rechten Seite gewendter, und mit einem Wulst mit fliegenden Zindel-Binden belegter | S. 608 Stech-Helm, und auf demselben ein wachsender Löwe, mit einer Feuer- und vielen Funcken von sich spritzenden Fackel in der Pranken. Ausser dem Krantz sitzen auf beiden Seiten 2. geflügelte Engel, der eine zur Rechten mit einem Creutz und Kelch in seinen zwey Händen, der andere zur Lincken mit einem auf der Schooß liegen habenden Larven (Abb. 2). Unter dem Portal präsentirt sich die Gegend um Jerusalem her samt der Stadt, und im Vordergrund stehet das Creutz unsers HERN, doch ohne dem daran hangenden Leichnam, so durch Unfall (so!) darvon abgekommen, gegen welchen der noch dabey stehende Römische Kriegs-Knecht mit seiner nach der Seite des HERN stossenden Lantze zu sehen. Recht unter dem Creutz aber liegt eine Manns-Person, in damals üblich gewesener Spanischer Tracht, mit zerhackten Hosen und Wammes, todt auf dem Rücken, das Creutz Christi mit seinem Arm umfassend, nächst an seinem dabey befindlichen, und auf der Decke mit seinem Wappen und eingätzten Namen belegten Grabstein. Dann stehet auch noch zur Seite des Creutzes eine sogenannte Marter-Säule, und unweit derselbigen, über das blosser Haupt des Entleibten hinauf, ein steinern Creutz, dergleichen an diejenige Oerter, wo Erschlagene, oder sonst durch die Mörder entleibte Personen gefunden werden, noch heut

zu Tag pflegen gesetzt zu werden¹⁾. Ferner siehet man in den zweyen Oberwinckeln neben Capitelln oder Knäuffen der beeden Säulen, zwey bekleidete Arme, den einen mit 3. Lilien-Stäben, den andern aber mit einem blossen drohenden Schwert in der Hand, aus einer Wolcken hervorragen, und auf der Rahm, der unter dem Portal befindlichen grossen umzierten Tafel, stehen erstlich diese lateinische Worte: TANDEM BONA CAUSA TRIUMPHAT. / (Endlich gewinnt doch eine gute Sache einen erwünschten Ausgang.) (Abb. 3). Die Aufschrift aber der mit zwo artigen Bild-Säulen gezierten Tafel lautet also: 'In Anno 1611. den. 12. Septembris ist weilandt der Erbar vnd bescheiden Junge Gesell Michael Funckh von Donawerdt gewester Handelßman allhie zu Nürnberg seines



Abb. 1.

Alters im Ainunddraissigsten Jhar in Gott SELIGLICH entschlaffen.' Weiter liegt unter dieser Tafel ein klein auch artig umziertes Täfelein, mit diesen auffalenden Worten: 'Der E: Caspar Koch Straßburgerischer Auffdinger Catharina sein Erste verstorbene vnd Catharina sein andere Ehwirtin vnd irer leibs Erbē Begrebnus Anno 1611'²⁾. Unten zeigt sich auf einem Schildgen ein vorwärts sehender Mann, in völliger Statur, mit einem grossen Schnurrbart, Kuchen-Fleck³⁾ um den Leib, und einem darüber abhängenden langen Messer an der Seite, mit den 2. ausgestreckten Armen in jeder Hand einen Koch-Löffel haltend, auf einem Drey-Berg'.

1) von Gebhardt gesperrt.

2) Der bei Trechsel ungenau gegebene Wortlaut beider Inschriften ist durch diplomatische Wiedergabe nach dem Grabmal selbst ersetzt.

3) Fleck heisst in Nürnberg noch heute die Schürze eines Mannes.

Wie ich mich am Sonntag, den 20. Oktober 1912, durch Augenschein überzeugte, entspricht das prachtvolle, gleich den meisten dieser Zeit aus der Werkstätte Jacob Weinmans stammende Epitaph noch heute der Beschreibung Trechselfs, und es ist auch noch deutlich die raue Stelle zu erkennen, an der der 'durch Unfall davon abgekommene Leichnam' des Gekreuzigten festgeschweisst war.

Für unsere Zwecke sind vielleicht noch folgende bei Trechsel nicht erwähnte Einzelheiten wichtig. Die dem Beschauer zugekehrte Bildfläche in dem laternenartig verbreiterten Kopfstück der Martersäule zeigt die Kreuzigungsszene, der abgebildete Grabstein hinter der Leiche zeigt nicht das redende Wappen der Familie Koch, sondern dasjenige Funcks und darunter in römischer Schrift den Namen MICHAEL FUNCKH, deutet also wohl darauf, dass dieser während eines Aufenthaltes in Nürnberg eines gewaltsamen Todes gestorben und in einer eigentlich fremden Gruft beigesetzt worden ist.



Abb. 2.

Das hinter dem Grabe abgebildete Kreuz zeigt eine Gestalt, die in Ostfranken und der Oberpfalz tatsächlich bei Steinkreuzen an Wegen und im Walde sehr häufig ist: der Stamm ist gerade und überall gleich breit, während die beiden Seitenarme und die Spitze unter sich alle drei gleich lang, aber etwas kürzer als der Schaft, und an der Kreuzungsstelle gleich breit sind wie dieser, nach aussen zu aber wenig breiter werden.

Es erhebt sich nun die Frage, ob das so überaus prächtige Epitaph auf Michel Funckhs Grabe lediglich dem Drange nach einer künstlerischen Darstellung entsprungen ist, oder aber ob es in einer bestimmten Beziehung steht zu dem verhältnismässig frühen Tode des Begrabnen fern der Heimat. Dass Funckh auswärts gestorben ist, braucht uns an und für sich nicht zu irren; denn nach dem bekannten Schicksal Donauwörth's im Jahre 1607 mag wohl mancher glaubens-treue Bürger von dort in einer nicht gegenreformierten Gegend eine zweite Heimat gesucht und gefunden haben.

Anders steht es aber mit dem Tode in so frühem Lebensalter. Als ich nachsah, ob etwa die eine oder andere der auf unserer Universitätsbibliothek vorhandenen handschriftlichen Nürnberger Chroniken etwas über den Tod Michel

Funckhs enthalte, fand ich in mehreren von ihnen meine Vermutung bestätigt, und da die Angaben nirgends vollständig sind, sich aber gegenseitig ergänzen, so setze ich sie hier dem Wortlaute nach her.

Zunächst berichtet die 'Chronica der . . . Reichs-Vesten und Stadt Nürnberg', Hs. Erlg. 1567 4^{to}, reichend bis 14. Febr. 1675, auf einem zwischen S. 756 und 757 eingeklebten Zettel mit Nachträgen zum Jahr 1611:

'Den 13. Sept. Zu Nacht hat Joachim Weyermann, Michel Funckn, Kauffmannsdiener von Donawerth mit einem Dolchn erstochen. D folgend Tag hat man die Thor



Abb. 3.

zugehalten v. 500. fl über den Thäter ausgeruffn: Als d'elbe folches Vnohm, ist er Zu Nacht selbst auf dz Rathauß gangn v. hat sich Varrestier laßn, ist auch mit 2. Provisorn bewacht wordn biß Zu Austrag d sach. hat furgebn, d funck hab ihn so hart zugesetzt, fey aus seines Herrn hauß herabgeloffn, hab ihn angefalln v. geschlagen, darum hab er sich nothwendig wehrn müßn.'

Eine allerdings recht unbestimmte Angabe über die Veranlassung zur Tat, über die wir aber später einen wenigstens etwas sichereren Aufschluss bekommen werden, enthält der Eintrag auf Blatt 373 Vorderseite in der bis zum 13. Juli 1613 reichenden Nürnbergschen Cronica, Hs. Nr. 1467 in klein Folio der Erlanger Universitätsbibliothek, bei dem ein Irrtum im Vornamen nicht ins Gewicht fällt:

'Anno .1611. den 13. Septembriß ist alhier zu nürnberg bey der Nacht hans Funckh erstochen worden. man hatte die Thor etzliche tag lang zugehalten. ist wegen des an-

leüttenß oder anglopffens vor den Thüren oder heüssern geschehen. Der thätter ist auf den Thurn gestrafft doch hernacher wider erbeten vnd frey gelassen worden.'

Hierbei fragt sich, ob nun Weiermann wirklich nur auf Fürbitten etwa eines einflussreichen Gönners völlig laufen gelassen oder ob ihm nicht doch vielleicht irgend eine andere Buße oder Sühne auferlegt worden ist. Darüber gibt uns Aufschluss, mit einem Irrtum im Vornamen des Täters: 'Ein Schönnē vnd wolgegründte Cronnica vonn der Kaysserlichen freyen Reichs Stadt Nurnberg Anno domini 1622 Jhar, den 9 Junij angefangen', Erlanger Hs. Nr. 1671 Fol., reichend bis 1618, ohne Seitenzählung, an der chronologisch gegebenen Stelle:

'Anno 1611 Jahr, den 13. September, Donnerstag zwischen 3 vnd 4, der grossen Uhr, Ist Michel Funckh, vonn thonna wehrtt von Ullerich Weyerman mit einem Dolchen, oder stillet, erstochen worden, das er als balt todt Plieben, deß Andern tags hat man die Thore zugehalten, Piß umb den Mittag, hernach derfelben Zway offnen lassen, dieselben aber Starckh umwachen und volgents nach Mittag 500 fl uber den thetter vom Rhath-hauß herab ummruffen, Auch welcher Inn haussett, beherbrigett, speisset, drenneckhett, oder sonnstē furschub thette, derfelb solte Inn gleicher Straff fein, Als Aber der thetter folches Vernomen, hat er sich Auff gemeltes Rhatthaus den 14 September 2 stundt Inn die Nacht, felbstē beim Caspar König eingesteltt, und veranoßiertt, und nachmals mit Profosonern, Piß zu Außtrag der sachen verwacht, der Funckh Aber, Ist hernach Sonttags den 16 ditto, Erlich zu der Erden bestettiget worden und ligt zu Sannt Johannes Auff dem kirchhoff begraben'.

Über Caspar König enthält die Hs. 94, 402 Germ. Mus. III 155 die Angabe 'Caspar König Ao. 1592. Hauß-Vogt der Stadt Nürnberg Obitt 1626.' Zwischen 3 und 4 Uhr der grossen Uhr entspricht der Stunde von 9 bis 10 Uhr der kleinen, d. h. unsrer heutigen Uhr, 2 Uhr in die Nacht = 8 Uhr¹⁾. Allen drei Chronikangaben ist gemeinsam der Irrtum in den Daten: die Tat geschah Donnerstag den 12., das Begräbnis kann nur entweder am Sonntag, den 15., oder Montag, den 16., stattgefunden haben.

Doch steht uns noch eine Quelle zur Verfügung, die in den Angaben, die sie überhaupt bringt, unbedingt zuverlässig ist, freilich in der Auswahl dessen, was sie enthält, vollständig im Sinne des streng oligarchischen Regiments verfährt, die im Kgl. Kreisarchiv zu Nürnberg verwahrten 'Ratsverlässe'. Aus ihnen ergibt sich²⁾ nun, dass

'Am Donnerstag den 12. September zu nachts ein stund nach dem Thorsperren vf dem alten Milchmarck Jörgen Löfflers Mittgesellschafter Michel Funck von Thonawörth durch einen stich bei dem hertzgrüblein dermassen beschädigt worden, dz er alßbalden gestorben: dabei mündliche anzaig geschehen, das der Thäter Joachim weyer mann ein hiesiger burgers Sohn sey, fur den Erasmus Schwab gut und burg sein wölle, das er sich selbst stellen vnd von hinnen nicht weichen soll, vnd derowegen gebetten, wegen deß gemainen Volcks desselben zuuerschonen, damit er nit zum Despect vber die gassen gefurt werden möchte.'

Der Rat beschliesst nun den Erasmus Schwab in Gelübd zu nehmen, dass er Anzeige macht, wenn er Weiermann findet, und diesen 'mit dem Profosen vnd etlichen Provisianern zu verwachen vnd Ihne zwischen den Liechten vf dz Rath-hauß in eine Prisaun zufuhren', sowie 'auch den Löffler sambt seinem weib und haußgesind zuhören, wer der jenige gewest, der so vngestümmiglich bei Ihnen angeleutet hab, auch was Ihnen sonst vom handel wissend.' Ferner sollte Weier-

1) J. Chr. Wagenseil, De Civitate Noribergensi Commentatio p. 138.

2) Genauere Zitate sind hier unnötig, weil die RV genau nach der Zeitfolge angelegt sind und jedem Heft ein genaues Verzeichnis beigegeben ist.

manns Knecht Martin Hofler ernstlich befragt werden, wo sich sein Herr aufhalte. Da dies im 'Loch' geschehen sollte, so ist 'ernstlich' wohl gleichbedeutend mit 'peinlich'. Endlich sollten 500 fl. auf die Anzeige des Täters gesetzt und alle Stadttore bis auf das Laufer und das Spittlertor versperrt, diese aber besetzt und scharf bewacht und niemand ohne Ausweis hinausgelassen werden. Daraufhin stellt sich am Abend des 13. Joachim Weiermann selbst, beruft sich auf Notwehr und wird zunächst in 'die Schuelstuben', späterhin wegen der hohen Kosten in 'dz kleine vspörte stüeblein vber deß Königs Losament' gebracht, Schwab seiner Bürgschaft und Höfler aus dem Loch entlassen. Nach verschiedenen Fehlbitten wird Weiermann endlich gegen 20 000 fl. Sicherheit und Bürgschaft Erasmus Schwabs, Hans Schlumpffs und Hans Christoph Nützels in das Haus seines Schwagers Schlumpff entlassen. Er versteht es nun, die Einreichung seiner Expurgationsschrift hinauszuziehen, und während Funcks Verwandte, die unter Führung von Johann Funckh, herzoglich württembergischem Amtmann zu Brentz, hier erscheinen, ziemlich schnöde behandelt werden, — es werden ihnen Abschriften der Vernehmungsprotokolle verweigert und sie auf den Privatweg verwiesen — wird Weiermann am 12. Mai 1612 zu der im Verhältnis zu seinem Vermögen jedenfalls lächerlich geringen Strafe von 500 fl. verurteilt, die der Öffentlichkeit gegenüber sogar als Stiftung erscheinen konnte, da sie 'dem Spital alhie zu bezalen' war.

Die Erklärung für diese glimpfliche Behandlung ergibt sich jedenfalls aus den Ratsverlässen vom 27. Mai und 30. Juni 1612: 'Herrn Hanßen Nutzels, Soll man zu seiner Tochter Handschlag mit Joachim Weierman, einen Tisch vber die ordnung erlauben' und 'Sigmund Schnöd Bairischem Pfleger zu Tauffkirchen / dann Joseph von Stein, Johanniter Ordens, Herrn Hanßen Nützels / und seines Aidents Joachim Weiermans Hochzeitgesten, Soll man 12. Kandel wein schencken.'

So streng abgeschlossen sonst auch das Patriziat war, an der Aufheiratur überzähliger Töchter durften sich auch die anderen 'Erbaren' beteiligen, vorausgesetzt, dass der Mangel der Ratsfähigkeit bei ihnen durch Reichtum ausgeglichen wurde. Und man sieht, es war eine solche eheliche Verbindung nicht immer ohne Vorteil in anderer Beziehung. Denn wenn auch die Ratsverlässe ganz auffallend darüber schweigen, so dürfte es doch nach dem Zusammenhang kaum einem Zweifel unterliegen, dass Weiermann sich durchaus nicht in einer Notwehr befunden, vielmehr den angeblichen Angriff Michel Funcks — vielleicht in der Weinlaune des Sohnes reicher Eltern? — durch 'ungestümmigliches Anläuten' an dem Hause der Funck und Löffler nächtlicherweile herausgefordert habe.

In einem handschriftlichen Verzeichnis der ehrbaren, aber nicht ratsfähigen Geschlechter der Stadt Nürnberg, Hs. 94, 402 des Germanischen Nationalmuseums steht daher (Teil 3, S. 45) kurz und bündig: 'A 1611 hat Joachim Weyermann Michael Funcken mit einem verborgenen Dolchen gestochen, daß er gestorben, er hat aber seine Sache rechtlich ausgeführt, und 500 fl. in Spital zahlen müssen; darauf ihme H Hannß Nützel der älter seine Tochter zur Ehe geben. Chron. MSt.' Man ist versucht, in dem verbindenden Wörtchen 'darauf' eine versteckte Ironie auf die bekanntlich in den letzten Jahrhunderten der Reichsfreiheit nicht immer ganz einwandfreie Nürnberger Rechtspflege zu sehen. In einem anderen, offenbar mehr ratsfromm gehaltenen Geschlechterbuch, ad 1837 des Germ. Mus., finde ich VI, 688 bloss die Angabe: 'Joachim 4. Weiermann, Joachim Weiermanns vnd Barbara Vogtin Sohn Hat Urfula Hanß Nützeln vnd Felicitas Fürerin Tochter den 30. Juny Anno 1612.'

Es fragt sich nun, wie steht es mit dem Verhältnis des Epitaphs zu der Tötung Funcks? Meine ursprüngliche Vermutung, es sei vielleicht das Epitaphium

mit der Darstellung des Kreuzes unter anderen eine Sühneleistung des Täters gewesen, weil die sonst übliche Errichtung eines Sühnekreuzes am Tatorte nicht möglich war, diese Vermutung lässt sich wohl nicht aufrecht erhalten. Vielmehr weist wohl die Anbringung des Trotzspruches 'Tandem bona causa triumphat' auf Errichtung durch die Angehörigen des Getöteten, die nach langer Verschleppung der Sache und nachdem sie nicht allzuviel Entgegenkommen bei der Prozessleitung gefunden, doch endlich eine Sühne erhielten, freilich eine, die ihnen vielleicht nicht recht genügend erscheinen mochte, und die daher ihrerseits auf dem Epitaph einen Hinweis auf die Todesart ihres Bruders und Vetters anbrachten, die für den Wissenden genügte, um ihm den Fall ins Gedächtnis zurückzurufen, dessen Erwähnung in Worten sie aus Rücksicht auf die mächtigen Schwiegervarianten des Täters wohl nicht ganz freiwillig unterliessen. War doch Weiermanns Schwiegervater Hans Christoph Nützel damals schon 'Alter Herr' und ist allmählich zu den höchsten Stellen eines Obersten Hauptmanns, Zweiten und endlich Vordersten Losungers emporgestiegen.

Möglicherweise enthalten aber auch die Symbole in den Wolken über der Sterbeszene Andeutungen dessen, was in der Buchstabeninschrift nicht ausgesprochen werden durfte, aber deutlich genug, das Gedächtnis bei den Wissenden wachzurufen, zu denen freilich Trechsel nicht mehr gehörte. Ihm erscheint ja das 'blosse Schwert in der Hand' des einen Armes als drohend. Ich vermute dagegen, dass dieser Arm mit dem Schwerte wohl den Arm der vergeltenden Gerechtigkeit bedeuten soll, dass aber vielmehr er darin bedroht ist, seine Aufgabe voll zu erfüllen, durch die gegenüber sichtbaren aus einem gemeinsamen Stiele wachsenden Lilien, offenbar nur eine ganz geringfügige Umstilisierung des Wappens der Familie Nützel, vor allem also auch des gerade rechtzeitig gewonnenen, damals in Stadt und Rat schier allmächtigen Schwiegervaters zu Joachim Weiermann. Vergewärtigen wir uns, wie den damaligen Zeitgenossen auf Schritt und Tritt allüberall an und in Kirchen, Amts- und patrizischen Privatgebäuden, auf Siegeln einzelner Urkunden und in Urkundensammlungen, Kalendern, auf Denkmälern, Münzen und Wertmarken die Wappen der wenigen ratsfähigen Geschlechter täglich Dutzende von Malen begegneten, so begreifen wir leicht, wie gerade die drei an einem Stiele wachsenden Lilien auf dem Grabmale Michael Funckhs die Gedanken jedes zeitgenössischen Besuchers des Friedhofs auf Wappen und Namen der Nützel lenken mussten, der einflussreichen Beschützer seines Totschlägers Joachim Weiermann, drei mit den Stielen zusammengewachsene weisse Lilien im roten Felde.

Dagegen scheint es allerdings so, wie wenn die Gruft von den Angehörigen des Täters selbst zur Verfügung gestellt worden wäre. Wie wir oben sahen, war sie Caspar Koch zuständig, und sowohl diejenige rechts wie diejenige links davon hängt ebenfalls mit dieser Familie zusammen, denn auf Nr. 1784 lesen wir 'Marx Friedrich Pfaudten, Anna seiner Ehwirtin, ein geborne Kochin, vnd ihr beeder Leibs Erben Begräbn. 1612.' und auf Nr. 1786 'Des Erb. Hans Eberhard Pfaudten, vnd Hester seiner Ehwirtin, eine geborne Kochin, vnd irer baiden Erben Begrebn. 1609.' Hans Eberhard Pfaudts zweite Frau aber war eine geborene Schlumpffin¹⁾, und zwar, da wir oben sahen, dass Schlumpff der Schwager Joachim Weiermanns, vermutlich Weiermanns Nichte. Da übrigens die Koch aus Memmingen stammten, so können ja auch alte schwäbische Beziehungen zwischen dieser Familie und Funck bestanden haben, und diese können ja auch zu einer Bekanntschaft zwischen

1) Hs. 465 der Merckelschen Sammlung im Germanischen Museum Nr. 45.

Funck und Weiermann geführt haben. Denn ob das ungestümmliche Anläuten nur aus Übermut geschehen ist oder ob ein an und für sich notwendiges Anläuten nur übertrieben worden ist, das ergibt sich nicht aus dem Fall.

Erwähnt mag übrigens werden, dass auch Weiermanns Schwester mit den Gesetzen in Widerspruch geraten, aber nicht so glimpflich durchgekommen ist. Die Hs. Germ. Mus. 94, 402 berichtet nämlich (III, 54), dass man 'A. 1620 den 17. oct. Barbara Hanß Schlumpffen seel. Wittib wegen vielfältiger Unzucht und Ehebruchs mit dem Schwerd gericht hat.' Es wurde ihr aber verstattet, zur Hinrichtung ihre guten Kleider anzulegen, und sie wurde auch nicht auf dem Armsünderplätzchen im Friedhof zu St. Peter, sondern in ihrem Familiengrab zu St. Johannes beerdigt. Da nach der gleichen Hs. III, 45 Joachim Weiermann der Ältere, der Vater Joachims des Jüngeren und Barbaras, sieben Wochen nach dem Tode des Sohnes gestorben ist, so erklärt sich die Unbotmässigkeit der Kinder leicht aus dem Fehlen väterlicher Zucht.

In den Rechnungsbüchern des Spitals, die auf dem Stadtarchiv aufbewahrt werden, vermochte ich nichts über die ganze Sache zu finden. Vermutlich sind die von Weiermann bezahlten 500 fl. mit in einer der runden Summen enthalten, die der Spital von der Losungstube erhielt. Ebenso wenig findet sich etwas in den erst 1643 angelegten Friedhofinventarien des vereinigten Kirchenvermögens, nur dass die erste der für Grab 1785 bestimmten Spalten mit 'Michael Funck' in grosser Schrift überschrieben ist. Der erste Eintrag über eine weitere Beisetzung in dieser Gruft stammt aber erst aus dem Jahre 1720. Über Funcks Gesellschafter Jörg Löffler habe ich nirgends Angaben gefunden. Es scheint sich also um eine Familie zu handeln, die in der Geschichte, wenn auch nur Wirtschaftsgeschichte Nürnbergs keinerlei Rolle gespielt hat.

Wenn wir zum Schlusse den volkskundlichen Ertrag zusammenfassen, so ergibt das Zeugnis Trechels zweierlei: 1. in der Nürnberger Gegend pflegte man einfache inschriftlose, wenig breitrandige Steinkreuze da zu errichten, wo die Leichen Ermordeter gefunden worden waren; 2. und zwar war dieser Gebrauch im Jahre 1735 noch in Übung.

Leider fehlt aber jegliche Angabe, die einen Schluss darauf zuliesse, von wem diese Kreuze errichtet wurden oder errichtet werden mussten, ob vom Täter oder von den Angehörigen des Getöteten.

Erlangen.

August Gebhardt.

Zu dem Soldatenliede 'Hurrah, die Schanze vier'.

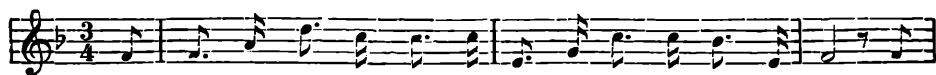
(Oben 22, 286 nr. 1).

Über den Dichter des frischen Soldatenliedes auf die Erstürmung der vierten Düppeler Schanze hat Herr O. Schell in den Kreisen der ehemaligen Angehörigen des 5. westfälischen Infanterie-Regimentes eifrig Nachfrage gehalten; doch liess sich leider kein sicheres Ergebnis erreichen. Wenn mehrfach Leutnant Loebbecke als Verfasser genannt wurde, so widerspricht dem die Verherrlichung seiner Tat mit Namensnennung in der 9. Strophe. Die Melodie, nach der das Lied gesungen wurde, ist: 'Ich hatt einen Kameraden.' — Die Lieder 'Auf Düppels fernen Höhen' und 'Lustig ist das deutsche Leben' sind von Schell in der Zs. f. rhein. Vk. 9, 18 und 22 abgedruckt.

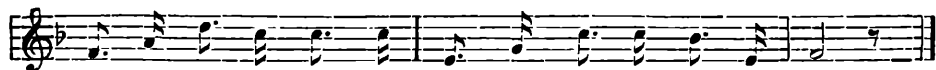
J. Bolte.

Volkslieder aus dem Böhmerwald.

1. Der lustige Bub.



1. Wenn's Wasserl über a Wieserl laft, so wird viel Heu und Gros; wenns

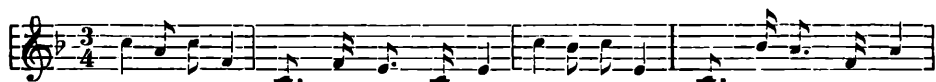


Maderl aus an Brünnerl trinkt, so wird ihr's Herzerl noß.

2. Wenn a Bauer a steiners Ackerl hot,
So braucht er an eisern Pflouch;
Wenn an sei Moiderl untreu wird,
So hout ma z' touern gnouch.

3. Mir is die mein scho untreu worden,
I froug jo nix darnau;
I schau mi um an anderne um;
Bin ach a lustger Bou!

2. An die Mäherin.



1. Tri - u - li - o! Maderl, holt a weng! Tri - u - li - o! Kummt a großar Regn,



Tri - u - li - o! Lout's 'n umi gejh, Tri - u - li - o! Offr wird's schu schön.

2. Schöner Schotz, bleib mir treu!
Mei Herz bricht entzwei,
Wenn i dron denka tou,
Däß i furt mou.

3. Schmeiß i n' Huat in Boch,
I spring a glei noch,
Weil mi mei older Schotz
Goar nimmer moch.

3. Preis der Liebsten.

(Eine Probe mit „Überschlagen“ der zweiten Stimme.)



1. Wöi hout denn der Popagei goar sua rout, hol - da - ri - ji,



goar sua rout, hol - da - ri - ji, goar sua rout Föiß! Wöi is denn dōi



olde Lōi goar a sua, hol - da - ri - ji, goar a sua, goar a sua söiß!

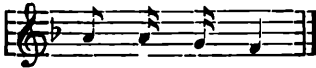
2. Wöi is denn der Tonnabam
Goar a sua — gröin!
Wöi is doch mei Schatzerl
Goar a sua — schön!

3. Wöi san doch döi Wangerln
Gleich Milch und Blout!
Wöi is doch dos Herzerl
Goar a sua — gout!

4. Der kleine Pumpernickel.



1. Hintar und vüra im Un - da - kittl bin i mein Vodan sein



Pum - pa - nikt.

2. Hob i mei Häuserl in Wol außigstellt,
Bring i döi Teuxels-Fuchsn niat weg.

3. Hob i mei Häuserl mit Lejzeltlen deckt,
Bring i döi Teuxels-Möidla (Boubn) niat weg.

5. Der Kuckuck¹⁾.



1. Der Juku sitzt am grünen }
Und wenn es regnet so wird es } zi - de - ri - bum-bum pa - ze - di - po - zi -



re - te - te, } Der Juku sitzt am grünen Ost.
Und wenn es regnet so wird es noß!

2. Der Juku fliegt über Goldschmieds — Haus,
Der Goldschmied schaut zum Fenster — raus.

3. Ei du mein lieber Goldschmied — mein,
Schmied für mei Dearnl a Ringe — lein!

4. Und schmied ihr's fein an die rechte — Hond,
Dann reisen wir ins niedere — Lond.

5. Im niedern Lond is a guat — sein,
Dou schenken döi Moidla 'n Buabn an — Wein.

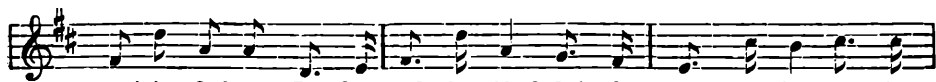
6. Wo tout ma denn döi Olten — zou?
Döi Olten gehören ins Uofa — lou!
Und wenn ma's braucht, so hout ma's schou!

1) [Vgl. Erk-Böhme, Liederhort 2, Nr. 880.]

6. Gang zur Liebsten.



1. Zwischen Berg und Tol is a Wosserfoll; muß ma Liacht onzündn, will mar



eini finden. Ja, döß waß i gwiß, doß s' schworz - auget is, 'sis jo



goar niat weit, nuar üba d' Schneid.

2. Z' fröj, wenn da Tog onbricht,
D' Sunna durch d' Bäuma sticht,
Wenn der Juku schreit
Und i zum Diarndla schreit.
Ja dös waß

Mit seine Knecht.
Ja dös

3. Bei der ersten Hütten
Is a Riegel vür,
Bei der zweiten Hütten
Find i goar koi Tür,
Bei der dritten Hütten
Bin i recht,
Sitzt da Jaga drin

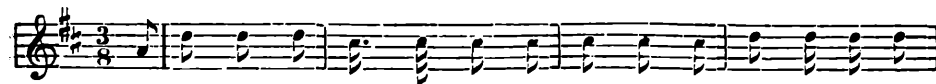
4. Scheib i Schindlnägel,
Scheib i Lottennägel,
Scheib ich gach drauf,
Triff i goar koi Nägel (Kegel),
Scheib i mittn ein,
Triff ich olle Neun.
Schatzerl du gehörs mein,
Und i g'hör dein.
Ja dös

7. Die kleine Dirne.

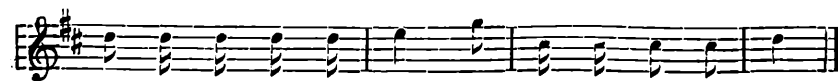
1. Groß bin i niat gewachsen,
Groß will i niat werd'n;
Schöin rund und schön stumpfet
Wöi a Hoselnußkern.

2. Schwarzbrau(n) is d' Hullerstauern,
Schwarzbraun bin i bin i;
Wer schworzbraun liabn tut,
Der liabet mi!

8. Der glückliche Bursch.



1. Ma Moidal hoißt Mo - ri - el, hout Äugla wöi Schwoarzbierel, hout



Röi - sa - la wöi a Blout, drum bin i ihr so gout!

2. Wöi höher der Turm,
Wöi schöner's Geläut;

Woi weiter zum schön Deandla,
Wöi größer dōi Freud!

Fulnek in Mähren.

Domitius Stratil.

Gereimte Liebesbriefe aus Nassau¹⁾.

Bei meiner Volksliedsammelarbeit ist mir der gereimte Brief in bauerlichen Kreisen sehr oft begegnet. Leider achtete ich viel zu wenig auf diese naiven Äusserungen des reimliedenden Volkes und sammelte nur gelegentlich einmal ganz besonders hervorragende Stücke. Die hier vereinigten sieben Proben lagen mir sämtlich im Original vor; ihre Schreibweise ist, soweit besonders charakteristisch, beibehalten, im allgemeinen aber der modernen entsprechend abgeändert worden. Wenige Anmerkungen mögen dartun, dass das Volk in seinen Redewendungen von stehenden Formeln geradezu abhängig ist; eine Liedersammlung, die ein Reimregister enthielte, würde begreiflicherweise eine viel reichere Ausbeute von Vergleichstellen geben. Natürlich müsste auch der Stammbuchvers in reichlichem Masse berücksichtigt werden, da eine ganze Anzahl gereimter Briefe sich als Aneinanderreihung von Stammbuchversen erweisen würde. Soviel mir bekannt, hat aber nur Treichel in grösserem Massstab das Sammeln von Stammbuchversen betrieben, und die betreffende Sammlung ist mir leider unzugänglich. Ich musste mich also darauf beschränken, Wendungen, die aus der volkstümlichen Gesangsüberlieferung anfielen, herauszustellen. Auf die Heranziehung von Parallelstellen aus meiner Sammlung von Stammbuchversen verzichtete ich, da dies gegenwärtig nur einen Ballast bedeutet hätte.

1.

Verzey mir, liebes Kind, Daß diese kühne Zeilen Aus meiner treuen Hand Zu deinen Händen eilen! 5 Dann daß ich schreiben muß, Bist du selbst schuld daran.	Darum nimm diesen Brief Mit Freud und Liebe an! Dein helles Augenpaar, Ich muß es selbst bekennen, Kann ich mit allem Recht 10 Zway Herzen(s)diebe nennen.
--	---

2.

Wie bey Kinder(n) um die Mittagsstunde
 Aus Gewohnheit sich der Magen regt,
 Ebenso flammt Liebe hoch in Funken,
 Wenn die Glocke sechse schlägt.

5 Nicht nach Essen, dann die Zeit ist längst vorüber,
 Nein, nach dir, nach dir, o Liebe, denk ich hin,
 Und da ich mit dir nicht schwätzen kann,
 Denk ich dein und schreibe nieder,
 Was ich dir nicht mündlich sagen kann.

10 Und so fängt mein Brief gleich mit der Frage
 „Lieber Schatz, wann seh' ich dich?“
 Bin ich doch kaum fort,
 Dieses kaum deutet mir schon mächtig lange,
 Weil die Freundschaft, oder was es ist,

15 Ihre Tage nicht nach dem Kalender mißt.
 Wenn ich oft so sitz und Mücken fange,
 Die selbst Liebe nicht, noch Wein
 Aus dem Kopf mir jagen, da fällst du mir ein.

Aus dem handschriftlichen Liederbuche des Försters Carl Harz aus Kemel
 (um 1820).

1) Über gereimte Liebesbriefe vgl. die oben 22, 283 angeführte Literatur.

3.

Der Schönen und Reinen, Der Guten und Feinen, Der Wohlgestalt' und Frommen Soll dies Brieflein zu Ehren kommen.	Als die Liebe von zwei Seelen Wenn sie treu beisammen stehn. Mein Brieflein soll fliegen Über Land, übers Meer,	
5 Kein Feuer, keine Kohle Kann brennen so heiß, Als wie heimliche Liebe, Von der du und ich nur weiß: Keine Rose, keine Nelke	Ich sag dir hundert Grüßen (!) Und küsse dich mehr. Zwei Täubchen auf dem Dache, Die liebten sich so sehr, Aber dich, mein lieber ,	15
10 Kann blühen so schön,	Dich liebe ich noch viel mehr.	20

Oberauroff 1906.

Zu V. 1—4 vgl. Wolfram, Nassauische Volkslieder 1894 nr. 147 Str. 2 und 3. —
Zu V. 5—13 vgl. Erk-Böhme, Liederhort 2, nr. 507 Str. 1 und 2.

4.

	Liebes Brieflein, gehe fort, Geh an einen andern Ort, Geh zu meiner hin, Sage, daß ich ihr treu gewesen bin!	
5	Ich bin jetzt in einem fremden Land, Ich bin jetzt in dem Soldatenstand, Aber ich denke immer an dich hin, Wo ich so lang dein Schatz gewesen bin. Hier in diesem Jammertal	
10	Hat man nichts als Not und Qual; Wenn man an sein Liebchen denkt, Wird das treue Herz gekränkt. Alle Leute, die dich hassen, Sagen all, du seist nicht treu,	
15	Und ich sollte dich verlassen, Aber ich bleib dir getreu. Und wenn ich dann einst sterben werde, Und wenn mein Auge dich nicht mehr sieht, So pflanze du auf meinem Grabe	
20	Rosen und Vergißmeinnicht. Dies schreib' ich dir ins Herz hinein, Das soll immer darinnen sein, Das ist beschlossen in zwei Buchstaben: Du sollst mich lieb haben.	

Bretthausen (Oberwesterwald) 1905.

V. 9: So beginnt Kaspars Trinklied im 'Freischütz'; bekannt ist die parodistische Weiterführung in einem Soldatenliede (Köhler-Meier, Volkslieder von der Mosel und Saar 1896 nr. 267), das, wie ich hier bemerken will, auch in Nassau gern gesungen wird und sogar zum Kinderspielliede wurde. — V. 13—16: Erk-Böhme, Liederhort 2, nr. 792a Str. 2; nr. 792b Str. 3. — V. 17—20: Erk-Böhme 2, nr. 792a Str. 4; 792b Str. 6. — V. 21—24 erinnern an die bekannte Formel: 'Ich bin dein, du bist mein' (Erk-Böhme 2, nr. 371).

5.

- | | |
|---|---|
| Mein Brieflein soll dich grüßen,
Vom Kopf bis zu den Füßen!
Lieber Schatz, sei mir getreu,
Deine Liebe nie bereu!
5 Deine Liebe ist ein goldner Schein,
Der kommt gefallen in mein Herz
hinein;
Er ist beschlossen mit drei Buchstaben:
Du sollst mich lieb haben.
Wie flüchtig rinnt die Stunde,
10 Da in verschwiegener Glut
Sich neiget Mund zu Munde,
Und Herz an Herzen ruht.
Der Mond hört auf zu scheinen,
Kühl geht des Morgens Hauch,
15 Kurz Lachen, langes Weinen,
Das ist der Liebe Brauch. | Und doch, obwohl sie Leiden
Allzeit zum Lohne gibt,
Mag nie von Liebe scheiden,
Wer einmal treu geliebt. 20
Man trägt die heißen Schmerzen
Viel lieber in der Brust,
Als daß man in dem Leben
Von solcher Liebe nichts gewußt.
In diesen schönen Jahren, 25
Da stehen wir auch jetzt,
Du hast schon viel erfahren,
Aber nicht das Allerbest'.
Drum sei getrost in Freud' und Leid,
Es kommt auch noch ein' andre Zeit, 30
Sie dauert ja von Zeit zu Zeit,
Ja noch bis in die Ewigkeit. |
|---|---|
- Görsroth (Taunus) 1907.

V. 1—2 erinnern an den Kinderreim 'Gehorsamer Diener, was machen ihre Hühner' (Böhme, Kinderlied und Kinderspiel S. 110, nr. 486), wo es heisst: 'Sagt, ich laß ihu grüßen | Von Kopf bis zu den Füßen'. — Zu V. 5—8 vgl. unsere nr. 4, V. 21—24.

6.

- | | |
|---|--|
| Eben sitzt N. N. bei mir,
Und erzählen uns von dir,
Von Dingen, die ich nicht gewußt,
Von ungeahnter Liebeslust.
5 In meinem Herzen steht geschrieben,
Daß ich dich allein will lieben,
Mit der Zeit und mit den Jahren
Wirst du meine Treu erfahren,
Bleib du nur stets in den Gedanken,
10 Und vergiß auch meiner nicht!
Meine Treue soll nicht wanken,
Bis der Tod mein Auge bricht.
Soll ich aber unterdessen | Auf dem Todbett schlafen ein,
So begräbt man mich unterdessen 15
In ein Grab von Marmorstein
Und ein Kreuz von Elfenbein,
Darin schlaf ich ein.
Das Zeichen denn: Ich liebe dich,
Und wie mein Leben freust du mich. 20
Obschon die Leut' so ungern sehn,
Wenn wir zwei zusammengehn,
So laß dich nur bekümmern nicht,
Denn mein Versprechen halte ich.
Wenn zwei einander recht verstehn, 25
So muß es brechen oder gehn. |
|---|--|

Lindschied (Taunus) 1909.

Z. 13—18 sind eine Kontamination von zwei Volksliedstrophen (Erk-Böhme 2, nr. 792a, 4; 792b, 6 und Erk-Böhme 3, nr. 1396 Str. 4. Letztere Strophe auch bei Wolfram, Nassauische Volkslieder nr. 121 b, 6).

7.

- Ach wie bin ich so weit entfernt von dir!
 Drum schreib' ich dir dieses Brieflein hier,
 Dieses Brieflein soll dir sagen,
 Was ich Treue in meinem Herzen hab' getragen,
 5 Denn wo mein Herz ist, da ist auch mein Sinn,
 Drum fahre, liebes Briefchen, zu meiner Liebsten hin.

- Alles, was mein Herze denkt, wird dir hiermit geschenkt.
 Dich allein will ich nur lieben,
 Deine Schönheit in der Still,
 10 Dieses kann mir niemand wehren,
 Mags verdrießen, wen es will.
 Heiße Kohlen brennen sehr,
 Heimliche Liebe noch viel mehr.
 Ja, du kannst jetzt nicht bei mir sein,
 15 Aber tausend Seufzer schick ich ein,
 Tausend Seufzer gehen durch den Wind,
 Ich schicke sie dir, mein liebes Kind.
 Soll sich der Mond nicht früh aufgehen,
 Soll sich die Sonne neigen nicht,
 20 O, so will ich von dir gehen,
 Glaub mir nur, das ist das Best'.
 Keine Trennung kann uns scheiden,
 Unser Herz ist unsre Welt,
 Wie in Freuden, so in Leiden
 25 Eins am andern feste hält.
 Schönster Schatz, hier steht geschrieben:
 Ewig werd' ich dich allein von Herzen lieben.
 Schon in meiner frühesten Jugend
 Schlägt mein Herz allein für dich,
 30 Und so schlägt es ruhig weiter,
 Bis daß wir heiraten sich.

Schmitten (Taunus) 1910.

V. 1 Erk-Böhme, Liederhort 2, nr. 512a Str. 1. — V. 5 Wolfram, Nassauische Volkslieder nr. 147, 5. — V. 8—12 Erk-Böhme, nr. 626a, 5. — V. 13—14 Erk-Böhme 2, nr. 506, 4. — V. 15—19 Erk-Böhme 2, nr. 781, 4; nr. 778, 2; nr. 775, 3).

Biebrich a. Rh.

Otto Stückrath.

Nochmals die Nonnenbeichte.

Zu der von Schütte und Bolte oben 22, 186f. mitgeteilten 'Nonnenbeichte' sei hier nachgetragen, dass das Heimatmuseum zu Biebrich a. Rh. drei Folioblätter aufbewahrt, etwa um 1810 geschrieben, die das Gedicht in einer zwanzigstrophigen Fassung enthalten. Der Peter ist hier durchweg zu einem Pater oder Pator geworden. Str. 6 und 7 fielen aus. Ich gebe die Lesarten entsprechend der Volkmarsdorfer Version.

Die Überschrift lautet: Beichte. Die beichtende Nonne. Lesarten: 1, 4 Fallend, beugend auf — 1, 7 Und was ich nicht nenen kann — 2, 2 sag ich dir Amtes — 2, 3 Beichte muß rein — 2, 6 Weiß ich dich sogleich — 2, 7 was man hat — 2, 8 Sagt man in — 3, 1 Pater griff mit seinen Händchen — 3, 2 nach dem Schürzenbändchen — 3, 3 Da ichs litt, zog er mir drauf — 3, 4 das Schleifchen — 3, 6 das Schleifchen — 3, 7 Nicht war, mein Herr Pator — 3, 8 Dieß wird doch keine — 4, 1 Ei, mein Tochter — 4, 5 Pater hast du dich gemeßen — 4, 6 Ich liest zu — 4, 7 Du entziehst — 4, 8 Schmeißt ihm künftig — 5, 1 wird gleich können schmeißen — 5, 2 oft gar viel verbeisen — 5, 3 Und dazu bin ich ihm gut — 5, 4 sieht wie Milch — 5, 5 schöne — 5, 6 ist gut zu brauchen — 8, 2 Vergebung finden — 8, 3 gar frei — 8, 6 sollst du — 8, 8 Gnad — 9, 1 Pater — 9, 2 Es wollt ich mein Leben büßen — 9, 3 Hab ich auch nicht recht — 9, 5 Ich sollt sie ja nichts — 9, 6 Darum will ich auch erzählen — 9, 8 Beichtend den zum — 10, 1 Höllen-

stette — 10,3 Buß — 10,4 gestehe — 10,8 noch zur Meße — 11,7 Abtißen — 12,4 Eh
 wollt ich — 12,5 Sollte mehr — 12,6 Abtißen — 13,1 Abtes Kappe war die Haube —
 13,2 Hosen statt der Schaubе — 13,3 Kirche brand — 14,1 Böse Nonne — 14,4 von
 Andacht — 14,7 Abtißen — 15,3 manche lange — 15,5 zu dem Unglücke — 15,6 schnell
 zurücke — 15,7 Und da jüngst der — 16,1 doch böse Sachen — 16,3 Bohna malis nepte
 sund — 16,4 Wollte ich es würde — 16,5 Heute soll man ihn — 16,8 Pfui! die —
 17,2 Ich auch nur, sogar — 17,4 Weil ich — 17,5 So will ich euch nichts verholen —
 17,6 Gott befohlen — 17,8 Pater waren sie — 18,1 Doch so — 18,2 Dein Herz wird dir
 sonst zu — 18,4 Thu ich sonst — 18,6 Abtißen — 18,7 Kloster leben bleiben bei —
 18,8 Ich wollt lieber ein Türcke — 19,1 den ums vermauern — 19,2 Nur ein Pater —
 19,3 Blieb es den nun noch beim Wort — 19,4 sie doch auch — 19,5 mich erst —
 19,6 Dann wird sichs erst weiter — 20,1 Nein, meine Tochter, ich wollte scherzen —
 20,4 Gut bei uns zu brauchen ist — 20,5 Pater küßen — 20,7 ich nicht, wie Pater —
 20,8 herzlich gut — 21,1 Könen den auch — 21,2 Heute bei sie — 21,3 Ich geh eher
 nicht davon — 21,7 ichs nicht — 21,8 Ich wag, warrlich — 22,4 Liebe Pater, liebe
 auch — 22,7 Denn was man in der Beichte — 22,8 Davon spricht man.

Ferner möchte ich auf eine scherzhafte Beichte in der Liederhs. des Studenten
 Friedrich Rolle (Homburger Stadtbibliothek D L 326), 1846/47 angelegt, hin-
 weisen. Es heisst da S. 36:

Herr Pastor, ich beicht' vor dir,
 Meine Sünde bring' ich hier.
 Hab' ich nicht in einer Woch'

Siebenundzwanzig Dippe (Töpfe) gebroch'
 Und den alten Essigkrug?
 Herr Pastor, ist das genug?

[Zwei Aufzeichnungen aus dem Königreich Sachsen stehen in den Mitt. des
 V. f. sächsische Volkskunde 3, 189 'Die beichtende Nonne' (7½ Str. aus Werdau
 von einer 81jährigen Frau) und 3, 320 'Die Nonnenbeichte' (18 Str.). Ein Druck
 'Weil mich meine Sünden' befand sich unter den 1802 bei der Witwe Solbrig in
 Leipzig konfiszierten Flugblättern (ebd. 3, 135).]

Biebrich a. Rh.

Otto Stückerath.

Ein Richtespruch aus dem Jahre 1870¹⁾.

Der Richtespruch, den ich hier mitteile, wurde bei dem Richten einer Scheune
 in Volkmarsdorf, einem Dorfe im Kreise Helmstedt, gehalten, und zwar von einem
 jungen Mädchen. Ehe es seine Rede begann, war die Musik schon erschienen,
 und die letzten Sparren wurden unter Musikbegleitung hinaufgebracht.

Herzlieben Freunde insgesamt
 Und alle, die hier zugegen sein,
 Ich bitte euch in Ehren,
 Nun meine Rede anzuhören,
 5 Die ich am heutigen Tage
 Und noch ferner (!) werde sagen.
 Drum gebet jeder fleißig acht,
 Was ich zu reden bin bedacht.
 Und wenn ich in meinen Sachen

Einen Fehler sollte machen, 10
 So bitt' ich euch, mich doch nicht aus-
 zulachen,
 Denn ich bin noch jung an Jahren,
 Habe noch nicht viel erfahren,
 Hochstudieret bin ich nicht,
 Viel Komplimente zu machen versteh' ich 15
 nicht,
 Auf hohen Schulen bin ich nicht gewesen,

1) [Weitere Richtesprüche s. u. a. in der ausführlichen Schilderung des Richtefestes
 bei P. Rowald, Brauch, Spruch und Lied der Bauleute. Hannover 1892 S. 71 ff. Vgl.
 ferner Zs. d. V. f. rhein. u. westf. Vk. 5, 176 f.; Unser Egerland 14, 95; Hannoverland
 1909 S. 266. Für gewöhnlich wird der Richtespruch nicht von der Kranzjungfer, sondern
 von einem Zimmermann auf dem Dache vorgetragen, der zum Schluss ein Glas leert und
 es dann hinunterwirft. Heutzutage ist die Sitte wohl fast überall verschwunden; schon
 der hier mitgeteilte Spruch ist inhaltlich recht dürftig.]

- Das könnt ihr aus meiner Rede schon
lesen.
Doch was ich gelernt habe und weiß,
Will ich jetzt reden mit allem Fleiß.
20 Drum bitt' ich euch, was kann ge-
schehn:
Laßt Hörner und Trompeten gehn.
- Nun wollen wir die Krone präsen-
tieren,
Die diesen Bau soll zieren,
Der von den wackren Zimmerleut'
25 Aufgerichtet stehet heut.
Und bin mir, daß ich alsdann (?),
Daß sie den Bau wohl schmücken
kann.
- Auch dank' ich noch dem lieben Gott,
Der treulich hilft aus aller Not,
30 Daß keiner Schaden hat genommen,
Denn oftmals war ich recht be-
klommen.
- Drum danke ich von Herzen dir
Für deine Güte für und für.
Laß alle Herrn [l., Herr,] gesegnet sein,
35 Die zu dem Bau gehn aus und ein.
Den Bauherrn sei der da,
Wenn den Verwandten fern und nah¹⁾.
Kein Ach, kein Weh laß man da
hören,
Kein Unglück ihren Frieden stören.
- 40 Das Element der Feuersglut,
[Das halte du in deiner Hut],
Damit kein harter Glockenschall
Verkündet solchen Trauerfall.
Denn du, o Gott, bist Herr der Kraft,
45 Gib, daß sie alles Gute schafft.
Das bitt' ich hier,
Mein Gott, von dir,
Darum laß vor allen
Mein Bitten dir gefallen.
- 50 Jetzt nun dem Bauherrn nach Gebühr
Schenk' ich das erste Vivat hier,
Drum, Musikanten, stimmt mit ein
Und stoßet in die Hörner ein!
Und unsre Baufrau auch dazu,
55 Der wollen wir ein Gleiches tun,
Wir wollen sie erheben,
Drum, Musikanten, wollt ihr euch be-
quemem,
Und der Baufrau nach Gebühr
Schenken wir ein Vivat hier.
- 60 Die (!) Söhne wird auch in Gutem
gedacht,
- Ein schönes Vivat dargebracht,
Und allen, die noch halfen hier,
Tönt ein Vivat für und für:
Für Freunde, Nachbarn und Verwandten,
65 Tischler, Maurer und Musikanten,
Jungfern und Junggesellen noch
Tönt ein schönes Lebehoch.
Alle wollen wir sie ehren,
Lasset jetzt ein Vivat hören!
Ich bin gegangen einen solchen weiten 70
Weg,
Nun nach meiner Meinung zu sagen recht,
Denn ich bin noch jung an Jahren
Und blöde in solchen Sachen,
Denn was man nicht weiß,
75 Kann man nicht machen.
Eins hab ich mir doch noch gedacht:
Daß ihr mich habt zur Kranzjungfer ge-
macht,
Dafür wünsch' ich euch zum Dank,
Daß dieser Bau steht tausende von Jahren
lang.
80 Heute haben wir einen sehr guten Wirt,
Der wird uns geben, was uns gefällt
[lies: gebührt],
An Taback, Feuer und an Licht,
An Essen und Trinken wird's fehlen nicht.
Nun an euch Junggesellen
Hab ich auch noch eine Warnung zu 85
stellen,
Daß ihr mögt am Platze bleiben,
Euch nicht mit den Jungfern im heimlichen
Winkel rumtreiben,
Denn junges Blut ist leicht verführt,
Das hat ein jeder wohl an sich selbst
schon verspürt.
90 Nun an den Herrn Zimmermeister und
seine Gesellen
Hab ich auch noch eine Frage zu stellen
Im Namen der Jungfern groß und klein,
Ob diese Krone gefällt recht fein.
Und tut sie euch gefallen? (Ja!)
- Nun, so laßt Hörner und Trompeten 95
schallen!
Dies haben wir Jungfern uns wohl ge-
dacht,
Drum haben wir die Krone so bunt ge-
macht,
Von Blumen, von Tüchern, von Rosen und
grünem Kraut
Haben wir die Krone so bunt gebaut.
100 Ja, es ist eine wahre Pracht
Und wirklich wunderschön gemacht,

1) Wohl: Dem Bauherrn sei du da und den Verwandten fern und nah.

- | | | |
|--|--|-----|
| Drum kann ich, ohne mich zu ge- | Drum sag' ich 'Amen' nun recht frei, | |
| nieren, | Denn meine Rede ist vorbei. | |
| Die Krone recht hier präsentieren. | Nun wollen wir singen, | |
| So, nun, du wackrer Zimmermann, | Und die Musik soll dabei klingen: | 115 |
| 105 So nimm die Krone von mir an | (Nun danket alle Gott) | |
| Und trage sie oben auf den Bau, | Und dabei erschalle noch ein schönes | |
| Einem jeden stelle sie dar zur Schau. | Vivat. | |
| Und alle Kranzjungfern allhier, | Nun, meine Rede ist zu Ende, | |
| Denen bring' ich meinen Dank dafür. | Und wer ein reiner Junggesell ist, der | 118 |
| 110 Die Krone ist sehr gut geschmückt, | klatsche sich in die Hände! | |
| Das hat uns allen recht geglückt, | | |
| Braunschweig. | Otto Schütte. | |

Heilung des Rindviehs durch das Hermelfell.

In der zweiten Auflage von Andrees Braunschweiger Volkskunde S. 401 lesen wir: 'Dat witte wessel (Hermelin) saugt den Kühen die Milch aus, wobei titten und strêken (Euter und Zitzen) schwellen. Man heilt die Geschwulst durch Reiben mit Hermelfell.' — In Volkmarsdorf im Kreise Helmstedt ist man der Meinung, das weisse Wiesel beisse die Kühe nicht, aber das giftige gelbe. Bisse dies eine Kuh ins Euter, so schwelle es an und werde hart. Dem wird abgeholfen durch Streichen mit dem Felle eines weissen Wiesels.

Wie alt ein solcher Brauch ist, lässt sich selten sagen. In diesem Falle kann ich feststellen, dass er schon um die Mitte des 16. Jahrhunderts in Braunschweig geübt wurde. In den Kämmererechnungen des Hagen, eines der früheren fünf Weichbilder der Stadt Braunschweig, werden nämlich im Jahre 1556 drei Denninge gebucht 'gegeuen vor ein harmelenvel, gaf de herde den einen bullen, als he kranck was.' Leider wird nicht hinzugefügt, aber es ist doch anzunehmen, dass der Bulle, wahrscheinlich seine geschwollenen Geschlechtsteile, damit gestrichen wurde.

Braunschweig.

Otto Schütte.

Die Haustiere im Aberglauben des Isergebirges.

Wie bei fast allen Landbewohnern bildet auch bei der Acker- und Waldbau treibenden Isergebirgsbevölkerung die Viehwirtschaft einen wichtigen Teil ihrer Lebensbeschäftigung. Ja, in den höher gelegenen Gebieten des Isergebirges, in denen der Feldebau ein äusserst gewagtes oder gar aussichtsloses Unternehmen ist, in denen gewöhnlich tiefgrüne, saft- und kraftreiche Wiesen das Ackerland ersetzen, steht sie sogar im Vordergrund des meist recht bescheidenen Wirtschaftsbetriebes. Das Vieh — und nicht minder die anderen Haustiere — werden vom Isergebirgler mit grösster Aufmerksamkeit und Sorgfalt gehegt und gepflegt. Besonders deutlich zum Ausdruck kommt dies in den vielen, das Haustierleben betreffenden abergläubischen Regeln und Sitten des Isergebirges.

Der, welcher auf dem Wege des Kuhkaufes ein Stück Eisen findet, glaubt einen guten Handel zu machen. Die erstandene Kuh darf man nicht Freitags oder Sonnabends holen, wenn man damit Erfolg haben will. Führt man sie in seinen Stall und trifft unterwegs zuerst einen jungen Menschen, so betrachtet man

dies als ein glückverheissendes Zeichen; alte Leute jedoch sieht man als Unglücksverkündiger an. Vielfach wird der Preis für ein Stück Vieh so bemessen, dass er eine gerade Zahl beträgt. Wenn jemand beim Verkauf seiner Kuh weint, hat der Käufer kein Glück damit. Überlässt man dem Fleischer eine Kuh und weint um diese, so stirbt sie beim Schlachten nur schwer. [Vgl. Sartori, Sitte und Brauch 2 (1911), S. 156 Anm. 6.] Bringt man das neu gekaufte Vieh in den Stall, so legt man zum Schutze gegen Verhexung zwei in Kreuzform übereinander gefügte Besen vor die Tür desselben. [Sartori a. a. O. S. 142 Anm. 24.] Dasselbe tut man, wenn Dünger aus dem Stall geschafft wird. Die Kuh, die mit dem linken Fusse zuerst in den Stall tritt, kommt leicht in Unruhe. Das Rumoren des Viehes kündigt Sturm an. Die auf dem Felde verlorenen Kuhhaare soll man vergraben; bauen Vögel damit ihre Nester, so werden die Kühe, die sie verloren haben, blind. Die erste Milch der Kuh nach dem Kalben wird mit Fett in der Pfanne gebraten und als 'Miezeltanz' gegessen. Beim Verspeisen gebraucht man einen Löffel. Führt man mit einem Messer oder einer Gabel in die Speise hinein oder gibt der Katze etwas davon, dann stösst dem Tiere, das die Milch geliefert, ein Unglück zu. Verschiedentlich werden auch die ersten drei Mass Milch der betreffenden Kuh zum Trinken gegeben oder in alle vier Ecken des Stalles gegossen. [Sartori 2, 144 Anm. 15.] Tut man dies, so spendet letztere, wie man glaubt, in allen vier Strichen. Damit die Kuht fortan gut frisst, reicht man ihr eine mit Salz bestreute und mit Zwiebel belegte Schnitte. An manchen Stellen erhält sie eine fett bestrichene Butterschnitte. Man sagt, so dick wie die Butter auf dem ihr gegebenen Brote, sei künftig die Sahne der von ihr gelieferten Milch. Damit die Butter im Sommer recht hart wird, legt man beim ersten Saufen des Viehes nach dem Kalben in den 'Kühschoaf' oder 'Keubel' (Futterkübel, Trog) einen kalten Plättbolzen.

Beim ersten Anbinden eines Kalbes [Sartori 2, 138 Anm. 24] richtet man sich nach den Sternbildern. Nicht anbinden soll man es, wenn die Sonne im Zeichen des Widders, des Stieres, des Krebses, des Skorpions und des Wassermanns steht. Als günstig betrachtet man die Stellung im Zeichen des Löwen, der Zwillinge, der Jungfrau, der Wage, des Schützen, des Steinbocks und der Fische. Damit das Kalb sich nicht mit seinem Strick erwürgt, soll man es während des Gottesdienstes anbinden. Dazu kleidet man sich festlich [vgl. E. H. Meyer, Bad. Volksleben (1900) S. 402], gibt dem Tiere ein wenig Futter und spricht:

'Hier hast du dein Futter,
vergiß deine Mutter!'

Oder man sagt:

'Ich binde dich oan diesen Strang, doab du wirscht gruß an lang,	gruß an lang wie deine Mutter, an doab du frißt Struh an Futter.'
---	--

Befestigt man den Strick an den Ring des Pfahles, so spricht man: Gott walt's! oder: Im Namen des Vaters, des Sohnes und des Heiligen Geistes. Vielfach glaubt man, wenn ein Zweiter dabei esse und ein Dritter trinke, gewöhne sich das Kalb besser in seine neuen Verhältnisse. Soll dasselbe kein Aussauger werden, so darf man es nach der abergläubischen Auffassung nicht an einen Strick binden, der schon einem andern Kalbe gedient hat. Verkauft man das junge Tier, so führt man es rückwärts [Sartori 2, 142 Anm. 22] aus dem Stalle. Dem Muttertier gibt man einen Schlag [Sartori 2, 142 Anm. 18] und spricht:

'Hier hast 'nen Schlag;
do brüllst ne länger oas en Tag.'

Damit das Brüllen nicht zu lange dauert, bindet man einen Strick um die Hörner der Kuh. Ihr starkes und dauerndes Brüllen glaubt man weiter dadurch zu verhindern, dass man in ihr Getränk ein vom Schwanze des Kalbes abgeschnittenes Büschel Haare mischt.

Im Aberglauben der Isergebirgler sind auch die kleineren Haustiere reichlich berücksichtigt:

Kräht einmal eine Henne im Stalle [Sartori 2, 130], so glaubt man, dass dem Rindvieh ein Unglück bevorstehe; kräht sie im Freien, so deutet man dies als ein böses Anzeichen für den Besitzer. Ein sehr kleines Ei betrachtet man als Unglücksei und wirft es über sich hinweg auf ein fremdes Grundstück. Bleiben die Hühner beim Regen draussen, so hört es bald auf zu regnen; treten sie unter, so dauert das gleiche Wetter an. — Ein sehr liebevoll behandeltes Tier ist im Isergebirge, wegen ihrer grossen Verdienste in der Mäusejagd vor allem, die Katze, 'Meila' genannt. Wenn man eine neu gekaufte Katze ins Haus bringt, führt man sie dreimal um das Tischbein und sagt:

'Dreimal ums Been —
Koatze bleib d'rheem!'

Soll sie nicht davonlaufen, so darf man sie auch nicht sofort bezahlen. Wäscht sich die Katze, so rechnet man auf Besuch. Putzt sie sich bis hinter die Ohren oder wäscht sie die hochgehobene Pfote, so erwartet man einen Gast mit einem Stabe. Wem eine Katze über den Weg läuft, dem droht nach der allgemeinen Auffassung ein Unheil. Will man dieses verhüten, so soll man einen Stein über den Weg werfen oder dreimal ausspeien. — Den Hund, der nicht anschlägt, lässt man in einen geheizten Backofen sehn. Dasselbe tut man zuweilen auch mit der Katze, wenn man sie heimisch machen will. Bellt der Hund nach oben, so befürchtet man Schadenfeuer im Hause oder in der Nachbarschaft. Das Bellen nach unten deutet man als Zeichen naher Totentrauer. — Zum Schlusse sei noch kurz auf die Tauben [Sartori 2, 132] hingewiesen. Damit diese sich an einen neuen Schlag gewöhnen, füttert man sie zuerst mit gekautem Brot.

Charlottenburg.

Wilhelm Müller-Rüdersdorf.

Gründonnerstagssitten im Isergebirge.

Wie in manchen anderen Gegenden Deutschlands, so gehen auch im Isergebirge am Gründonnerstag die Kinder, mit einem grossen Beutel ansgerüstet, von Haus zu Haus Gaben sammeln. Gewöhnlich vereinigen sie sich dabei zu kleineren Gruppen. Sind sie bei jemand eingetreten, so begrüssen sie ihn im Chore mit den Worten: 'Guda Murja im a Gründunschth!' Meist wird dieser Gruss in kräftigem, singendem Tone geboten. Will man die besondere Gunst der Hausfrau gewinnen, so schmeichelt man ihr wohl auch mit dem Verse:

'Guda Murja im an Gründunschth!	mit an ruta Bande;
die Frau — — — giht im Hause	sie ist die schienst' im Lande;
rüm;	sie wird es nun doch denka
sie hoat an weiße Schürze üm	an wird uns nun woas schenka.'

Als Geschenk erhalten die herumziehenden Kinder Bretzeln und 'Dollsäcke'. Letztere sind aus Semmelteig gebackene Männer, Tabakspfeifen, Tiere und anderes.

Auch Hühner- oder Gänseeier werden zuweilen verabreicht. Von dem am Nordabhange des Kemnitzkammes gelegenen Dorfe Querbach erzählt man, dass dort früher wohlhabende Leute zuweilen Äpfel mit eingelegtem Geldstück gaben.

In einigen Dörfern erscheinen die Kinder am Tage des Sommeranfangs mit ihrem Sammelbeutel in den Häusern. Sie singen dann meist:

‘Guda Murja im a Summer!
Bin a kleener Bummer,
bin a kleener König;
gabt mir ne zu wenig,
lußt mich ne z’r lange stihn,
will a Häus’le wätter gihn!’

Am Gründonnerstag ist es hier auch allgemein Sitte, dass die Paten die Semmel, die sie ihrem Patenkinde bis zu dessen 14. Lebensjahre schuldig sind, bringen oder — falls sie zu entfernt wohnen — diese Gabe durch die Post senden. Die Patensemmel hat die Form eines länglichen Brotes. Allerlei aus dem gleichen Teige hergestellte Figuren sind ihr aufgebacken. Soll sie als ‘eine gude’ gelten, muss sie mit Rosinen verziert sein.

Natürlich kommt auch der Aberglaube am Gründonnerstag zur Geltung. Man sagt, die Eier, die man den Hennen oder Gänsen an diesem Tage unterlegt, werden alle ausgebrütet. Auch für die Pflanzen ist er von guter Bedeutung. Blumensamenkörner, die man am Gründonnerstag sät oder Kartoffeln, die man während dieses Tages steckt, sollen sich tüchtig und reich entwickeln.

Charlottenburg.

Wilhelm Müller-Rüdersdorf.

Zum Prozessverfahren gegen die bösen Geister.

A. Franz hat in seinem auch für die Volkskunde in vieler Beziehung wertvollen Buche ‘Die kirchlichen Benediktionen im Mittelalter’¹⁾ die Forschungen über den Tierprozess und die Tiermalediktionen neu aufgenommen und wesentlich gefördert. Bekanntlich sah v. Amira in seiner grundlegenden Bearbeitung der Frage²⁾ als die Wurzel der Tiermalediktionen den arischen Animismus, den Zauberbann der schädlichen Tiere und den nordgermanischen Gespensterprozess an, der in der angeblich ums Jahr 1000 in Fróda auf Island sich abspielenden Geschichte einer Geisterbannung seinen Niederschlag gefunden hat³⁾.

Nun ist sicher die internationale Praxis des Tierexorzismus, für die sich reichlich Belege aus allen Zeiten und Gegenden beibringen liessen, die eine Wurzel der auf die Unschädlichmachung der tierischen Schädlinge gerichteten Tierprozesse der Kirche, deren Auftreten wir seit dem 13. Jahrhundert, wie es scheint, zunächst in Burgund, nach A. Franz beobachten können⁴⁾. Dagegen glaube ich, dass Franz mit seinen Ausführungen über die kirchliche Adjuration und den Dämonenexorzismus, der von alters die Keime eines prozessualen Verfahrens in sich trage, im Recht ist⁵⁾.

1) Herder, Freiburg 1909. 2, 140—162.

2) K. v. Amira, Tierstrafen und Tierprozesse: Mitteilungen des Instituts für Österreich. Geschichtsforschung 12 (1891).

3) A. a. O. S. 559f.

4) Franz a. a. O. S. 149.

5) Franz a. a. O. S. 160ff.

Zunächst ist, was Franz zu seinen Gunsten hätte anführen können und von v. Amira nicht beachtet wurde, die Zeitangabe für den Gespensterprozess von Fróða keineswegs sicher. Der Herausgeber der Eyrbyggja Saga, Vigfusson, erklärt, dass dieser Teil der Saga den Zusammenhang unterbreche und offenbar eine eingefügte Volkssage sei¹⁾. Da die Saga zwischen 1230 und 1260 niedergeschrieben ist, so muss man zum mindesten für die schriftliche Form dieser Sage mit der Zeit um 1200 rechnen, also mit der Epoche, in der auch die Tiermalediktionen in Burgund auftreten. Im Zusammenhang damit, dass ein genaueres Zusehen zeigt, wie die Erzählung von dem Gespensterprozess vollkommen die Züge des kirchlichen Exorzismus trägt, dessen Charakter v. Amira wohl um seiner These willen unterschätzt hat, spricht dies entschieden gegen einen nordgermanischen Ursprung der Verbindung von Exorzismus und Prozess.

Das in Frage stehende 55. Kapitel der Eyrbyggjasaga lautet nach Thorkelin²⁾:

‘at cum isthaec prodigia (nämlich die Erkrankungen und Todesfälle, welche die Gespenster verursachten) eo devenissent, quodam die Kiartan, avunculum suum, Pontificem (= Gode) Snorrorem conventurus, Helgafellum iter fecit, quem, quo modo, quae irruissent prodigia, avertenda essent, consuluit. Venerat id temporis Helgafellum missus a Gizure Albo Sacerdos: hunc Pontifex Snorro nec non filium suum Thordum Kausium sexque alios cum Kiartane, Fróðám misit, additis consiliis, ut peristroma Thorgunnae igne combureretur; singulis vero, quorum manes turbas excitassent, ad iudicium in ostio constituendum actio intenderetur. Sacerdotem praeterea, ut sacra perageret, aquam consecraret, domesticorumque confessionem audiret, rogavit. Viris deinde a villis, quae in via fuere, ad iter secum vocatis Fróðám Vigilia Festi Candelarum, hora qua accensi fuerunt ignes coquinarii, venerunt. Tunc mater-familias Turida, eodem, ac qui obierant, modo morbum ceperat. Kiartan mox ingressus, Thoroddum ac comites more solito ad ignes sedere conspexit: Thorgunnae igitur perizomate refixo, hypocaustum intravit, assumtaque de ignibus panna, foras exiit, ubi totus, quem possederat Thorgunna, lecti ornatus combustus est. Kiartan deinde Thoreri Lignipedi; Thordus autem Kausius hero Thoroddo, actionem intenderunt, quod omnibus invitis, aedes pervagati domesticos vita ac sanitate privassent. Omnibusque qui ad ignes sederunt dica dicta est. Constituto deinde in ostio aedium iudicio, causae prolatae, omniaque modo in iudiciis forensibus usitato peracta; lata nimirum testimonia, causae repetitae ac dijudicatae sunt. At cum sententia de Thorore Lignipede esset pronunciata, ipse surgens, haec verba fecit: Sedi, dum sedere licuit. Fores deinde, in quibus iudicium non erat constitutum, egrediebatur. Iudicium postea de opilione prolatum; quod cum audiret, surrexit, dicens: Eundum jam, prius tamen decentius fuisse iudico. At Thorgrima Galdrakinna cum iudicium ad se ferri audiret, surgens in haec prorupit: Mansi ego, dum manere licuit. Alii deinde post aliam actio intensa; et quisque, ut iudicium erat prolatum, surgens aliquid locutus est. Ast e verbis singulorum, invitos discedere, compertum est. Actio deinde in patremfamilias Thoroddum instituta est, quam cum audiret, surgens in haec prorupit: Pacem hic abesse video, nos igitur singuli fugiamus; quibus dictis, foras exiit. Kiartane deinde cum comitibus ingresso. Sacerdos aquam consecratam resque sacras per singulas aedes portavit, et eodem die omnia ibi sacra, missamque solemnem cecinit. Quo facto cunctae ibi lemurum oberrationes evanuerunt; Thuridaque e morbo restituta sanitatem recepit.’

Also der Gode Snorro schreibt das Verfahren gegen die Gespenster vor und ordnet dazu einen Priester und seinen Sohn Thordus Kausius ab. Neben dem Prozessverfahren gegen die bösen Geister, das nach Art der weltlichen Gerichtsverhandlungen stattfindet, aber leider im einzelnen nicht deutlich

1) Eyrbyggja Saga, hsg. von Gude Vigfusson (1864) S. XVII.

2) Eyrbyggja Saga sive Eyranorum historia quam mandante et impensas faciente P. F. Suhm versione, lectionum varietate ac indice rerum auxit Grimur Jónsson Thorkelin, Hafniae 1787 p. 279.

erkennbar ist (Zeugenverhör, Klage und Urteil), spielen die Beichte der Bewohner des Hauses, das Weihwasser und die *res sacrae* eine Rolle. Es wird eine feierliche Messe gelesen und das Haus ausgesegnet. Das alles sind nun aber die Züge des kirchlichen Exorzismus, in dem zunächst nur das Prozessverfahren etwas eigen anmutet. Am nächsten liegt die Annahme, dass auch diese Gerichtsverhandlung nicht nordgermanischen, sondern kirchlichen Ursprungs sei.

Meines Wissens ist nun bisher nicht beachtet worden, dass wir auch am Rhein neben dem Tierprozess den Gespensterprozess nachweisen können, freilich erst am Ende des 15. Jahrhunderts. Das späte Auftreten dieser Form mag dem Umstand zuzuschreiben sein, dass die Beachtung solcher Berichte oft einem Zufall zu verdanken ist, auch derartige Erzählungen nicht allzu häufig niedergeschrieben wurden. Wenn in merkwürdiger Übereinstimmung der Gespensterprozess von Fróda und die Kölner Dämonenaustreibung, ohne jede äussere Möglichkeit einer Abhängigkeit, gegen Gespenster und Dämonen das Prozessverfahren aufweisen, so spricht dies gegen eine Ableitung des zweiten Falles aus den Tiermalediktionen, aber für einen kirchlichen Brauch, der an mehreren Orten und durch längere Zeit üblich war, der, wie das Franz mit Recht betont, aus den üblichen Dämonenexorzismen herausgewachsen sein kann und auch herausgewachsen sein wird. Der Kölner Fall ist ganz kirchlich.

Der Bericht aus dem Jahre 1499 ist der Hirsauer Chronik des Trithemius entnommen, die ausführlich den Fall schildert mit folgenden Worten¹⁾:

‘Est Coenobium Monialium in Colonia nostri ordinis, ad S. Agatham nuncupatum, in quo fuit Monialis una, quam daemonium multis et variis modis tribulando vexavit, aliquando visibiliter in specie viri aethyopis²⁾, tauri, lupi, aut alterius monstri apparens aliquando invisibiliter terrendo eam, et in terram elidendo, trudendo et percutiendo miserabiliter et enormiter valde. Pro qua Sorores cum orationes jejunia et disciplinas facerent ad Deum, et nihil proficerent, in magna turbatione fuerunt. Quanto enim plures orabant, tanto miseram daemonium crudelius vexabat. Unde custodiam ejus necessario habentes die ac nocte circa eam vigilare cum timore maximo coacti sunt. Quoties illa daemonium vidit, mox tota contremuit, sed nihil praeter motum seu collisionem patientis caeterae poterant videre Sorores. Tam violentum erat daemonium illud, quod patientem de manibus quatuor Monialium tenentium eam aut excussit, aut omnes simul impulsione violentia in terram prostravit. Postremo ubi nihil profecerunt, quaecunque adhibita remedia, praedictus Adam venerabilis Abbas, cuius providentiae et sollicitudini memoratum Coenobium fuerat commissum, se iudicem negotio exhibuit, atque daemonium illud per verba simul et litteris citavit, ad certum terminum ut compareret, dicturum coram eo quo jure Dei famulam tribularet. Inde non comparens, praefixo in termino, iterum litteratorie, ut consuetudinis est, monuit, et Censuram Excommunicationis contumaci minatus est. Cum vero nec sic quidem compareret daemonium, sedens pro tribunalibus Abbas, ut iudex, hanc tulit sententiam in scriptis: Nos Adam Abbas Presbyter et servus omnipotentis Dei Patris et Filii et Spiritus Sancti. Quoniam Dei auctoritate ipsius omnium Conditoris te spiritum quicumque es, qui hanc famulam coram astantem toties vexare ac tribulare praesumpsisti, citavimus, monuimusque ut nostro compareres iudicio, alioquin ad intelligendum te Censuris nostris involvendum, si non discesseris ab ea. Tu autem comparere despiciens, nihil in ea te iuris habere potenter ostendis. Idcirco auctoritate Omnipotentis Dei Patris et Filii et Spiritus Sancti et totius ecclesiae mandamus et praecipimus tibi, quatenus mox post promulgationem huius sententiae ab hac Dei famula et toto isto Coenobio recedas et deinceps redire non praesumas, sub poena Excommunicationis latae sententiae quam (si

1) Chronicon Hirsaugense ed. 1690, 2, 577.

2) Das ist eine der traditionellen Gestalten, in der seit dem zweiten Jahrhundert der Dämon zu erscheinen pflegt.

nostris mandatis feceris contrarium) in te ferimus in his scriptis. In cuius rei fidem propria manu subscripsimus. Ab illa die recessit a Moniali daemonium, et amplius eam non vexavit sicuti ex eius ore audivimus, et caeteras Moniales omnes unanimiter contestantes. O virum sempiterna memoria dignum, cuius Imperio daemones exire compelluntur.'

Hier tritt der Abt als Richter auf und zitiert den Dämon durch Wort und Brief, damit er sein Recht, die Besessene zu quälen, darlege. Da der Erfolg natürlich negativ ist, folgt eine Vermahnung, wie es Sitte ist, unter Androhung der Excommunication in contumaciam¹⁾, dann die Sentenz, die der Abt vor dem Gerichtshof verliest und mit seiner eigenen Hand unterzeichnet hat. Also ein vollständiges Gerichtsverfahren, das zur Heilung der Kranken führt, gegen einen Dämon, wie in Fróda gegen die Gespenster, und parallel den Tierprozessen!

Es haben demnach wohl nicht nordgermanische Vorstellungen, sondern die Kirche das Prozessverfahren gegen Geister und Dämonen, wie gegen deren Geschöpfe, die Schädlinge, ausgebildet; es ist regelrecht aus dem Dämonenexorzismus entstanden.

Luxemburg-Clausen.

Adolf Jacoby.

Zur Sage vom Traum vom Schatz auf der Brücke.

(Vgl. oben 19, 286–289 und 289–298.)

Zu meiner Zusammenstellung, in der ich eine Genealogie von vier Sagenvarianten aus derselben Gegend vom Traume vom Schatz auf der Brücke zu geben versuchte, möchte ich noch eine fünfte Fassung aus eben diesem Landstriche hinzufügen.

‘Früher, als die Eisenbahn noch nicht ging, führte der Weg von Alsenborn nach Neustadt i. d. Pfalz durch das enge Diemersteiner Tal. Am Bollesbrunnen, neben dem drei Weidenbüsche standen, hatte der alte Krämer von Alsenborn oft seinen Durst gelöscht, wenn ihn seine Geschäfte durch dieses ruhige Waldtal führten. Einmal träumte ihm, er solle auf die Rheinbrücke nach Mannheim gehen, dort werde er sein Glück finden. Und so dreimal hintereinander. Da macht er sich auf nach Mannheim und schreitet wie einer, der was auf der Erde verloren hat und es sucht, auf der Rheinbrücke auf und ab. Damals stand noch die Schiffsbrücke und am Eingang von der Rheinschanze her (dem heutigen Ludwigshafen) ein bayerischer Soldat auf der Wache. Der schaut dem alten Krämer eine Zeitlang misstrauisch zu, dann klopft er ihm auf die Schulter und fragt, was er da suche. „Ich suche mein Glück,“ sagte der Angeredete, „so und so hat mir dreimal geträumt.“ — „Pah,“ lachte der Soldat, „mir hat auch geträumt, ich solle an den Diemerstein unter den dritten Weidenbaum am Bollesbrunnen gehen, da läge ein grosser Schatz. Drei Hiebe mit der Axt machten ihn frei. Was weiss ich, wo der Diemerstein liegt, und wie soll ich die drei Weidenbüsche suchen?“ Der alte Krämer sagte zu dem Soldaten kein Wort mehr, ging heim und hob den Schatz’²⁾.

Auch diese Variante scheint kein besonders hohes Alter zu haben, wie wir aus dem Eingang und namentlich auch aus dem ‘bayerischen’ Soldaten schliessen dürfen. Sie unterscheidet sich insofern von den vier Varianten aus der Nachbarschaft, als es hier nicht der Heimatsort des träumenden Mannes ist, wo der Schatz liegt, sondern nur eine Örtlichkeit, die ihm von seinen Reisen her bekannt ist; als neues Moment kommen dann noch die drei Hiebe mit der Axt hinzu. — Eine

1) Vgl. Franz a. a. O. S. 144f.

2) Kleeberger, Erzählung vom Diemerstein, Neuer Pfälzer Kurier 1892, Nr. 35; ders. Volkskundliches aus Fischbach i. d. Pfalz (1902) S. 68f.

Mitteilung aus Birkenfeld besagt noch, dass bei der Rinzenberger Fassung auch teilweise ein Ort 'Dresen' genannt wird, wo der Rinzenberger auf der Brücke sein Glück finden soll. Bei 'Dresen' wäre wohl nicht an das weitentfernte Dresden, sondern an eine mundartliche Form des Namens Treisen zu denken, eines Ortes, der in der weiteren Nachbarschaft liegt. — Die Fassung mit Koblenz ist aber jedenfalls die verbreitetere dieser in Birkenfeld und Umgebung noch recht lebendigen Volkserzählung. Zu diesen Sagenvarianten der nämlichen Gegend könnte man dann noch die vom Traume auf der Heidelberger Brücke hinzufügen, die J. Bolte oben 19, 293 aufführt. Sie ist bei B. Baader, Volkssagen aus dem Lande Baden (1851) S. 278 Nr. 296 zu finden. Der Träumer ist hier ein Kuhhirt aus dem Dorfe Mühlbach. Sonst ist der Gang der Sage wieder derselbe, nur dass wir hier erfahren, dass Nonnen im Dreissigjährigen Krieg, vor den Schweden flüchtend, den Schatz auf dem Ottilienberg bei Eppingen verborgen hatten. Eine weisse Klosterfrau und eine weisse Ziege gingen bei dem Geld um, bis der Kuhhirt den Traum hatte und sie durch Heben des Schatzes, mit dem er sich aus dem Lande machte, erlöste.

So hätten wir auf einem verhältnismässig kleinen Landstrich sechsmal Varianten dieser tief im deutschen Volksempfinden haftenden Sage vom Traum vom Schatz auf der Brücke gefunden¹⁾.

Heidelberg.

Karl Lohmeyer.

Der Schuss auf den lieben Gott²⁾.

(Vgl. oben 16, 177 ff. und 429.)

In einem Jahre regnete es während der Erntezeit immerfort, und das Korn begann schon auszuwachsen. Eines Tages ging ein Mann im Kreise Kolmar auf das Feld, um nach seinem Roggen zu sehen. Noch strömte der Regen vom Himmel herab, und es sah nicht aus, als ob es besseres Wetter werden wollte. Voll Zorn darüber ging der Mann nach Hause und holte ein Gewehr, um den lieben Gott totzuschossen. Als er wieder auf das Feld gekommen war, schoss er dreimal; aber wie er zum drittenmal geschossen hatte, da wurde er zur Strafe für seine Gottlosigkeit in einen Stein verwandelt, in derselben Stellung, wie er geschossen

1) [Andere Fassungen der Sage stehen im Schweizer. Archiv f. Volkskunde 10, 97. 13, 171, in der Rivista delle tradiz. pop. ital. 2, 364 und in der Revue des trad. pop. 25, 86; vgl. Folk-lore 19, 333.]

2) Mündlich aus dem Kreise Kolmar. Zu gleicher Zeit wurde mir aus dem Kreise Czarnikau folgende Geschichte erzählt: Im vergangenen Jahr fuhr ein Inspektor mit seinen Leuten Roggen ein. Als er wieder auf das Feld kam, um eine neue Fuhre zu holen, bezog sich plötzlich der Himmel, und es fing an zu regnen. Aus Ärger darüber, dass das Korn jetzt einregnete, nahm er seinen Stock, hielt ihn gen Himmel und sagte, er wolle jetzt Gott erschossen. Da krachte es mit einem Male los, als wenn wirklich jemand mit dem Gewehr geschossen hätte, und in demselben Augenblick war der Inspektor verschwunden. An der Stelle, wo er gestanden hatte, lag ein grosser Stein. — Beide Erzählungen wurden im Sommer 1906 aufgezeichnet; das vergangene Jahr ist also der Sommer 1905, auffallend genug dieselbe Zeit, in der die Sage auch in Ostpreussen auflebte, wie E. Schnippel in dieser Zeitschrift 16, 177 ff. berichtet. Zu dem Schuss gegen den lieben Gott s. auch die Mitteilung von W. von Schulenburg S. 429 und die dort angegebene Literatur. Hinzugefügt sei noch: Meiche, Sagenbuch des Königreichs Sachsen S. 64; Blätter f. pom. Volkskunde 2, 71 (der Pistolenpfehl). Auf einem Stein in der Kirche zu Lübtow soll der Schuss nach dem lieben Gott bildlich dargestellt sein.

hatte, das Gewehr und die Augen zum Himmel gerichtet. Am andern Tage kamen Leute, um den Stein von der Stelle fortzubringen; aber sie konnten ihn nicht rühren, und sogar vier Ochsen vermochten ihn nicht fortzuschaffen. So umgab man denn den Stein mit einer Mauer. Als am andern Tage Leute dort vorübergingen, sahen sie den Stein auf der Mauer stehen.

Rogasen.

Otto Knoop.

Volkstümliche Auslegungen des Goldammergesanges.

Allgemein bekannt ist die Auslegung aus Eichendorffs 'Taugenichts', die der Dichter natürlich dem Volksmunde abgelauscht hat. Im Winter singt sie: „Bauer mieth' mich, Bauer mieth' mich!“ Im Frühling: „Bauer behalt deinen Dienst!“ Ein entsprechendes niederdeutsches Seitenstück aus dem Kreise Einbeck: Im Winter: „Biuer, Biuer, lat meck in dein' Schuiiii!“ Frühling: „Biuer, Biuer, licke meck 't Stuiiii!“ Eine von H. Seidel in die Erzählung 'Odysseus' eingefügte lautet: „Wenn du zwei Flügel hätt'st, könnt'st du mit flieeeg'n!“ Eine englische, nach schriftlicher Mitteilung aus London: „Give me a little bit of bread and no cheese.“ Wieder anders klingt eine süddeutsche Auslegung in den 'Fliegenden Blättern' 22, 162: Im Frühjahr: „Edledledl bin i!“ Im Winter: „Herr Vetta, Herr Vetta..“ Also im Frühlinge, wo's draussen überall zu fressen gibt, dünkt sie sich ein Edelmann und sieht den Bauer verächtlich an, im Winter dagegen, wo's draussen nichts gibt, nennt sie ihn Herr Vetter. Diese Auslegung nun ist alt und findet sich schon bei Abraham a Santa Clara, der sie natürlich wieder dem Volksmunde verdankt; so öfter im 'Judas', 1. Teil (Salzburg 1686) S. 183. 2. Teil (Cölln 1690) S. 244. 3. Teil (Salzburg 1692) S. 525/26: Edel / edel bin ich! edel / edel bin ich! — Vetter / Vetter / Vetter...“

Göttingen.

August Andrae.

Zu einigen Schnäcken.

Der von Rudolf Eckart, 'Sammlung niederdeutscher Rätsel', Leipzig 1894 Nr. 372 mitgeteilte und auch sonst bekannte Rätselschnack von den abgeschossenen Sperlingen (Tauben) findet sich schon bei K. J. Weber (1767—1832) im 'Dymocritos', 6. Band (Stuttgart 1836) S. 352: „Wenn zwölf Spatzen auf dem Dache sitzen, und man schießt vier davon herunter, wieviel bleiben? Keiner“; bei Ludwig Aurbacher im 'Volksbüchlein', 1. Teil (München 1835) S. 171: „Wenn fünf Vögel auf einem Baum sitzen, und der Jäger schießt einen herunter, wieviel bleiben? Keiner...“ Aurbacher verweist auf Odilo Schregers 'Haus- oder Reisebüchlein' als Quelle, gemeint ist jedenfalls O. Schregers 'Lustig- und Nutzlicher Zeitvertreiber' (zu Stadt am Hof, bey Regensburg 1753), wo sich S. 132 die Rätselaufgabe mit „9. Vögl.. 3. davon todt schiessest“ in der Tat findet. Aber noch viel früher begegnet man dem Schnacke in Abraham a Santa Claras Buch 'Reimb dich / Oder Ich Liß dich' (Salzburg 1687) S. 20: „Wann zwölf Tauben auff einem Tach sitzen / vnd du zihlest mit deiner gespannten Flinten oder Rohr auff diese / vnd schiessest 4. herunder / wie vil bleiben sitzen? der Einfältige sagt / 8. bleiben / aber der Witzige sagt / daß keine sitzen bleibe / auß Ursachen / weilen sie von dem Schuß erschrocket darvon fliegen /...“

Ebenso finden wir schon bei Abraham den bekannten Schnack vom Nasenschleim (Eckart nr. 231 und 807) im 'Judas', 2. Band (Cölln 1690) S. 76, wo ein Bauer sagt: „er seye sauberer als ein Edelmann / dann wann er die Nasen

schneitze / so werffe er den Unflath hinweck / die Edl-Leuth aber fassen ihn in ein Tüchel / und schieben in Sack.

Die mir zuerst aus W. Dickhuth, 'Englischer Anfangsunterricht', 1. Teil (3. Aufl., 1905) S. 10 bekannt gewordene Schwimmanekdote 'How to learn to swim' (der Junge will nicht wieder ins Wasser gehen, bis er schwimmen kann) fand ich später noch in den 'Fliegenden Blättern' 87 (1887) S. 48 'Schwer auszuführen', bei Hagedorn 'Der Schwimmer', Sämtliche Poetische Werke (Hamburg 1764) S. 65; Poetische Werke, 2. Teil (1757) S. 115; in Anmerkung und Register werden als vermutliche Quellen angeführt Hierokles und 'Les Poésies de Mr. de la Monnoye' (1641—1728) p. 173. (Auch in der Ausgabe 'Oeuvres choisies de Bernard de La Monnoye', A la Haye, Paris, Dijon 1770, 1, 408: 'D'un qui pensa se noyer'.) In der Tat findet sich der spasshafte Einfall schon bei Hierokles (um 450 n. Chr. Die unter seinem Namen erhaltene Schwanksammlung soll jedoch einer späteren Zeit angehören): Scholasticus natare volens paene suffocatus est. juravit igitur nunquam attacturum aquam, priusquam natare didicisset . . vgl. griechisch-lateinische Ausgabe 'Hieroclis philosophi Facetiae', Lyon 1605 Nr. 1) und wieder im 'Judas', 1. Band (Salzburg 1686) S. 360f.: „ . . so gescheid / wie jener Gispel / der unweit Krems in die Donau gefallen / nachdem er aber durch gute Leuth kaum herauß gezogen worden / hat er sich so hoch verschworen / er wolle keinen Tropfen Wasser mehr anrühren / ehe und bevor er lerne schwimmen“ . . Der Schnack wird sich aus Hierokles weiter verbreitet haben.

Göttingen.

August Andrae.

Die Zahl 72.

(Vgl. oben S. 69ff.)

Zu dem mit der Zahl 72 verknüpften Aberglauben hat namentlich Pradel in 'Griechische und süditalienische Gebete, Beschwörungen und Rezepte des Mittelalters' (Giessen 1907) S. 73ff. wertvolle Zeugnisse beigebracht, wo auch weiter auf Pauly-Wissowa, Realenz. 2, 1825 Z. 19ff., Reitzenstein, Poimandres (1904) S. 265 Anm. 3. 300, 1. 366 und andere Literatur hingewiesen ist. Die 72 Namen Gottes sind, wie oben S. 71 Anm. 1 bemerkt, von Bolte in dieser Zeitschrift 13, 444ff. eingehend behandelt; einen Nachtrag dazu hat Franko ebd. 14, 408ff. gebracht. Die Zahl 72 im Recht s. bei Grimm, R. A. ⁴ 1, 303. Literatur zu den 72 Sprachen findet sich bei Köhler, Kl. Schr. 3, 511 mit Nachträgen von Bolte. Noch nicht beachtet ist meines Wissens Str. 54 des 'Liedes vom Hürnen Seyfrid' ed. Golther 1. Aufl. (Halle 1889) S. 19:

'Ja hettest du bezwungen
Das halbe teyl der erde

Vnd zwo vnd sibentzig zungen,
Das sie dir dienten gern, — usw.

In Str. 739 des 'Wolfdietrich' (Heldenbuch ed. Von der Hagen. Leipzig 1855. 1, 253) werden 'zwen und sibentzig risen' genannt. Schönbach weist im Anhang zu seinen 'Zeugnissen Bertholds v. Regensburg zur Volkskunde' (Wiener Sitzungsberichte, Phil.-Hist. Cl. Bd. 142) Sonderabzug (Wien 1900) S. 138 auf eine Wiener Hs. des 15. Jahrhunderts hin, die von 72 Eigenschaften der Betonie spricht, wozu man diese Zeitschr. 13, 448 oben vergleiche.

Die Schriften von S. Lüttich, Über bedeutungsvolle Zahlen (Programm 1891) und W. Knopf, Zur Geschichte der typischen Zahlen in der deutschen Literatur des Mittelalters (1902) waren mir nicht zugänglich.

Basel.

Eduard Hoffmann-Krayer.

Berichte und Bücheranzeigen.

Neuere Arbeiten zur slawischen Volkskunde.

1. Böhmisches und Polnisch.

Die hervorragendste Leistung des Jahres 1912 ist der neue Band der Slawischen Altertümer von Prof. Lubor Niederle gewesen, der, mit Unterbrechung der ursprünglichen Reihenfolge, den kulturgeschichtlichen Teil, wenigstens den Anfang davon, brachte: *Slovanské Starožitnosti, oddíl kulturní, svazek 1.*, Prag 1911, 389 S. gr. 8°; behandelt doch dieser Teil das für die Volkskunde Interessanteste, Hochzeits- und Totenbräuche der alten Slawen, und verlangt darum eine eingehendere Besprechung. Nach einer Einleitung (Einteilung des Stoffes in zwölf Kapitel) folgt Kap. 1 über das urslawische Territorium, dessen Flora, Fauna und Klima sowie ihren Einfluss auf die alten, ärmlichen Verhältnisse. Kap. 2, 'Physisches Leben der Slawen', bringt Angaben über das Kindesalter, namentlich über das Haarschurfest und die Kinderaussetzungen bei den Pommern, über Hochzeit und Hochzeitsbräuche, das Geschlechtsleben in und ausser der Ehe, Bad, Toilette, Speise und Trank. Kap. 3, 'Altslawisches Begräbnis', bespricht die beiden Bestattungsriten, gibt Grundriss wie Einzelheiten des Leichenzeremonials, äussere und innere Anlage wie Einrichtung der Gräber, die Friedhöfe und ihre Terminologie.

Der Stoff ist nicht gleichmässig behandelt; auf das Begräbnis entfallen über 150 Seiten, auf das ungleich reichere Hochzeitszeremoniell nur 30; warum, belehrt der Nebentitel des Werkes: 'Das Leben der alten Slawen, Grundlagen der slawischen Kulturaltertümer.' Der Verf. gibt also nur die Grundlagen, auf denen spätere weiter bauen werden; er ist somit von der bisherigen Behandlung des Stoffes abhängig und beabsichtigt nicht, durch eigene Forschung deren Lücken auszufüllen und Mängel zu berichtigen; er konstruiert nicht ein neues Gebäude, er referiert über das bisher Geschaffene. Daher die Ungleichheit; es fliessen ja die alten Quellen reichlicher für Bestattung als etwa für Hochzeiten; namentlich sind die archäologischen Funde und Fundberichte unerschöpflich, aber natürlich nur für Bestattung, daher die ausserordentliche, fast ermüdende Ausführlichkeit, mit der zumal die russischen Ausgrabungsergebnisse dargestellt werden (sogar nach den einzelnen Gouvernements). Die Knappheit in der Behandlung der Hochzeit erklärt sich auch aus der Einteilung des Stoffes, wonach über alle rechtlichen Eheverhältnisse, Stellung der Frau u. dgl. erst im Abschnitt über die Rechtsaltertümer gehandelt werden soll. Im Grunde genommen begnügte sich der Verf., das von Schrader, Hirt, Schröder ausgearbeitete Programm der arischen Hochzeit auf die slawischen Verhältnisse zu übertragen. Dadurch sind diese jedoch sehr zu kurz gekommen; wir missen die entscheidenden Merkmale. Über Werbung und Werber, Verlobung wird wenig oder nichts gesagt; über Brautgefolge, über die Besteigung des Brautstuhls (der wichtigste Augenblick des Zeremoniells) erfahren wir nichts, ein Wort wie *posag*, in dem der Schlüssel zu den slawischen Hochzeitsriten steckt (das Schrader nicht verstanden hat), wird nicht einmal erwähnt,

weil es wegen einer ganz sekundären Bedeutung (Mitgift) erst beim Rechte erörtert wird. Die Wichtigkeit der Verlobung (für die in christlicher Zeit Verlobung und kirchliche Trauung eintreten) wird nicht hervorgehoben, nicht einmal erwähnt, dass das slawische Wort für 'Handtuch' nicht etwa auf ein Abtrocknen der Hände, sondern nur auf das Binden der Hände bei der Verlobung zurückgeht. Mit Recht klagt der Verf. über den bisherigen Mangel einer erschöpfenden, vergleichenden, volkskundlichen Arbeit über slawische Hochzeitsbräuche, aber er hat auch die vorhandenen nicht voll ausgenutzt, namentlich vermisste ich polnische Werke; ein Heranziehen der sehr ähnlichen litauischen Bräuche hat er nicht versucht. Es lässt sich somit über slawische Hochzeitsbräuche schon heute ungleich mehr und ungleich Interessanteres sagen, und die Darstellung des Verf. bleibt weit hinter dem Gegenstande zurück. Allzu leicht deutet Verf. Einzelheiten als Überlebens von Raub- und Kaufhe; von der Raubehe ist nichts im Zeremoniell (der Raub schliesst ja das Zeremoniell eben aus oder vereinfacht es zum mindesten ganz wesentlich) übriggeblieben: das einzige, das Verhüllen der Braut mit einem Tuche (notwendig beim Raube, damit das Opfer durch sein Schreien usw. nicht die Verfolgung erleichtere), ist längst, als ganz unverständlich, abgekommen; alles andere, was dafür sonst ausgegeben wird (Verschliessen der Wege und Tore, Nichtauslieferung der Braut oder Unterschlebung anderer Frauen statt ihrer usw.), sind einfach Spielereien zum Zwecke der Verlängerung und Abwechslung des Rituals. Der Verf. spricht nur von Raub- und Kaufhe; dass der Slawe beides überwunden hat und zur Vertragshe übergegangen ist, wird nicht ausgeführt, bleibt wohl dem Rechtskapitel vorbehalten, aber dadurch wird die ganze Darstellung äusserst zerrissen. Von diesen Mängeln, die ja zum Teil im Stoffe selbst liegen, ist das Begräbniskapitel frei; hier, namentlich in der Behandlung der archäologischen Zeugnisse, bewegt sich der Verf. auf sicherem Boden, und wir erhalten ein anschauliches wie erschöpfendes Bild der Totenbräuche, des Überganges von der Bestattung zur Verbrennung, des fast ausschliesslichen Vorherrschens des Totenbrandes in der historischen Zeit, und wie er langsam vor dem Christentum mit seinem Begräbnisritus wieder das Feld räumen musste; die Verarbeitung der historischen wie der archäologischen Zeugnisse (die einander freilich nur wenig stützen) lässt nichts zu wünschen übrig; nur die Zeugnisse der Sprache selbst treten zurück, weil der Verf. kein Sprachforscher ist und hier von anderen abhängt. Auf die sonst bewährten Vorzüge des Verf. braucht hier kaum besonders hingewiesen zu werden: eine erstaunliche Beherrschung des fast unübersehbaren Quellenmaterials in allen europäischen Sprachen (auch rumänisch und magyarisch); ein ruhiges, besonnenes Abwägen der Meinungen und Gründe; eine scharfe, eindringende Kritik. Über Einzelheiten lässt sich rechten; dass der slawische Name der Milch mit dem deutschen weder verwandt noch daraus entlehnt ist, dass deren Zusammenstimmen (melko — Milch) ein rein zufälliges ist, habe ich anderswo erwiesen. Es bleibt nur noch der Wunsch auszusprechen, dass es der bewunderungswürdigen Arbeitskraft und Arbeitslust des Verf. gelingen möchte, in absehbarer Zeit sein grundlegendes Werk zu vollenden, denn die historischen Altertümer der Slawen (Geschichte ihrer Wanderungen und Staatengründungen u. dgl. m.) bedürfen ungleich weniger einer zusammenfassenden Neubearbeitung, als gerade die kulturellen, die in ihrem ganzen Zusammenhange (ausser Einzelheiten) bisher überhaupt nicht dargestellt worden sind; sind doch Šafáříks Altertümer ein Torso geblieben, gerade ohne den kulturellen Teil; Niederles neues Werk füllt daher die empfindlichste Lücke aus.

Als eine vorläufige Ergänzung dieses Werkes seien erwähnt die populären Vorträge von Jos. Janko 'Über slawische Urzeit, roh entworfener Versuch eines

Totalbildes', Prag 1912, 274 S., wo auf Grund philologischer Gleichungen in einer Reihe von Kapiteln (3. Wirtschaft, 4. Wohnung, Kleidung, 5. Ehe und Familie, 6. Religion) die verschiedensten Gebiete der slawischen Altertumskunde gestreift werden. Infolge Beschränkung auf das philologische Material sind die Ausführungen im einzelnen recht unvollständig; ein Beispiel genüge zu zeigen, wie wenig auf ausschliesslich sprachliches Material zu bauen ist. Es gilt als Dogma, sogar unvoreingenommene Botaniker wie Rostański vertreten es, dass die Urheimat der Slawen östlich des Verbreitungsgebietes der Buche gelegen hat, weil die Slawen die Buche nur mit einem Germanismus benennen. Wohl ist der slawische Buchenname deutsch; was daraus gefolgert wird, ist vielleicht falsch. Es besitzen nämlich die Slawen einen Urausdruck für die Weissbuche, grab; der könnte ihnen, trotz allen Unterschiedes der Bäume selbst, auch für Buche überhaupt ausgereicht haben, wie heute noch das Volk öfters (ich hörte es z. B. von einem Waldheger) beiderlei Buchen mit demselben Ausdruck bezeichnet. Ja, erst nach diesem masc. grab ist aus dem deutschen femin. Buche das slaw. masc. buk gebildet, und es gibt nicht, wie allgemein behauptet wird, 'zwei Entlehnungen aus verschiedener Zeit', sondern germ. bōkō allein ist als buky entlehnt für die Produkte der Buche (Buchstaben; Bucheckern), und dazu erst ist auf slawischem Boden buk neu gebildet! Alle weitreichenden Kombinationen, die Janko nach anderen an diese Entlehnung anknüpft, sind somit vielleicht ganz gegenstandslos. Und ebensowenig ist mit Sicherheit anzunehmen, dass etwa die Entlehnung chyža aus Haus auf irgendeinen Fortschritt im slawischen Häuserbau hinweise; chyža war nichts Besseres als das alte, einheimische dom oder chram. Aus dem slawischen Wortschatz irgendeinen Beleg für ursprüngliches Mutterrecht auftreiben zu wollen, ist ein ganz fruchtloses Bemühen usw. Es bleibt, trotz allen Protestes, den meine Äusserung hervorrief (bei Peisker), dabei, dass ein historisches Zeugnis mehr wert ist als hunderte sprachlicher Gleichungen, mit denen man alles mögliche vermuten, aber nichts beweisen kann. Doch wenden wir uns von urslawischer Art und Weise zur böhmischen.

Hier seien an erster Stelle genannt, wegen der Wichtigkeit des Gegenstandes, die Schriften von Martin Žunkovič, Rukopisy Zelenohorský a Kralodvorský usw. (die Grünberger und Königinhofer Handschriften, ihre literarische Rehabilitierung auf Grund alter und neuer Echtheitsbeweise, Prag 1911, 133 S.), und 'die Handschriften von Gr. und Köghf., dann das Vyšehradlied; die irrtümlich als moderne Fälschungen geltenden ältesten böhmischen Dichtungen. Originaltextausgabe, verdeutsch und erläutert' (Kremsier 1912, X, 146 S., mit Illustrationen). Der Verf., bekannt durch sein Buch 'Die Slawen, ein Urvolk Europas', 6. (!) Ausgabe, 1911, und dessen wunderliche, ganz noch nach mittelalterlichem Rezept gezüchtete Etymologien, ist im Verlaufe seiner Studien auf diese Hss. gestossen und verflocht mit demselben Eifer und Wissen, die seine unglaublichen Etymologien kennzeichnen, nunmehr auch die Echtheit jener bekannten Mystifikationen; da er namentlich in seiner deutschen Schrift den Echtheitsbeweis als einen unwiderleglichen feiert, die Gegner der Echtheit als völlig verstummt hinstellt, sind zur Aufklärung des Publikums einige Bemerkungen unerlässlich. Alle Argumente pro und contra zu erörtern, ist unmöglich, weil man damit Bände füllen könnte, es genüge hier folgendes. Die Grünberger Hs., zwei Fragmente, die den Rechtsstreit der beiden Brüder vor der 'Fürstin' Libussa behandeln und der Form und Schrift nach etwa dem 10. Jhdt. angehören sollen, sind schon darum unecht, weil es eine böhmische 'Fürstin' aus einem höchst einfachen Grunde nie gegeben haben kann: den alten Slawen war nämlich eine weibliche Thronfolge völlig unbekannt; wir kennen alt-

slawische Verhältnisse aus dem 9.—11. Jahrh., wir sehen, dass beim Erlöschen einer Dynastie die Slawen deren letzten männlichen Spross sich sogar aus dem Kloster holen, nur fällt es ihnen nie ein, sich um die weibliche Deszendenz auch nur im geringsten je zu kümmern. Die Libussageschichte (d. h. den Namen und Stand der L.) hat erst Cosmas auf Grund einer falschen Kombination erfunden; trotz aller Versuche H. Schreuers, die Erfindung des Cosmas als echte Sage aufzuputzen, ist dies absolut sicher und genügt für sich allein, abgesehen von allem andern, um die Grünberger Hs. als eine Mystifikation zu erweisen, die erst auf dem Berichte (d. h. der Erfindung) des Cosmas beruht, nicht etwa umgekehrt seine Quelle gewesen sein kann. Neben Schreuer hat in allerletzter Zeit auch Vaclav Novotný in seiner 'Geschichte des böhmischen Volkes' (böhmisch, Band I, 1, bis 1030 reichend, Prag 1912) die Überlieferung bei Cosmas zu retten versucht; der Versuch ist gründlich misslungen. Ich mache jedoch bei dieser Gelegenheit gern auf das sehr eingehende, gründliche, die gesamte moderne Forschung verarbeitende, im besten Sinne des Wortes populäre Werk aufmerksam, das weit über Bachmanns böhmische Geschichte zu stellen ist, als ungleich verlässlicher und kritischer, trotz aller Gelehrsamkeit anziehend geschrieben. Aber gerade beim Versuche, die althergebrachte Darstellungsweise neu zu stützen, versagt es; man merkt eine gewisse Voreingenommenheit des Verf., und seine kritische Begabung, Vorsicht und Skepsis lassen ihn im Stiche. Čech (Bohemus), Krok und seine Töchter Libussa, Tetka und Kazi (eine slawisch unmögliche Namensform, nebenbei bemerkt) sind blosser Erfindungen des Cosmas aus Namen alter, beieinander gelegener Burgen und Orte, nach dem ständigen Rezept mittelalterlicher Weisheit hergestellt, denen in Wahrheit nichts entspricht. Nach demselben Rezept hat der alte russische Nestor Kijews Urgeschichte erzählt (und ebenso naiv wie Cosmas uns die Quellen, aus der er seine Erfindung schöpft, mitgeteilt), der polnische Chronist Vincentius den Krak und seine Tochter Vanda erfunden, oder der ältere, Gallus, die preussischen Sasins ('Hasen') mit den vor Karl d. Gr. fliehenden Sachsen identifiziert usw. Und ebenso sind eine pure Erfindung des Cosmas die böhmischen Amazonen, aus dem Burgnamen Devin (wörtlich = Magdeburg) allein hergeleitet: ein besonders lehrreicher Fall, denn während Cosmas selbst mit diesen Amazonen noch nichts Rechtes anzufangen weiss, hat der zwei Jahrhunderte später schreibende 'Dalimil' schon einen vollständigen Roman von ihnen vortragen können, mit einer Fülle von Einzelheiten, die für das völlig gegenstandslose, rein willkürliche Anwachsen einer sogenannten Tradition äusserst charakteristisch sind. Schreuers und Novotnýs Versuche, auch davon etwas für echte Sage zu retten, sind einfach Verirrungen. Es gab eben nie slawische Landesfürstinnen, wie sie die Hs. voraussetzte; die Polin Wanda ist ein würdiges Gegenstück zur Libussa, ersonnen aus dem angeblichen Namen der Weichsel, Vanda-lus; dagegen war die Normännin Olga in Russland, Fürstin-Witwe, nur Regentin für den unmündigen Sohn. Damit ist die Grünberger Hs. für immer abgetan; wer und wie er sie gefälscht und das Kuckucksei in die Museumsammlungen hineinpraktiziert hat, ist eine Frage für sich, die uns hier nichts angeht. Das Vyšehradlied und die Königinhofers Hs. bieten Lieder, Romanzen und Balladen aus heidnischer und christlicher Zeit; das jüngste in ihnen geschilderte Ereignis spielt während des Tatareneinfalles in Mähren von 1241; sie stammen somit von verschiedenen Verfassern und sollen im 13. oder 14. Jahrh. niedergeschrieben sein. Sie zeichnen sich durch ganz moderne Züge aus, und es fehlt alles, was charakteristisch wäre für alte Zeit — man vergleiche nur das altrussische sog. Igorlied, um den Unterschied greifbar herauszufühlen; schon

Mickiewicz, der an der Echtheit noch gar nicht zweifelte, fiel diese Blässe, diese Farblosigkeit auf; die künstlichen Archaisierungen in Lauten und Formen, in Bildern und Stoffen, können uns über den Mangel jeglichen eigenen, originalen, alten Kolorites nicht hinwegtäuschen. Ich sah die Kön. Hs. vor Jahren in Prag; mir fiel damals nur die äussere Ähnlichkeit des glänzend gelben Pergamentes mit einem andern anerkannten Falsifikat (des polnischen Psalterblattes bei Pawlikowski in Lemberg) auf; auf die zahllosen sachlichen wie namentlich sprachlichen Momente, die das Falsum (das überall modernen Geist atmet) verraten, ist hier einzugehen überflüssig; ebenso auf die Frage nach dem Fälscher und der Geschichte seiner Fälschung. Herr Ž. hat das Verdienst, besonders für deutsche Leser, eine bequeme Übersicht der fraglichen Texte, die er im Original und in (manchmal ganz phantastischer) Übersetzung abdruckt, mit einleitenden, erläuternden Vorberichten geboten zu haben: nur zur Warnung unvorbereiteter Leser sei ausdrücklich betont, dass die Sicherheit, mit der Herr Ž. auftritt, genau im umgekehrten Verhältnis zur Wirklichkeit steht. Auf die einzelnen Phasen des neuen Streites, in den Tagesblätter (nur mit heute gegen einst veränderter Parteistellung) und Broschüren eingegriffen haben, der nicht frei ist von komischen und leider auch tragischen Episoden, und der nach vorübergehender Aufbauschung rasch abgeflaut scheint, gehen wir nicht ein.

Sonst haben wir nur über Fortsetzungen der bekannten, hochverdienstlichen Tätigkeit eines Zíbrt, Polívka u. a. zu berichten. Von Zíbrts erstaunlicher Arbeitskraft zeugt der neue, vorläufige Schlussband der böhmischen historischen Bibliographie V, 3 (Prag 1912, XIII, 259 S. (641—960) lex. 8°, doppelspaltig), die Nummern 22 999—30 910 enthaltend; damit ist Böhmens Geschichte bis 1679 abgeschlossen. Aber dieser und der vorhergehende Band sind im Grunde genommen nur ein monumentales bibliographisches Denkmal für Comenius, auf den die Nummern (aus beiden Bänden) 17 324—30 638 entfallen! Der Herausgeber darf mit vollem Recht stolz sein auf seine ausserordentliche Leistung: aus aller Herren Länder, aus drei Jahrhunderten ist alles Erreichbare mit grossem Aufwand von Zeit und Mühen zusammengetragen: sind doch sogar Zeitungsartikel (z. B. aus Anlass der Polemik wegen Verbotes besonderer Comeniusfeiern durch den österreichischen Unterrichtsminister und den böhm. Episkopat, aus Anlass der Comeniusfeiern im In- und Auslande usw.) aufgezählt worden. Das meiste beruht auf Autopsie; viele bibliographische Irrtümer (nicht existierende Ausgaben oder Werke) sind nach längstem Suchen endgültig beseitigt; man ahnt oft gar nicht, welch angestrengte, zeitraubende Tätigkeit hinter einzelnen Zeilen stecken mag. Die Zitate sind so ausführlich, dass sie oft Einblick in den Inhalt selbst gewähren; bei besonders seltenen Sachen gibt Z. den einschlägigen Wortlaut vollständig wieder. Dem verdientesten Böhmen der Neuzeit ist von kundiger und liebevoller Hand eine literarische Huldigung von bleibendem Werte, die für jede Comeniusforschung die unerschütterliche Grundlage für immer bildet, dargebracht; leider setzt vorläufig Z. den Weiterdruck der Bibliographie aus; er wird jetzt einen ausführlichen Handschriftenkatalog des Nationalmuseums herauszugeben haben, was sein Benediktinerfleiss in Bälde bezwingen wird. Neben diesen Hauptwerken geht eine durch ihre Vielseitigkeit gleich erstaunliche Tätigkeit bei der Herausgabe des Český Lid, des Časopis Musea Českého usw. einher. Vom Lid liegen, in der bewährten alten Weise fortgeführt, Jahrg. 21 Heft 6—10 und Jahrg. 22 Heft 1—4 vor. Diese Weise ist von uns bereits so oft charakterisiert worden, dass es genügt, einzelnes aus dem reichen Inhalt hier anzuführen. Vom Herausgeber selbst stammt eine Sammlung alter gereimter Grabinschriften, Abdrucke alter

Texte, eine reiche volkskundliche Bibliographie für 1911. Er macht besonders aufmerksam darauf, dass das heutige Nationallied 'Hej Slovane', 1838 von Tomašik verfasst, nach der Melodie des poln. 'Jeszcze Polska nie zginęła' zu singen war, das Wybicki 1797 verfasste; aber dessen Melodie selbst wiederholt sich in der des böhm. Volksliedes 'Však jsem to Jeníčku', das älter sein soll als Wybickis Marschlied; worauf beruht nun diese Übereinstimmung? Ausserdem gibt er eine lebhafte Schilderung des Treibens auf böhm. Jahrmärkten u. a. — J. Jeřábek stellt mit zahlreichen Illustrationen die Entwicklung der Wohnhäuser aller Zeiten und Länder und deren kulturhistorischen Zusammenhang dar. — Fr. Holmka setzt seine interessanten Studien über die Verbreitung, das Volkstümlichkeitwerden des Kunstliedes fort, wie dies namentlich den Liedern des Čelakovský zuteil wurde, der sich so gut dem volkstümlichen Ton zu nähern wusste; die reichen Variantensammlungen ergeben, in welcher Richtung diese Popularisierung vor sich geht, wie sie trotz aller Änderungen ästhetischen Forderungen zu entsprechen vermag. — E. Horský druckt wieder ab die älteste Sammlung kurzer Erzählungen, die B. Valda 1580 fürs Volk herausgab; die aus Chroniken geschöpften entstammen sämtlich dem Hájek, wie schon 1867 festgestellt war; die unmittelbaren Quellen der übrigen sieben sind noch unbestimmt, es sind dies die bekannten Wundergeschichten von den ein Jahr lang unaufhörlich Tanzenden in Sachsen, von den Gott verwünschenden Spielern in Villirava in der Schweiz, deren einer Ul. Schreter hiess, vom Mäusefrass des poln. Königs Pompilius u. dgl. m. Besondere Pflege wird der Volkskunst gewidmet; so betrifft der am reichsten illustrierte Artikel (von Zíbrt selbst) die Wischauer Keramik des 17. und 18. Jahrh., deren Erzeugnisse als österreichische, tiroler oder schweizer Fayencen in allen Museen figurieren, während sie heimisches, mährisches Produkt sind, wie dies die Studien von Dr. Fr. Weiner und Jos. Tvrdý erwiesen haben; ein anderer, reich illustrierter Artikel handelt über Volksbauten, aber namentlich über Bildsäulen, Glockentürme u. dgl. um und in Petrowitz. Besonders zahlreich sind kleinere Beiträge, oft im dialektischen Wortlaut abgedruckt, Sagen (z. B. über Kaiser Joseph), Lieder (auch auf die Feldzüge von 1859 und 1866), Rätsel, Sammlungen lexikalischer Art; oder Beiträge aus Archiven zu Hexenprozessen u. dgl.; alte Texte jeglicher Art, Erntegebete (Volksbuch von 1739), Beschwörungsformeln, Aberglauben; es kommen hinzu kulturhistorische Beiträge, z. B. über den Obstbau im Skalitzer Lande, Spinnereien usw. Auch das ehrsame Schusterhandwerk kommt zu seinem Recht, ein reich illustrierter Artikel berichtet über die Altprager Zunft der Jünger des h. Krispin, ihre Siegel, Lade, Insignien. Unter den Gerichtsverhandlungen ist die ausführlichste vom Jahre 1652: einem hingerichteten Räuber hatte jemand die Hände abgehauen und sie für sich und seinen Bruder an sich genommen, damit es ihnen im Handel und Wandel glücke.

In der Sammlung populärer Schriften und Erzählungen 'Osení (Sať)' gab Zíbrt (Nr. 46, Prag 1912, 95 S.) eine 'Anleitung der Jugend zu ehrbaren Sitten' heraus, eine Sammlung altböhmischer Tischzuchten u. dgl. aus Handschriften (des 15. Jahrh.) und seltenen Drucken; den meisten Raum nimmt die aus dem Französischen und Deutschen frei übersetzte und sehr erweiterte Arbeit des Jesuiten Joh. Libertin vom Jahre 1715 ein (über Übung und Erziehung der Jugend, sich in alle Einzelheiten verlierend, sogar wie man den Stock trage u. dgl.); des Magister Krobian Kurzweilige Anweisungen beschliessen das Buch. — In einer anderen 'Sammlung schön ausgestatteter Bücher' gab Zíbrt 'Aus der Geschichte des Buchdruckes in Böhmen' heraus (Prag 1913, 86 S.), eine reich mit bibliographischem Material ausgestattete Übersicht der Geschichte des Buchdruckes in

Böhmen (und Nürnberg, das für Böhmen druckte), in einer gediegenen typographischen Ausstattung. — Von dem unter seiner Redaktion erscheinenden 'Časopis', Zeitschrift des böhmischen Museums, sind vom Jahrgang 86 (1912) Heft 2—4 und vom Jahrgang 87 (1913) Heft 1 erschienen. Aus dem Inhalt sei hervorgehoben eine Studie von O. Zachar über Kaiser Rudolf II. und die Alchimisten, die vor den landläufigen Überschätzungen dieses Themas warnt. — C. Straka beschreibt einen seit langem verschollenen, jetzt wieder aufgefundenen Miszellenband der Strahover Klosterbibliothek mit 13 böhmischen Inkunabeln und Paläotypen, namentlich Drucken des Bakalář Nik. (eines Ungarn, d. i. Slowaken) in Pilsen von 1498 u. a., Das Leben Mohammeds, Lucidarius, Das heilige Land, Leben Adams u. dgl. m. — A. Hnilička schildert die Anfänge der böhmischen Musikwissenschaft (Dlabač u. a.). — M. Jakubička gibt eine eingehende Geschichte der Karthause Mariengarten bei Prag bis zu ihrer Zerstörung durch die Hussiten 1419 und der Flucht der Mönche in deutsche Karthausen. — J. Volf bespricht eine der zahllosen Prophezeiungen aus der Zeit des Winterkönigs, Felgenbauers *Horologium Hussianum* und die gereimten Klagen der Teschener Protestanten von 1654. — Neue Fragmente von den Werken des Hus aus der Strahover Bibliothek veröffentlicht Straka, neue Varianten zu den Testamenten der zwölf Patriarchen Zíbrt, der ausserdem sehr ausführlich über Böhmen in Amerika, namentlich über deren Literatur, berichtet. Eine Menge anderer Biographien usw. übergeben wir. — In den Abhandlungen der böhm. Ges. d. Wiss. 1912 hat F. Chudoba Teile einer Korrespondenz des Engländers John Bowring veröffentlicht, der als der erste durch Anthologien aus der russischen, polnischen, böhmischen und südslawischen Literatur in Europa deren Kenntnis vermittelte (69 S.).

Vom *Národopisný Věstník Českoslovanský* unter der Redaktion von Prof. G. Polívka liegt vor Bd. 7 nr. 2—10, 236 S. und Bd. 8 nr. 1. Das Lehrreichste für unsere Zwecke ist die Fortsetzung der Kubinschen Märchensammlung aus dem Glatzer Lande (böhmisch) mit dem Kommentar von Prof. Polívka selbst; wie ausführlich der Kommentar werden kann, zeige z. B. Nr. 69, Die Dorfhexe, wo zu dem kurzen Text (von ihrer Ausfahrt und wie es ihr der Junge nachmacht) ein 7 Seiten langer Kommentar (S. 226—233; dieser Anhang hat ja eigene Seitenzählung) die ganze einschlägige Literatur (Parallelen; Deutung der Sage) enthält. Es wird hier geradezu das Muster geschaffen, wie Märchen zu behandeln sind; während sonst Prof. Polívka mit kurzen Nachweisen sich begnügt (im Archiv f. slav. Philol. und sonst), wird hier in voller Ausführlichkeit jeder Stoff und jede Variante verzeichnet. — Neben diesen vergleichenden Märchenstudien ist besonders zu nennen die erschöpfende Studie von F. Wollman 'Über die weisse Frau in Böhmen' S. 145—180 und 193—210; zuerst wird die literarische Behandlung des Stoffes, dann die traditionelle vorgeführt, zuletzt die Erklärung gegeben. Es ist eine gediegene Arbeit; gestützt auf ausserordentliche Belesenheit und gute Kritik kommt sie zu interessanten Ergebnissen, die hier nur ganz kurz angedeutet werden sollen; eine deutsche Übersetzung der ganzen Studie wäre sehr wünschenswert. Es zeigt sich, dass in alle modernen Deutungen (zuletzt noch bei Wundt, *Völkerpsychologie* 4, 468) hineinspielt die Erfindung des böhmischen Jesuiten Balbin, als ob die weisse Frau Perchta von Rosenberg wäre, woraus erst Grimm eine mythologische Perchta machte; Wollmann beweist nun, dass beide nichts miteinander zu tun haben, einander völlig fremd sind; die weisse Frau ist nur eine Sage von einem Schloss(Ahnen)-Geiste, die aus Deutschland nach Böhmen im 16. Jahrh. gekommen ist, hier bei den Rosenbergs u. a. lokalisiert wurde und aus Böhmen den Weg nach Deutschland meist durch eine literarische Ver-

mittlung zurückfand; es fehlt ihr, wie allen den verschiedenen Einzelheiten von ihr, jeglicher mythische Hintergrund. Diese Sage kann nur zur Blossstellung aller Mythomanie dienen. — Andere Beiträge sind geringeren Umfanges, über allerlei Festgebäck, Technik volkstümlicher Handarbeiten (Spitzen), wo Frau Bibová gegen Blau, *Ztschr. für österreichische Volkskunde* 16, 160f., mit Erfolg den slawischen Ursprung und die westeuropäische weitere Entwicklung dieser Technik verteidigt; reich illustriert ist auch der Artikel von L. Niederle über das alte Dorfhaus der mährischen Slowaken. — Unter allen bibliographischen Berichten ragt durch Umfang und eingehende Kritik die Studie von J. Horák, 'Die neuesten Publikationen zur böhmischen Volkskunde' hervor, die S. 123—138 über Beiträge aus Ostböhmen handelt und 8, 1—14 die Memoiren des Autodidakten Fr. Vavák (gest. 1816), soweit sie Skopec (1907—1912 in vier Heften) herausgegeben hat, bespricht (auch mit einzelnen Ausführungen, z. B. über die bekannten Zählverse 'Was ist eins' usw.).

Von Zeitschriften erwähne ich nur noch den *Časopis matice moravské*, Redaktoren Fr. Kameníček und Fr. Rypáček, Brünn 1911, 35. Jahrgang. Der Jahrgang enthält u. a. die Familienkorrespondenz des verdientesten mährischen Ethnographen Sušil, ausserdem eine bibliographische Studie über des Comenius Weltlabyrinth, einzige polnische Übersetzung von 1695, durch Joh. Petrosolinus Corvinus, polnischen Prediger an der Peterpaulskirche in Danzig, bewerkstelligt (einziges Exemplar in der Danziger Stadtbibliothek; die Angaben bei Estreicher sind unrichtig); anderes, lokalgeschichtliches, übergehen wir. — Ebenso müssen wir auf nähere Angaben über die äusserst reichhaltige Tätigkeit der Provinzvereine, die ihre Jahresberichte (*Zpráva* oder *Ročenka*) mit allerlei lokalen Beiträgen füllen, über Monographien wie F. Kulhánek, *Dějiny Nymburka*, 1911 (Geschichte von Nienburgk, reich illustriert) u. dgl. m. verzichten.

Im zweiten Jahrgang des *Časopis pro moderní filologii* (480 S., Prag 1912) finden wir die Studie von Fr. Sýkora über die Abhängigkeit eines böhmischen religiös-epischen Liedes (Flucht nach Ägypten) von dem Leben Jesu des P. Cochem, sowie über polnische und kleinrussische Verzweigungen desselben: ich vermisse ein Mittelglied, das altpolnische *Rozmyślanie* aus dem Ende des 15. Jahrh. Andere Quellenstudien (zu Zeyer, zu Neruda); Germanistisches, wie über die Dreissigzeiler des Wolfram von Eschenbach, wo Bř. Vyskočil Lachmanns Ansatz endgültig zu Ehren bringt, oder über Quellen und Bau des Grillparzerschen 'Bruderzwist in Habsburg' von Fr. Skopal u. a.; Romanistisches, z. B. die Studie von J. Veitz über die Rolle von Priestern und Frauen in den *Fabliaux*, seien nur kurz genannt.

Die durch ihre Fülle und Genauigkeit geradezu imponierende Sammlung der böhmischen Sprichwörter von Prof. V. Flajšhans schreitet rüstig vorwärts; erschienen sind zuletzt Heft 13 und 14 d. i. Bd. 2, 1—128. Es ist dies ein äusserst wichtiger Beitrag nicht etwa allein zur böhmischen Sprichwörterkunde, die ja hier ihre eigentliche Grundlage gewinnt, sondern zur slawischen und europäischen überhaupt; denn einmal wird besonders darauf geachtet, alles Fremde auszuscheiden (z. B. was ins Böhmisches durch Übersetzung oder Nachahmung aus dem Polnischen, Deutschen und Lateinischen gekommen ist), echt Slawisches als solches festzustellen; dann ist auf die richtige Erklärung grösstes Gewicht gelegt. Ich wüsste nicht aus einer andern Literatur eine gleich gründliche und erschöpfende Sammlung zu nennen; ein gewisses Bedenken erregt nur die weite Ausdehnung des Begriffes Sprichwort, denn gesammelt werden auch blosser Metaphern, Schimpfnamen u. dgl. Auch könnte man hie und da eine noch schärfere Sonderung

wünschen, z. B. zu '(bei dem Wetter) würde man nicht einen Hund hinausjagen' passt nicht ganz: 'manche können nicht einmal einen Hund hinausjagen (ohne 'dass doch Gott' dabei zu sagen)'.

Unter **polnischen** periodischen Publikationen sei zuerst die anspruchslose, aber äusserst nützliche illustrierte Wochenschrift *Ziemia* (Land) genannt, die in Warschau jetzt im 4. Jahrgang erscheint. Sie ist ganz populär gehalten, äusserst reich und gut illustriert, bringt Ansichten von Bauten, Landschaften und Typen (fast ausschliesslich auf Grund von Originalaufnahmen) sowie längere Artikel, Schilderungen von Menschen und Zeiten, sogar ganzer Provinzen (z. B. Land und Leute von Witebsk; widmet Spezialnummern den Kaschuben, den Leuten der Tatra usw.); daneben hat sie auch streng volkskundliche Arbeiten, z. B. eine ausführliche von Sz. Matusiak über *posag* und *wiano* (Mitgift und Morgengabe, deren Name, Bedeutung, Einzelheiten) im 3. Jahrg. Heft 21ff. — Grössere Arbeiten bringt die Monatsschrift *Litwa i Ruś* (Litauen und Polnisch-Russland), *miesięcznik ilustrowany poświęcony kulturze, dziejom, krajoznawstwu i ludoznawstwu* pod redakcją Jana Obsta przy współudziale Fr. Rawity Gawrońskiego, die früher als *Kwartalnik litewski* erschien und mit der Vierteljahrschrift *Ruś* verschmolzen wurde, sie bringt Historisches und Kulturhistorisches, auch Archäologisches; volkskundliches Material ist ausnahmsweise vertreten. Vom *Lemberger Lud* ist das 4. Heft zu Bd. 17 erschienen; es enthält eine Abhandlung von Sz. Matusiak über *Los* und *Losen* bei den Slawen, namentlich auch über ihre *Pferdeorakel*, doch sind mir die Etymologien des Verfassers unannehmbar. — St. Ciszewski bringt kaukasische Nachrichten über Schädeltrepanierungen zu Heil- und Gerichtszwecken (um die Höhe der Entschädigungssumme bei Schädelverletzungen festzustellen), die eine wesentliche Ergänzung der Angaben von Luschan u. a. bedeuten, handelt ausserdem über die serbische Ausdrucksweise 'Sohn der Sünde' (der eigene) im Gegensatz zum 'Sohn ohne Sünde' (Adoptivsohn) und zeigt, dass sie nicht, wie man gemeint hat, von den Manichäern-Bogomilen herstammt, sondern weit verbreitet ist. — L. Wasilewski verzeichnet die neuesten kartographischen Darstellungen polnischer Ethnographie und bespricht deren Mängel, z. B. in den Sprachkarten von Galizien; hier sind wenigstens auf Grund der neuesten statistischen Aufnahmen (von 1910) mehrere hergestellt, anderswo, z. B. in Russisch-Polen, fehlen sie noch.

Von der *Biblioteka Pisarzy Polskich* enthält nr. 62 einen humoristisch-satirischen 'Ewigen Kalender' aus dem Anfang des 17. Jahrh., herausgegeben von Prof. Łoś (60 S., mit Holzschnitten); er ist in der Art der bekannten Werke eines Bebelius, Rabelais, Fischart, aber ganz auf polnische, speziell Krakauer Zustände zugeschnitten. Nr. 63 füllt eine alte und sehr empfindliche Lücke aus. Die polnische Literatur besitzt handschriftlich die älteste und eingehendste Beschreibung der Türken, ihrer Geschichte, Einrichtungen, Bräuche (bis auf das Treiben ihrer Prediger) aus dem Ende des 15. Jahrh.; Verfasser ist ein Serbe, gewesener Janitschare, Michaels Sohn Konstantin aus Ostrovica (bei der alten Bergstadt Rudnik), 1455 gefangen genommen von den Türken, 1463 von den Ungarn. Seine 'Chronik' besitzen wir in einem böhmischen Text aus dem Anfang des 16. Jahrh. und in zwei Ausgaben von 1565 und 1581; ausserdem in 8 polnischen Hs. des 16. und 17. Jahrh., teilweise erweitert; es gibt auch eine polnische Übersetzung des böhmischen Textes. Der polnische Text ist erst im 19. Jahrh. mehrfach, aber höchst fehlerhaft, abgedruckt worden; erst jetzt lieferte Prof. Łoś auf Grund aller polnischen Hss. mit Heranziehung der böhmischen Texte eine vollständige und kritische Ausgabe (XL, 404 S.); die aufgewandte Mühe lohnt der

äusserst interessante Text vollauf, mit seiner Fülle faktischer Angaben und Traditionen (aus der südslawischen Geschichte) ein treues Bild des machtvollen Aufschwunges der Ottomanen. Das Merkwürdigste bleibt, dass auch durch diese neue Ausgabe die Frage nach (Verfasser), Zeit, Ort und vor allem Ursprache des Originals nicht im geringsten gelöst wurde, vgl. die ausführliche Anzeige von Zibrť, *Časopis* 86 (1912) S. 424—454 und 87 (1913) S. 204f.; ich glaube und werde es anderwärts zu erweisen suchen, dass der Urtext russisch (oder serbisch?) geschrieben war (aber verloren gegangen ist) und dass erst aus polnischen Übersetzungen desselben die böhmischen hervorgegangen sind. Einen eingehenderen Bericht über das hochinteressante Denkmal und seine gar verwickelte Überlieferung erstattete Łoś vorher im 51. Bd. der Abhandl. d. philolog. Klasse der Krakauer Akad. d. Wiss. (1912 S. 1—72), ohne die endgültige Lösung aller darauf bezüglichen Fragen herbeigeführt zu haben.

Von den *Materiały antropologiczno-archeologiczne i etnograficzne*, die die anthropologische Kommission der Krak. Akad. d. Wiss. herausgibt, erschien Bd. 12 (XVIII, 72, 111 und 182 S. mit 42 Tafeln und zahlreichen Textillustrationen, Krakau 1912). Aus dem archäologischen Teil sei besonders hervorgehoben der Beitrag von Prof. Hadaczek über die Kultur des Dniestrgebietes zur Römerzeit, mit sehr kühnen Behauptungen über die weite Vorherrschaft des germanischen Elementes im Osten. Den anthropologischen füllt die Abhandlung von Prof. J. Talko-Hryniewicz über den litauischen Adel, alle seine physischen Merkmale, mit zahlreichen Tabellen auf Grund einer Menge spezieller Aufnahmen aus allen Kreisen des Landes und Schichten seiner Bevölkerung. Im ethnographischen sind es hauptsächlich die volkskundlichen Aufzeichnungen der Gräfin Z. Szembek aus dem Posenschen, über Volksbauten und Trachten (mit zahlreichen Originalaufnahmen), Volksbräuche, Lieder und Spiele (vieles davon bereits bekannt; besonders verdienstlich ist die Sammlung zahlreicher, bisher zu wenig beachteter Kinderverse). — Der 5. Bd. der *Materyały i Prace Komisii językowej* (der linguistischen Kommission der Krak. Akad., 1912, 488 S.) enthält ausser sprachwissenschaftlichen Aufsätzen und Abdrucken alter Texte (ein Cisiolanus aus dem Anfang des 15. Jahrh.; ein biblisches Wörterbuch, *Mamotreptus* vom Jahre 1471; Fragmente einer vollständigen Übersetzung der *Revelationes* der h. Brigitta von etwa 1450) Beiträge zur Volkssprache: Abdruck von Bauernbriefen aus Żarowka, auf Grund deren der Dialekt selbst charakterisiert wird; der Kampf der Laute mit der Orthographie ist höchst lehrreich. Eine eingehende Schilderung des Dialektes von Sulkowice (im Krakauischen), Grammatik und Lexikon folgt; endlich, S. 363 bis 391, erhalten wir sogar ein Wörterbuch der polnischen sozialdemokratischen Propaganda, einer Art von Geheimsprache, mit ihren verschiedenen, meist fremden Elementen und starken Kürzungen.

Eine stattliche Reihe historischer Monographien birgt vielfach wertvolles Material zur Kulturgeschichte oder zur Ethnographie des alten Polen. Zum 500jährigen Jubiläum der Beleihung Warschaus mit dem Kulmer Recht gab Prof. T. Wierzbowski eine Sammlung der Privilegien der Stadt von 1376—1772 (*Przywileje Krolewskiego miasta stołecznego Starej Warszawy*, Warschau 1913, XXXII, 187 S., mit Faksimile der Originalurkunden). — In den Arbeiten der Warsz. Gel. Ges. (Abt. II, Nr. 7) hat J. Jakubowski 'Studien über die ethnographischen Verhältnisse in Litauen vor der Lubliner Union' (1569) veröffentlicht, Warschau 1912, 104 S., wo namentlich über das numerische Verhältnis zwischen Russen und Litauern, über die Entstehung der Sage von der römischen Herkunft der Litauer (*L'italia!*), die fabelhafte Geschichte Altlitauens und deren Einfluss

auf das nationale Bewusstsein dargestellt werden. — Ein Prachtwerk lieferte J. Kieszkowski: *Kancelarz Krzysztof Szydlowiecki* ('Aus der Geschichte von Kultur und Kunst im Sigismundischen Zeitalter'), Posen 1912, XXXVI, 313 S. (mit 5 Doppel- und 56 einfachen Tafeln und zahlreichen Textillustrationen): es wird vor allem das Wirken des grossen Kunstmäzens aus den Zeiten Sigismund I. anschaulich geschildert. — Zur Kunst- und Kulturgeschichte gehören weiter: T. Kruszyński, *Stary Gdańsk i historia jego sztuki*, Krakau 1912, 137 S., Alt-Danzig, das einstige polnische Venedig, und dessen Kunst, eine quellenmässige Monographie, reich illustriert. — Eine Serie u. d. T. *Biblioteka wielkopolska* (Grosspolnische, d. i. Posensche Bibliothek, illustrierte Monographien auf dem Gebiete von Kultur und Kunst in Grosspolen = Posen) begann N. Pajzderski mit Heft 1, *Ratusz poznański* (Das Posener Rathaus, eins der grössten weltlichen Renaissancedenkmäler des alten Polen), Posen 1913, 84 S. und 17 Illustrationen, mit vielen neuen, bei Gelegenheit der Restaurierungsarbeiten zutage getretenen Einzelheiten. — Von dem trefflichen Werke von Wład. Łoziński, *Prawem i lewem* (iure et iniuria), Sitten Rotrusslands in der ersten Hälfte des 17. Jahrh., ist die 3. Auflage erschienen (Lemberg 1913, I, XII, 483; II, XII, 587 S. mit Illustrationen): es ist dies die chronique scandaleuse der Gesellschaft, auf Grund gleichzeitiger Prozessakten dargestellt, daher notwendigerweise etwas einseitig ausfallend; jeder Romanschriftsteller könnte den Kulturhistoriker um die interessanten Aktionen und die lebhaftete Erzählung beneiden. — B. Mejer, ein bewährter Erforscher der Geschichte der Juden in Polen, gab eben den ersten Band seiner Monographie heraus: *Dzieje Żydów w Krakowie i na Kazimierzu 1304 bis 1868*, I (1304—1655), XXXIV, 480 S., Krakau 1913 (auf Kosten der jüdischen Gemeinde gedruckt), eine Geschichte der Krakauer Juden auf Grund der Akten, mit Berücksichtigung der reichen alten antisemitischen Literatur in Polen (meist Flugschriften, von denen einzelne analysiert und die seltensten abgedruckt werden), ein Quellenwerk, das auf das Leben im Krakauer Ghetto (Kazimierz) und ausserhalb dessen volles Licht wirft. — Auch die Geschichte des Protestantismus in Polen hat wertvolle Beiträge gebracht: auf die *Monumenta Reformationis* (Bd. 1, Aktenmaterial des 16. Jahrh., 1911) folgt eine Monographie von Bol. Gruzewski, *Kościół ewangelickoreformowany w Kielmach*, Warschau 1912, 432 S., Geschichte der Kirche in Kielmy (Samogitien), die sich seit 300 Jahren im Besitz der Gruzewski befindet, welche bis heute Kalviner geblieben sind: es ist hauptsächlich eine Sammlung der Prozessakten dieser Kirche. — A. Kraushar, Jurist von Beruf, ist unermüdlich im Aufsuchen und Darstellen historischer und kulturhistorischer Einzelheiten aus dem Leben Polens vom 16. Jahrh. bis 1863, hat eine neue Sammlung von 30 Skizzen unter dem Titel *Okruchy przeszłości* (Fragmente aus der Vergangenheit, Warschau 1913, II, 350 S.) vereint, ein buntes Durcheinander von kriminalistischen Sittenbildern (sogar eines vom Jahre 1459, wonach der Ehemann sich verpflichtete, non mutilare in nullo membro nec interficere sed castigare ut licet uxorem) u. a. bis zu Altwarschauer Geschichten (sogar über Fichte in Warschau, d. h. seine Hauslehrerepisode von 1791) u. dgl. m.; das Verzeichnis der einschlägigen Aufsätze des rastlosen und glücklichen Sammlers füllt drei enggedruckte Oktavseiten. — 'Wilno vor hundert Jahren' (Wilno 1912, 18 S. und 22 Ansichten) reproduziert 21 Aquarelle des Malers Smuglewicz mit erläuterndem Kommentar (das heutige Aussehen der Stadt ist von Grund anders) und Biographie des Künstlers. — Von den Berichten der kunsthistorischen Kommission der Krak. Akad. d. Wiss. (*Sprawozdania Komisii* etc.) ist der Schluss von Bd. 8 erschienen, S. 229—412 und CCLXIX—CCCCLXX, gross 4° mit Tafeln und Illustrationen

(darunter der erste Entwurf zum Bamberger Altar des Veit Stoss; über des Künstlers Zugehörigkeit zu Polen und Krakau wurde durch L. Stasiak eine heftige literarische Fehde entfacht); Schloss- und Kirchenbauten ist der Band vornehmlich gewidmet; zwei Schlossinventare des 17. Jahrh. sind abgedruckt; ausserdem handelt eine Dame (Konst. Stębowska, jüngst verstorben) über polnische Wollteppiche (mit vielen Illustrationen); ein Nekrolog des eigentlichen Begründers der polnischen Kunstwissenschaft, Prof. M. Sokołowski, beschliesst den Band. — Der von E. Barwiński verfasste Katalog der Inkunabeln der Lemberger Universitätsbibliothek bringt u. a. ein Exlibris jenes oben erwähnten Kanzlers Krz. Szydlowiecki aus dem Anfange des 16. Jahrh. und einen Holzschnitt des 15. Jahrh., ein bibliographisches Unikum, 12 Bilder vom Tode und Credo. — Über die oben erwähnte Pieśń Legionow (Jeszcze Polska nie zginęła) besitzen wir nunmehr eine ganze Literatur, deren Ergebnisse aus dem Streit zwischen Prof. Korzon und Finkel W. Orłowski (Verf. einer besonderen, 1911 erschienenen Schrift darüber) jetzt in der Biblioteka Warszawska, Februarheft 1913 S. 377—381 dahin zusammenfasst, dass Verfasser von Text und Melodie Joz. Wybicki ist (Fürst Ogiński hat einen Marsch 'für die polnischen Legionen in französischen Diensten' komponiert, Jeszcze Polska ist dagegen eine Masurkamelodie) und 1797 als das Datum feststehen kann. — Aus demselben Februarheft sei die Studie von Fr. Rawita-Gawroński genannt (S. 324—352), die über das Entstehen und Wachsen der 'sicze' (wörtlich Verhaue, Lager) berichtet und im Gegensatz zu allen tendenziösen Verherrlichungen den wahren Charakter dieser blossen Räuber-nester der Kosaken aufdeckt.

Von dem im vorigen Bericht S. 210 erwähnten ikonographischen Prachtwerk *Portrety Polskie — Portraits polonais* — sind weitere zwei Hefte (3, 4, jedes zehn Tafeln enthaltend) erschienen; darunter ein Bild des Krakauer Bischofs und Kanzlers Tomicki, gemalt wahrscheinlich von Hans Dürer, Albrechts jüngerem Bruder, der in Krakau 1538 als *pictor regiae maiestatis* verstarb (hier seit 1529 tätig). Die Ausführung ist die gleiche, monumentale geblieben; nur der Text, sowohl die Biographie wie die allseitige Würdigung des Porträtbildes, hat eine nicht unwesentliche Erweiterung erfahren.

Wir beschliessen unseren Bericht mit einer ganz originellen Arbeit, den Denkwürdigkeiten eines galizischen Bauern, Jan Słomka aus Dzikow (der Grafen Tarnowski), der seine Erfahrungen seit der Aufhebung der Leibeigenschaft (1848) bis auf unsere Tage einfach, anspruchslos, aber wahrhaftig schildert (*Pamiętniki włościanina etc.*, Krakau 1912, IX, 273 S.; der eigene Sohn, Universitätshörer, redigierte diese Memoiren seines Vaters): die Anhänglichkeit an Grund und Boden, nationale Bewusstheit, Misstrauen gegen Adel und Juden, Stadt und Wien, Abkehr von jeglicher Demagogie, klerikaler wie sozialer, charakterisieren den kernigen Bauer, einen *self made Mann*, der klug und energisch seine eigenen Wege geht.

Die Besprechung der neuesten, gross angelegten Publikation der Krakauer Akademie, *Encyklopedia Polska* (eine auf 20 starke Bände berechnete Encyklopädie allen auf Polen bezüglichen Wissens, Geschichte, Literatur, Kultur, Ethnographie usw.), von der Bd. I, Teil 2 und 3, und Bd. IV, Teil 5, bereits erschienen sind, sei auf den nächsten Bericht verschoben.

Berlin.

Alexander Brückner.

Rose Julien, Die deutschen Volkstrachten zu Beginn des 20. Jahrhunderts.

Nach dem Leben aufgenommen und beschrieben. Mit 250 Abb.

München, F. Bruckmann A.-G. 1912. 192 S., geh. 4,80 Mk., geb. 6 Mk.

Nach einigen kurzen Ausführungen über die Volkstracht im allgemeinen, welche zwischen der Entwicklung der männlichen und weiblichen Volkstracht einen grundsätzlichen Unterschied festlegen wollen, folgt in einer Reihe von einzelnen Kapiteln eine Übersicht über die Volkstrachten in Ober-, Mittel- und Niederdeutschland. Ein kurzer Abschnitt über die Jungfrauenkrone und ein Versuch, die verschiedenen Formen der weiblichen Haube in ein paar grössere Gruppen (alemannische, schwäbische, fränkische, hessische, schlesische, niedersächsische Haube) einzuordnen, machen den Schluss.

In gefälligem Plauderton führt die Verfasserin den Leser durch die verschiedenen Trachtengebiete. Man folgt ihr gern, denn sie erweist sich als gute Beobachterin mit einem sicheren Blick für das Wesentliche und für vorhandene Zusammenhänge, die nicht immer offen zutage liegen. Trotzdem ist der Gesamteindruck unbefriedigend. Dass auf dem beschränkten Raum keine eingehende, planmässige Trachtenbeschreibung möglich war, wird man der Verf. gerne zugeben. Aber die Auswahl, die sie trifft, ist nicht immer sachlich begründet. Sie greift mehr nur das aus der Fülle der Einzelercheinungen heraus, was ihr gerade besonders aufgefallen sein mag, hier eine Haube, dort eine Haartracht; bald deutet sie nur an, bald gibt sie ein ausführliches Bild der äusseren Trachtenercheinung. Hier berücksichtigt sie nur die Werktagstracht, dort gelegentlich auch einmal die Sonntags- oder Trauertracht; auch die Männertracht kommt hin und wieder zu ihrem Recht. Nimmt man hinzu, dass einzelne Kapitel sich sogar mit bereits längst ausgestorbenen Trachten beschäftigen, so wird der Einwand begründet erscheinen, dass die gesamte Darstellung einen unausgeglichnen Charakter trägt und dass der Rahmen, den sich die Verfasserin selbst für ihre Aufgabe gezogen hat — „noch einmal anschaulich zusammenzufassen, was um die Wende des Jahrhunderts im Deutschen Reich an völkischer(!) Tracht lebendig war“ (S. 5) —, auf der einen Seite mitunter nicht ausgefüllt, auf der anderen Seite öfter durchbrochen ist. — Eine wesentliche Bereicherung der Trachtenliteratur bietet das Buch darum auch nicht, wenigstens nicht, soweit wissenschaftliche Zwecke dabei in Frage kommen. Auch zur einfachen Orientierung auf den verschiedenen deutschen Trachtengebieten ist es ungeeignet. Die unzusammenhängenden Andeutungen, die ziemlich wahllos herausgegriffenen Einzelheiten runden sich zu keinem abgeschlossenen, anschaulichen Bild; die Grenzlinien verschwimmen, und die charakteristischen Unterschiede sind nicht genug betont. So findet sich in den Ausführungen nur der zurecht, der ohnehin schon die Tracht der betreffenden Gegend kennt; auf den Fremden wirken sie verwirrend und irreführend.

Man kann sich eines Gefühls des Bedauerns nicht erwehren, dass die Verfasserin ihre Forschungen in einem so unfertigen Zustand und ohne genügende Durcharbeitung veröffentlicht hat. Denn das Buch bringt an mehr als einer Stelle Beweise dafür, dass sie wohl imstande gewesen wäre, der Trachtenkunde einen wertvollen Beitrag zu liefern, wenn sie ihre Arbeit nicht so vorschnell abgeschlossen hätte. Ihre grundsätzlichen Anschauungen von Wesen und Werden der Volkstracht¹⁾ sind besonnen und geschichtlich gut orientiert, wenngleich man

1) Dass Vf. die Volkstracht mit Vorliebe als 'völkische' Tracht bezeichnet, widerspricht dem geltenden Sprachgebrauch. 'Völkisch' gilt als Ersatz für das Fremdwort 'national', nicht aber als gleichbedeutend mit 'volkstümlich'.

hinter den wesentlichen Unterschied, den sie zwischen Männer- und Frauentracht macht (S. 9—11), ein Fragezeichen setzen wird. Denn dass auch die weibliche Tracht ursprünglich städtische Modekleidung war, gibt sie selbst zu (S. 11). Aber abgesehen von diesem Geschmacksurteil zeigen eine ganze Reihe von treffenden Bemerkungen, eine wie gute Begabung die Verfasserin für Trachtenstudien besitzt. So, wenn sie das Dunklerwerden der Farben als erstes Zeichen für das Schwinden der Tracht deutet (S. 17) oder wenn sie die Handelsbeziehungen früherer Jahrhunderte für die Verbreitung einzelner Trachtenstücke verantwortlich macht (S. 54) oder wenn sie die Tracht der geistlichen Frauen des Mittelalters als Quelle für die Herkunft einzelner Trachtenstücke ansieht (S. 73); auch die Nachweise dafür, dass Trachtenstücke, die heute als Eigentümlichkeiten einer bestimmten Gegend erscheinen, früher viel weiter, zum Teil über ganz Deutschland verbreitet gewesen sind, dass also Zusammenhänge bestanden, welche durch später auftauchende Trachtenformen zerstört wurden, sind sehr dankenswert. Geradezu überreich aber ist der Stoff, den das Buch für ein bis jetzt fast völlig vernachlässigtes Gebiet der Trachtenkunde zusammenträgt, nämlich für die Entwicklung der Volkstracht und für die Tendenzen, die der Entwicklung innewohnen. Obgleich dies abseits von der eigentlichen Aufgabe liegt, die die Verfasserin sich stellte, möchten wir gerade hierin den Hauptwert des Buches sehen.

Bedauerlich bleiben eine Reihe von Nachlässigkeiten und Flüchtigkeiten, die der Verfasserin vielleicht als Nachwirkung der übereilten Veröffentlichung und der feuilletonistischen Manier ihrer Darstellung in die Feder gelaufen sind. Ich will Belege hierfür nur aus dem Kapitel beibringen, dessen Inhalt mir genau vertraut ist. Eine falsche Herkunftsbezeichnung unter einer Abbildung findet sich auf S. 72; die dort abgebildete Kindertracht wird in Bottenhorn schon seit Menschengedenken nicht mehr getragen, wohl aber noch im sogenannten 'Amt' (Amt Biedenkopf). Dass die Verfasserin einen längst widerlegten Irrtum Hottenroths bezüglich der Faltenstrümpfe weiter verbreitet (S. 36. 76), lässt auf ungenügende Vertrautheit mit der Literatur schliessen¹⁾. Was über die Herstellung der Stülpchen im Breidenbacher Grund gesagt ist (sie seien mit trikotartigem Gewebe überzogen, S. 72; in Wirklichkeit ist der Grund mit Wolle ganz dicht bestickt), beruht ebenso auf mangelhafter Beobachtung wie die Behauptung, man sehe in Hessen selten eine Frau in Hemdärmeln auf der Strasse (S. 76), und die Angabe, dass die Marburger Tracht bestickte Strümpfe kenne (S. 71; es handelt sich um eingestrickte bunte Zwickel). Dass derlei ungenügend oder gar nicht begründete Nachrichten mit grösster Sicherheit vorgetragen werden, lässt bei Benutzung des Buches den Angaben der Verfasserin gegenüber eine gewisse Vorsicht ratsam erscheinen. Wo sie sprachlich-etymologisches Gebiet betritt, hätte sie sich eines kundigen Führers versichern sollen. Sie hätte dann erfahren, dass das Altenburgische 'Hormet' keine altdutsche Bezeichnung für den Ausdruck 'Schapel' (S. 192), sondern ein aus 'Haarband' zusammengesetzter Ausdruck ist (Weigand, Deutsches Wörterbuch, 5. Auflage). Es wäre ihr auch das peinliche Versehen erspart geblieben, die Bezeichnung 'Hessebännel' für 'Strumpfband' daher abzuleiten, dass dieses Trachtenstück wegen der kurzen Frauenröcke gerade in Hessen Gegenstand besonderer Prachtliebe geworden sei (S. 70. 71), zumal sie selbst bei der Weizacker Tracht erwähnt, dass dort, wie bei allen kurzröckigen Trachten, derselbe Luxus mit Strümpfen und Strumpfbändern getrieben wird (S. 137). Dass der Volksmund noch heute die Strümpfe als 'Hesse' bezeichnet,

1) Vgl. 'Deutsche Geschichtsblätter' 8 (1907) S. 150.

hätte ihr im Hinterland jedes Kind verraten, und dass die Mundarten in dieser Bezeichnung die ältere Bedeutung des Wortes ('Hose' = Strumpf, Bekleidung des Unterschenkels) bewahrt haben, hätte ein Blick ins Wörterbuch gezeigt (Weigand, Deutsches Wörterbuch, 5. Auflage).

Mögen diese Ausstellungen manchem sich allzusehr mit Kleinigkeiten zu beschäftigen scheinen, so ist zu bedenken, dass ein Trachtenwerk, das nicht in jedem Wort zuverlässig ist, auch durch geringfügige Irrtümer an Wert verliert, weil es den Benutzer unsicher macht. Zudem hängen diese Versehen doch wohl etwas mit der teils sprunghaften, teils allzu selbstsicheren Art der Darstellung zusammen. Die Verfasserin lässt sich auch sonst ohne genügende Unterlagen mitunter zu Schlüssen verleiten, die im günstigsten Falle als Vermutungen gelten können, die aber von ihr als feststehende Tatsachen behandelt werden. So zieht sie, um nur ein Beispiel zu erwähnen, aus der gleichen Form, die das Stülpchen in Hessen und Niedersachsen (Westfalen, Mecklenburg) zeigt, den Schluss, dass das hessische Stülpchen niedersächsischer Herkunft sei (S. 71. 183), ohne jede nähere Begründung. Mit demselben Recht oder Unrecht könnte man das Abhängigkeitsverhältnis der beiden Formen doch auch umgekehrt auffassen. Unangenehm berühren die unbegründeten Ausfälle auf die 'Trachtentheoretiker' (S. 10. 34); mir ist nicht klar geworden, auf wen sie zielen.

Der Versuch, gewisse Trachtenunterschiede auf Stammesverschiedenheiten der Trägerinnen zurückzuführen, erscheint mir nicht geglückt. Die Verfasserin gibt am Schluss ein reiches Anschauungsmaterial (S. 172—190), das ihre Einteilung der Haubenformen in alemannische, schwäbische, fränkische, hessische, schlesische und westfälisch-niedersächsische Typen rechtfertigen soll. Indes reicht das Material nicht aus, um die Schlüsse, die daraus gezogen werden, genügend zu begründen. Es finden sich auch innerhalb derselben Typengruppe Hauben von so abweichender Form -- so in der Gruppe 'alemannische Haube' die Formen 'Schapbachtal' (S. 174), 'Offenburg' (S. 175) und 'Weissenburg' (S. 175); in der Gruppe 'schwäbische Haube' die Formen 'Höllental' und 'Schrobenhausen' gegenüber der Form 'Rottweil-Villingen' (S. 178) --, dass man die Frage der Verwandtschaft keineswegs als geklärt ansehen kann.

Uneingeschränktes Lob verdienen die prächtigen Farbentafeln; auch die zahlreichen Abbildungen im Text sind eine dankenswerte Bereicherung des bildlichen Anschauungsstoffes.

Hatzfeld a. d. Eder.

Karl Spiess.

A. Niceforo, Le Génie de l'Argot. Essai sur les langages spéciaux, les argots et les parlers magiques. Paris, Mercure de France 1912. 277 S. 3,50 Fr.

Die Art dieses gehaltvollen Werkes eines klaren, scharfen, die moderne Anthropologie beherrschenden Geistes erinnert an die der französischen 'Dokorthesen', indem der Autor, allerdings mit einer ungewöhnlichen Sachkenntnis und logischen Schärfe, die von ihm schon vor fast 16 Jahren aufgestellten Behauptungen (Il Gergo nei normali, nei degenerati e nei criminali. Turin, Bocca 1897), vor allem die erste, dass „jede Gruppe, so klein sie auch sei, vom einfachen Freundes- oder Liebespaar bis zur grössten Gemeinschaft, die der Notwendigkeit, sich in einem feindlichen Milieu, wo sie lebt, zu behaupten und zu verteidigen bewusst ist, sich ein Argot schafft,“ wie ein Leitmotiv in allen Teilen des Buches durch-

klingen lässt. Nun ist diese Art gerade in Deutschland etwas verpönt, seitdem — von den alten Sophisten zu schweigen — manche unserer modernen Volkswirtschaftler, Anthropologen und Völkerpsychologen gezeigt haben, dass sich mit ein wenig Erudition, etwas Klugheit in der Auswahl der Beweismomente und einem Schuss dialektischen Vermögens eben alles beweisen lässt, was zum Ausbau einer geistreichen Konstruktion dienen kann. Es war aber keiner besser geeignet als Niceforo, der in zahlreichen Aufsätzen und Büchern von seinem Vermögen Zeugnis ablegte, reiches Material aus erster Hand herbeizuschaffen und wissenschaftlich zu bearbeiten, um diesem Vorurteil entgegenzutreten und die Legitimität solcher Werke klarzulegen.

Das Argot ist also für Niceforo eine Sondersprache, die absichtlich geheim geboren und absichtlich geheim gehalten wird, deren Rolle und *ratio essendi* die Verteidigung und der Schutz der argotsprechenden Gemeinschaft ist. Die Beweisführung N.s ist überzeugend und geschlossen. Im ersten, ziemlich ausgedehnten Teil seines Buches scheidet er das Argot von den anderen Sondersprachen, den '*langages spéciaux*', prinzipiell aus. Nicht der geheime Charakter des Argots ist sein Wesenszug; denn alles ist für den Laien geheim, die Sprache eines jeden Handwerks, ja in einem gewissen Sinne die Sprache eines jeden Menschen. N. weist glänzend nach, wie jede Berufstätigkeit, ja wie jedes individuelle Gefühlsleben die Bildung einer Sondersprache zeitigt. Und es wäre sinnlos, es führte zu unlösbaren Widersprüchen, die verzwickte Sprache des Irrsinnigen, die Fachausdrücke des Technikers oder des Heraldikers, ja die oft höchst persönliche Sprache des Dichters, des romantischen oder dekadenten '*Originalgenies*' ohne Unterschied als Argot zu bezeichnen. Auch nicht das Volkstümliche, oder gar das Pöbelhafte ist das Erkennungszeichen des Argots, obwohl der permanente Kriegszustand, der zwischen den unteren Volksschichten, und besonders zwischen den Verbrechergruppen, und den 'besseren' Gesellschaftsklassen herrscht, naturnotwendig zur Bildung einer geheimen Sprache führen musste, die der Gemeinschaft Schutz und Verteidigung sein könne. Denn, wie N. später zeigt, gibt es ein *argot magique*, ein *argot sacré*, ja unsere umständlichen Höflichkeitsformeln sind Überbleibsel jener ursprünglichen magischen Formeln eines Argots, das die Heiligkeit der Gottheit und der Gottesdiener, die Majestät des Herrschers und des Häuptlings zu schützen bestimmt war.

Nachdem N. so den Begriff des Argots festgelegt hat, untersucht er die verschiedenen Argots, insoweit er oder andere scharfsinnige, keine Mühe und Gefahr scheuende Forscher sie belauschen und enträtseln konnten, um die ungeschriebenen 'Regeln' und Verfahren klarzulegen, nach denen diese geheimen, künstlichen Sprachen gebildet wurden. Hier wird der Leser wie in einem wunderbaren Kinetographentheater durch alle Länder und Verhältnisse geführt. Wir lernen die Geheimsprachen von Freundespaaren, Liebespaaren, das Argot der krankhaften und naturwidrigen Liebe, das Argot der Berufe, der wandernden Arbeitergruppen, der politischen Sekten, der Gaukler, Spiritisten, Bettler und Verbrecher aller Weltteile kennen. Es wäre schwer, hier in wenigen Zeilen einen Begriff des Wissensreichtums N.s und des Scharfsinns seiner psychologischen und sprachwissenschaftlichen Analysen zu geben. Der interessanteste und vielleicht auch der neueste Teil seines Buches ist aber der letzte Abschnitt mit dem Titel '*La Magie des mots*'. Der Verf. geht darin von dem Grundsatz aus, — den er übrigens, wie alle seine Behauptungen, unwiderlegbar beweist —, dass für den Primitiven der Name eines Gegenstandes einen körperlichen, unzertrennbaren Teil dieses Gegenstandes, Tieres, Menschen usw. bildet. Einen Menschen, Tier usw. nennen ist gleichbedeutend

mit hervorrufen, berühren. Der Primitive wird also vermeiden, den Namen irgend-eines Gegenstandes auszusprechen, den er fürchtet. Andererseits ist der Begriff des Göttlichen mit dem der Allmacht, des Furchtbaren, Gefährlichen untrennbar verbunden. Es folgt daraus, dass heilig und furchtbar, heilig und unrein fast Synonyma sind. Wie man aus Furcht vor magischer Ansteckung alles nicht berührt, was heilig ist, so nennt man auch nicht, wenigstens mit klaren Worten, alles, was heilig ist, so die Gottheit und auch den Herrscher, den Häuptling, die tabu sind. Man bedient sich auch nicht derselben Sprache wie diese geheiligten Wesen, genau wie man alles, was unrein und gefahrbringend ist, aus Furcht vor einer unmittelbaren Ansteckung nicht berührt. So war es bei den Israeliten, so ist es noch bei den Primitiven in den verschiedensten Ländern. Ja, es sind in unseren europäischen Kulturländern Überbleibsel dieser magischen Furcht heute noch zu entdecken, da der Venetianer z. B., der bei der Hostie (ostia) zu schwören pflegt, das heilige Wort in derselben Weise, wie das Argot es macht, in ostrega (= Auster) verhüllt und unkenntlich macht. Aber auch die Frau ist den Primitiven ein Unreines, Heiliges, Furchtbares, und in vielen Orten bedienen sich heute noch die Frauen einer besonderen Sprache, die den Männern wohl bekannt ist, die aber trotzdem für sie heilig, verboten, tabu bleibt. Die konventionellen Ausdrücke, die wir alle in bezug auf das Sexualleben, besonders der Frau, an Stelle der klaren, sachlichen Ausdrücke gebrauchen, sind ein Überrest jenes alten künstlichen Argots, das als Verteidigungs- und Schutzwaffe gegen die Allmacht und magische Ansteckungsgefahr, die dem heiligen, verbotenen, unreinen Gegenstand entströmte, einst erfunden wurde.

In diesem letzten Teil geht N. auf das Gebiet der Völkerpsychologen über, weiss aber glücklicherweise die gefährliche Klippe des geistreichen, oft sehr verwegenen Versuches einer historischen Rekonstruktion der Vergangenheit mit dem eitlen Meinungsstreit über die Präzedenz des einen oder des anderen Entwicklungsprozesses zu vermeiden. Das Buch Niceforos ist eine vorzügliche Einführung in das Studium der modernen Sondersprachen und des sittlichen und geistigen Lebens der Volksschichten, in denen diese Sprachen entstanden und noch tagtäglich in Entstehung und in Entwicklung begriffen sind.

Berlin.

Avit Mailet.

Norsk-isländska dopnamn ock fingerade namn från medeltiden samlade ock utgivna av E. H. Lind med understöd av det svenska ecklesiastik departementet, den norska Nansenfonden ock det isländska bókmentafélaget, 1.—6. Heft. Uppsala, Lundequistska bokhandeln und Leipzig, Otto Harrassowitz 1905—1912, Spalte 1—1120, Lexikon-8°, je 3 Mk.

Lind bringt eine, wie es scheint, vollständige Liste aller in den Denkmälern des altwestnordischen Schrifttums einschliesslich der Runeninschriften belegten Rufnamen samt Angabe der Belegstellen, die sich nur da auf eine Auswahl beschränken, wo ein und dasselbe Denkmal die gleiche Form eines Namens allzu häufig enthält. Es sind nämlich alle Kasusformen und alle Schreibungen einzeln aufgeführt und belegt. Das Buch ist seiner Anlage nach als Materialsammlung angelegt, verzichtet daher auf Gruppierungen der Namen, auf Darlegung der Grundsätze, die bei der Zusammensetzung mehrgliedriger Namen massgebend waren, auf Beobachtungen über die Verteilung ein- und mehrgliedriger Namen auf die verschiedenen Personengattungen usw. All dies muss man sich erst selber

zusammenstellen, was aber bei der Reichhaltigkeit und Genauigkeit der Belege nicht allzu schwer fällt. Auch die Angaben über Etymologie, über die Herkunft und die Zeit der Einführung fremder Namen, über ihre grössere Beliebtheit im eigentlichen Norwegen oder auf Island, all diese beschränken sich auf das Mass kürzester Andeutungen, oft nur auf die Mitteilung von Literaturstellen, an denen darüber gehandelt ist, so z. B. bei dem Namen Sunnifa, der ja in seiner heutigen Lautgestalt durch Björnstjerne Björnsons Bauernerzählung Synnöve Solbakken allgemeiner bekannt geworden ist. Da hätte wohl ein kurzer Hinweis auf den angelsächsischen Ursprung nichts geschadet. Der Titel führt insofern irre, als auch mythologische Namen aufgenommen sind, die man wohl ebenso wenig zu den 'Taufnamen' wie angesichts ihrer Entstehung aus Appellativen zu den erfundenen Namen zählen kann, z. B. Sól. Auch auf die Namen vorchristlicher historischer Persönlichkeiten, wie etwa den des ersten Ansiedlers auf Island, Ingolfr Arnarson, passt doch die Bezeichnung 'Taufname' nur mit einem gewissen Vorbehalt.

Wir ersehen aus dem Buche — und darin liegt sein Wert für die Volkskunde — wie die Namen im Norden gebildet wurden, wie sie durch Volksetymologie und andere Einflüsse entstellt wurden, wie man aus ihnen Kurzformen ableitete, welche Namen vorkamen und in welchem Masse sie beliebt waren, wir sehen, wie und welche christliche, morgen- und abendländische Namen Eingang fanden und wann, und sehen daher auch unsererseits mit Spannung dem Abschluss des gründlichen, fleissigen Werkes entgegen, der uns hoffentlich in einer Einleitung über die Grundsätze belehrt, die bei seiner Anlage massgebend waren.

Erlangen.

August Gebhardt.

Friedrich Seiler, Die Entwicklung der deutschen Kultur im Spiegel des deutschen Lehnworts, IV. Band. Das Lehnwort der neueren Zeit. Zweiter Abschnitt. Halle a. S., Buchhandlung des Waisenhauses 1912. XVI, 566 S. 8°. 8 Mk.

Der Schlussband dieses vortrefflichen Werkes, dessen dritten Teil ich oben 21, 431 angezeigt habe, behandelt vorwiegend die Lehnwörter des Heer- und Staatswesens, der Gesellschaftssprache, der Natur- und Warenkunde und die zahlreichen Ausdrücke, die wir aus exotischen Ländern für die verschiedensten Dinge übernommen haben. Auch gewisse Entlehnungen aus dem Französischen und Englischen werden zusammenhängend besprochen und — über das Thema probandum hinaus — die wichtigsten in unsere Schriftsprache eingedrungenen Dialektwörter gemustert. Der Studentensprache und der Gaunersprache ist ein eigenes Kapitel gewidmet. Mehrere Anhänge bringen berichtigende und ergänzende Nachträge, unter denen eine Liste der Lehnübersetzungen besonders hervorgehoben sei: dieser bedeutsame Begriff wird S. 234 ff. genauer erörtert und präziser gefasst.

In der Vorrede setzt sich Seiler mit einigen seiner Kritiker auseinander und begründet zugleich noch einmal den Standpunkt, den er, unbeirrt durch die lahmten Einwände 'völkisch' gesinnter Parteileute, mit aner kennenswerter Zähigkeit durch die vier Bände hindurch festgehalten hat. Was er da über den Reichtum und die Schönheit einer Sprache sagt, scheint mir unanfechtbar. Der Reichtum liegt nicht in den Zusammensetzungen und Ableitungen, sondern in den Wurzeln und Wortstämmen; und die Schönheit beruht keineswegs auf einer möglichst weit getriebenen Reinheit, sondern auf der richtigen Mischung von Eigenem und Fremdem

und der Energie, mit der sich die Sprache das Fremde aneignet. Dass jetzt obendrein die althergebrachte, festgefügte und im internationalen Verkehr meist ohne weiteres verständliche Terminologie des Schulwesens, der Grammatik, des Rechts, der Industrie usw. gezwungenen und schwerfälligen Verdeutschungen zum Opfer fällt, ist nur zu beklagen, zumal die nationalen Heissporne, wie ich hinzufügen möchte, sich so gut wie nie klar machen, dass jedes Wort nicht bloss seiner Bedeutung, sondern auch seinem Gefühlsgehalt nach ein individuelles Leben führt. Die Puristen betrachten die Sprache immer nur als Magd der Vernunft, ohne zu bedenken, dass an den meisten Wörtern Gefühle hängen, die nicht übermittelt werden, wenn man lediglich die an den alten Ausdruck geknüpften Vorstellung durch ein neues Wort kennzeichnet. Überdies sind die Verdeutschungen häufig nur bei Substantivbildungen glücklich, während es selten gelingen will, Verben einigermaßen entsprechend wiederzugeben; die blossen Lehnübersetzung versagt dabei in der Regel, und zur Umschreibung eines einzigen Verbums sind oft zwei, drei deutsche Wörter erforderlich.

Leipzig.

Hermann Michel.

Edwin Sidney Hartland, *Primitive paternity, the myth of supernatural birth in relation to the history of the family*, vol. 1—2. London, David Nutt 1909. VIII, 325. IV, 328 S. 8°, geb. 18 Sh.

In dem vorliegenden gelehrten Werke, dessen Anzeige sich aus verschiedenen Gründen leider verspätet hat, nimmt Hartland einen Gedanken wieder auf, den er bereits 1894 im ersten Bande seiner 'Legend of Perseus' angedeutet hatte, dass nämlich den Menschen der Urzeit der natürliche Zusammenhang zwischen Vater und Kind, deutlicher ausgedrückt das Kausalverhältnis von Beiwohnung und Empfängnis, unbekannt war. Damals hatte ihn die Betrachtung der zahlreichen Sagen und Märchen darauf geführt, die ihrem Helden eine übernatürliche Entstehung, wie dem Perseus eine solche durch den in den Turm der eingeschlossenen Königstochter fallenden goldenen Regen, zuschreiben. Inzwischen sind durch Roth, Spencer-Gillen, Strehlow, van Gennep noch gegenwärtig umlaufende Traditionen einiger australischer Stämme bekannt geworden, welche für das grosse Geheimnis der Zeugung eine mystische Erklärung durch Geisterkeime beibringen, und mehrere dieser Gelehrten, wie auch insbesondere F. von Reitzenstein (Zs. f. Ethnologie 41, 644), haben die Folgerung gezogen, dass diese der heutigen naturwissenschaftlichen Erkenntnis so völlig widersprechende Anschauung in der Urzeit allgemein verbreitet war. Obwohl andere namhafte Forscher, wie v. Leonhardi, Preuss, W. Schmidt, schwerwiegende Bedenken gegen eine so kühne Hypothese erhoben, fühlte sich Hartland dadurch vielmehr in seiner Ansicht so bestärkt, dass er sie zum Gegenstand einer neuen, ausführlichen Untersuchung machte, in der er das 1894 veröffentlichte Material mitverarbeitete.

Ausgehend von den Erzählungen, in denen der Genuss einer Frucht oder eines Trankes, Geruch einer Blume, Berührung durch Wind, Regen oder Sonnenstrahlen die Befruchtung herbeiführen, bespricht er im 2. Kapitel die damit parallele wirkliche Anwendung ähnlicher Zaubermittel im Volksleben, wo man Kindersegen zu erhalten hofft durch Essen von Früchten oder Wurzeln (Mandragora), Insekten, Fischen, Eiern, Hasenfleisch, Salz, selbst von Totenknochen, oder durch Berührung von Amuletten und heiligen Bildern oder durch die Zeremonien des Mitsommer-

feuers und des Lupercalienfestes, und schliesst daraus, dass in alter Zeit der weitverbreitete Glaube bestand, die Befruchtung finde auf andere Weise statt als durch geschlechtlichen Verkehr. Das 3. Kapitel behandelt die Fälle, in denen die Geburt als das Wiedererscheinen eines früher existierenden Wesens aufgefasst wird: in den Grabespflanzen lebt die Seele des Verstorbenen fort, oder sie erscheint in Gestalt einer Schlange, eines Vogels oder eines anderen Tieres; endlich entwickelt sich daraus die Lehre von einer fortgesetzten Seelenwanderung, wie sie namentlich bei den Buddhisten ausgebildet worden ist. Aus einer solchen Unsicherheit über die Entstehung des Kindes entsprang nun, wie H. im folgenden Abschnitte darlegt, die Sitte, dass die Mutter und deren Familie als die nächsten Verwandten des Kindes angesehen wurden und der Mutterbruder, nicht der Vater, als dessen Schützer und Vormund galt. Die Heldenlieder von einem Kampfe zwischen Vater und Sohn sind dem Vf. Zeugnisse für den lockeren Zusammenhang der Gatten. Diesen 'natürlichen' Zustand des Mutterrechtes (bei dem übrigens auf Bachofens bekanntes Werk nirgends hingewiesen wird) änderten soziale und ökonomische Verhältnisse; an die Stelle des ungeregelten Verkehrs oder der flüchtigen und heimlichen Besuche des Mannes (für die das Märchen von Amor und Psyche einen Beleg abgibt) trat ein Vertragsverhältnis; durch Zahlung eines Kaufpreises erwarb der Gatte die Frau, die nun in dessen Geschlecht überging, und ihm, als dem Haupte des Hauses, gehörten fortan die Kinder. Dem Vaterrechte gesellte sich die eheliche Eifersucht; es folgte die Forderung der ehelichen Treue und die Bestrafung der ehebrecherischen Frau, wenngleich selbst bei höher kultivierten Völkern viele Ausnahmen von der geschlechtlichen Moral nachzuweisen sind. Im Schlusskapitel betont H. nochmals als Grundlage der skizzierten Entwicklung die Unwissenheit der primitiven Menschen über den natürlichen Vorgang der Empfängnis, berücksichtigt aber nicht die Möglichkeit von Rückschlüssen aus der Begattung der Haustiere.

Das Buch enthält ein reiches völkerkundliches Material zur Geschichte der Familie und erfreut durch übersichtlichen Aufbau, leidet aber auch an starker Einseitigkeit. Wenn H. auch gelegentlich zugesteht, dass die Entwicklung der Ehe sich unter verschiedenen Einflüssen vielerorts verschieden gestaltet habe, so untersucht er doch kaum, ob die heute bei sog. Wilden beobachteten Sitten wirklich primitive Zustände festhalten oder auf Degeneration beruhen. Ein so kühnes Gebäude zu tragen, erscheint der Boden der sicheren Tatsachen zu schwach. Daneben möge noch die Bemerkung gestattet sein, dass gegenüber den Beispielen aus den Überlieferungen unzivilisierter Stämme die europäischen Märchen, die zur Verdeutlichung der Theorien des Vf. geeignet waren wie die Grabespflanzen, der singende Knochen, die Harfe aus den Gebeinen der ermordeten Jungfrau u. a., stark vernachlässigt scheinen.

Berlin.

Johannes Bolte.

Richard Kühnau, Schlesische Sagen III: Zauber-, Wunder- und Schatzsagen. Mit einer Abbildung im Texte. Leipzig, Teubner 1913. XLVIII, 778 S. 12 Mk. — Dasselbe IV: Register zu Band I—III der Schlesischen Sagen. Ebd. 1913. 222 S. 5 Mk. (Schlesiens volkstümliche Überlieferungen, hsg. von Th. Siebs, Bd. 5—6).

Nicht weniger als 2169 Nummern umfasst das Corpus schlesischer Sagen, dessen erste Bände oben 20, 330 und 21, 218 angezeigt wurden, und auf dessen

Vollendung der rührige Sammler nunmehr mit Genugtuung zurückblicken kann. Und doch hat er sich unter Ausschliessung der historischen und ätiologischen Sagen auf solche beschränkt, in denen allgemein mythische Volksanschauungen an eine Person oder eine Örtlichkeit angelehnt werden. Nimmt man hinzu, dass auch sowohl die Rübezahlsagen als die Überlieferungen der Oberlausitz und Oberschlesiens unberücksichtigt blieben, so erhält man eine Vorstellung von dem Reichtum der Volkstradition im eigentlichen Schlesien. Längere Berichte hat K. auch hier gekürzt und, was mancher bedauern wird, mundartlich überlieferte Stücke ins Hochdeutsche umgesetzt. Dass die gleichen Motive vielfach an verschiedenen Orten wiederkehren, ist natürlich.

Auf die Seelen- und Naturgeistersagen der ersten Bände folgen im dritten die Geschichten von Hexen, Hexenprozesse des 16. und 17. Jahrhunderts, ihre Erscheinung in Gestalt von Hasen, Gänsen, Katzen oder Pferden, ihre Fahrt zum nächtlichen Tanze, ihre Entwendung von Milch und Butter; zahlreiche Erzählungen von männlichen und weiblichen Alpegeistern (polnisch *Mora*), den wider sie schützenden Besegnungen, Wechselbälgen und Doppelgängern, aber nur eine einzige von einem Werwolf; unter den Schwarzkünstlern erscheinen Jäger, Scharfrichter, Schmiede, Zigeuner, der Müller Pumpbut, in welchem Veckenstedt einst (1885) einen Kulturdämon nachweisen wollte, der berühmte Doktor Theophrastus und die durch Olbrichs Umfragen neuerdings bekannter gewordenen Freimaurersagen. Gross ist die Reihe der Zaubermittel, wie Messer, Spiegel, Kräuter, Wünschelrute, Diebeshand, Zauberbuch, Verwünschungen und Bannungen. — Die Wundersagen der zweiten Abteilung beginnen mit Besuchen im Jenseits, wo ein Jahrhundert dem Sterblichen unvermerkt entschwindet (vgl. zu nr. 1680 R. Köhler, *Kl. Schriften* 2, 226), und mit den Siebenschläfern; daran schliessen sich die Strafen einzelner Frevler, die einen Meineid geleistet, im Übermut auf ein Marienbild geschossen oder das liebe Brot mit Füßen getreten haben, und ganzer Häuser und Ortschaften durch Versinken in die Erde, die Verwandlung von Sonntagsschändern in Stein, die Wunder an Leichen, blutenden Pflanzen, Kirchenbauten, Getreidereggen, verwunschene Tiere und wunderbare Pflanzen. Unter den Vorzeichen des Todes sind besonders bekannt die durch ein zerspringendes Glas oder durch eine weisse Rose, die der Domherr morgens in seinem Chorstuhle findet; daran schliessen sich die Erzählungen vom schlafenden Heer, das dereinst zu einer gewaltigen Schlacht ausziehen wird, und Wahrsagungen einzelner Propheten wie Jakob Böhme. — Ebenso verbreitet sind die Motive der in der dritten Gruppe enthaltenen Schatzsagen: die versunkenen Glocken, die bei unvorsichtigem Brechen des anbefohlenen Schweigens misslingende Hebung der Schätze, die Mutter, die beim Herausholen des Geldes ihr Kind aus dem Berge mitzunehmen vergisst, endlich die Sagen vom Bergbau, vom goldenen Esel und den weisen Walen oder Venedigern.

Dass K. manchen Aberglauben und manches Märchen, das nicht zu den Sagen im eigentlichen Sinne gerechnet werden kann, um des mythischen Inhalts willen aufgenommen hat, wird man ihm nicht verargen. Immerhin hätte es nahegelegen auf die Parallelen in den Kinder- und Hausmärchen der Brüder Grimm hinzuweisen. Ist doch seine nr. 1350 dort als nr. 122 'Der Krautesel' zu finden; zu nr. 1411 vgl. Gr. 43 'Frau Trude'; zu nr. 1547 Gr. 68 'De Gaudeif und sien Meester'; zu nr. 1582 Gr. 99 'Der Geist im Glas'; zu nr. 1590 Gr. 149 'Der Hahnenbalken'. Sehr bestreitbar ist das Anrecht der unter nr. 1956 aufgenommenen Ballade 'Die Waldglocke unter dem Ottenstein bei Hausdorf' auf den Titel einer Volkssage; denn dies 1832 von Wenzeslaus Klambt verfasste und von Jos. Lengfeld komponierte Gedicht, in welchem ein todkrankes Kind Glockentöne aus der Tiefe zu

vernehmen glaubt, halte ich für eine blasse Nachahmung von Uhlands wundervollem 'Ständchen' (1810), das im gleichen Jahre 1832 den Schlesier J. Lasker (Gedichte S. 21) zu einem ähnlichen Plagiate 'Das sterbende Kind' verlockte. Dass Uhlands 'Ständchen' als angeblich walachische Sage von Marco Marcello († 1865) ins Italienische übertragen ward und dann im Geleite einer gefälligen Melodie von Gaetano Braga nach Deutschland zurückkehrte, habe ich gelegentlich nachgewiesen (Zs. der internationalen Musikgesellschaft 1, 132. 1900).

Wahrhaft vollständig wird Kühnau's Werk durch die sehr dankenswerten ausführlichen Verzeichnisse der benutzten Literatur, der Orts- und Personennamen und ein treffliches, 124 Seiten starkes Sachregister, die im 4. Bande vereinigt sind.

Berlin.

Johannes Bolte.

H. F. Wirth, Der Untergang des Niederländischen Volksliedes. Mit Beilagen. Haag, M. Nijhoff 1911. XVI, 357 S. gr. 8°.

D. F. Scheurleer, Nederlandsche Liedboeken, Lijst der in Nederland tot het jaar 1800 uitgegeven Liedboeken, samengesteld onder leiding van S. 'S-Gravenhage, M. Nijhoff 1912. XI, 321 S. gr. 8°.

Seitdem Hoffmann von Fallersleben mit feinem dichterischen Verständnis den hohen Wert der altniederländischen Volkslieder dargelegt hatte, wandten sich auch die einheimischen Forscher immer mehr diesem Gebiete zu. Insbesondere verdanken wir Kalf eine treffliche Beschreibung des nld. Liedes im Mittelalter (1889) und Florimond van Duyse eine sorgsame Sammlung der Texte und Melodien (1903—1908). Hr. Dr. Wirth, der unseren Lesern bereits aus seinem oben S. 112 auszugsweise mitgeteilten Vortrage bekannt ist, unternimmt nun eine Geschichte des nld. Volksliedes bis auf unsere Tage in engem Zusammenhange mit der Kulturgeschichte zu schreiben, deren erster Band uns vorliegt. Er trägt einen vorwiegend polemischen Charakter, da W. bei der Beantwortung der Frage, warum jene bis ins 16. Jahrh. dauernde Blüte des Volksgesanges aufhörte, im Anschluss an Jonckbloet das berühmte goldene Zeitalter der nld. Literatur, die Dichtung von Cats, Hooft und Vondel, für eine Treibhauspflanze erklärt. Der Vf. betrachtet die Entwicklung der Kultur in den Niederlanden seit dem Beginne des Mittelalters als eine verderbliche Abwendung von der durch die Sinnesart und Beschäftigung der Bevölkerung, das Fehlen eines Ritterstandes und andere Umstände bedingten Volkskunst zu den nüchternen Reimereien der Rederijker und zu der städtischen Modekunst der reichen Patrizier im 17. Jahrhundert. Mit Nachdruck weist er auf die Verlogenheit der arkadischen Schäferpoesie, die lüsternen Stellen, die Verarmung des Volkes an Melodien, den kunstfeindlichen Einfluss des Calvinismus hin. Wenngleich das Buch in mancher Hinsicht den einseitigen Parteistandpunkt der literarischen Führer der achtziger Jahre teilt, so empfängt es doch durch die ausführliche Darstellung der historischen Voraussetzungen und Hemmungen der Volksdichtung eigentümlichen Wert. Auf die einzelnen Gattungen und Lieder soll erst der zweite Band näher eingehen; doch enthält der Anhang 16 Texte des 17. bis 18. Jahrh., darunter mehrere von einem Jan van Asten, dessen Namen man in Kalfs siebenbändiger Literaturgeschichte vergeblich sucht, und ein Verzeichnis von 160 gedruckten Liederbüchern.

Eine recht nutzbringende Ergänzung dieses Verzeichnisses liefert Scheurleer in der unter seiner Leitung zusammengestellten Liste der bis 1800 erschienenen

niederländischen Liederbücher, für die er den Titel einer eigentlichen Bibliographie bescheiden ablehnt, mit Benutzung von 13 öffentlichen und privaten Bibliotheken. Die beiden Hauptteile, das geistliche und das weltliche Lied, kommen an Umfang einander gleich und sind chronologisch geordnet; im Schlussregister werden die Titel, Dichter und Verleger alphabetisch verzeichnet. Die mühevollen Arbeit verdient noch besonderen Dank dafür, dass der Aufbewahrungsort jedes Druckes genau angegeben ist; die in der Königlichen Bibliothek im Haag vorhandenen Liederbücher hatte schon Scheltema (*Nederlandsche Lieder en vroegeren Tijd* 1885 S. 291) verzeichnet. Auf S. 221 und 224 erscheinen ein paar Historienlieder von Margrietje van Limborg, Griseldis, der geduldigen Helena, Valentin und Oursson.

Berlin.

Johannes Bolte.

E. Hoffmann-Krayer, Feste und Bräuche des Schweizervolkes. Kleines Handbuch des schweizerischen Volksbrauchs der Gegenwart in gemeinverständlichster Darstellung. Zürich, Schulthess & Co. 1913. VII, 179 S. geb. 3 Fr.

Der verdiente Leiter der Schweizerischen Gesellschaft für Volkskunde und Herausgeber ihrer vorzüglichen Zeitschriften, des 'Archivs' und der 'Volkskunde', gibt hier eine reichhaltige Übersicht über die noch lebendigen oder doch erst seit kürzerer Zeit erloschenen Gebräuche des schweizerischen Volkes, soweit sie sich an die Hauptmarksteine des menschlichen Lebens und an die gelegentlichen und kalendaren Feste anschliessen. Nicht berücksichtigt ist also das tägliche Leben, die Gebräuche bei Ackerbau, Viehzucht, in den einzelnen Handwerken u. a. m. Da es dem Verf. auf eine gemeinverständlichste Darstellung und auf möglichst weite Verbreitung seines Buches unter seinen Landsleuten ankam, hat er im allgemeinen darauf verzichtet, in Anmerkungen Quellen- und Literaturnachweise zu geben; wo sich solche Angaben finden, verweisen sie fast ausschliesslich auf die oben genannten Zeitschriften und das Schweizerische Idiotikon. Dass trotz solcher Beschränkung eine sorgfältig zusammengestellte Materialsammlung ein unentbehrliches Hilfsmittel für die wissenschaftliche Forschung werden kann, zeigt u. a. Wuttke-Meyers 'Volksaberglaube', in welchem Werk ja auch davon abgesehen ist, für jeden einzelnen Punkt die Quellenbelege zu geben. Ähnlich wie bei Wuttke werden die Hauptquellenwerke am Anfang des Buches aufgezählt, nur dass dies hier nicht in Form einer einfachen Bibliographie, sondern im Rahmen einer zusammenhängenden Geschichte des Betriebes der Volkskunde in der Schweiz geschieht (S. 2—20).

Der erste Teil (Marksteine im Leben des Menschen) ist zum grössten Teil von einem Schüler des Verfassers, Dr. Hanns Bächtold, ausgearbeitet worden, von dem eine vergleichend-historische Untersuchung über Verlobung und Hochzeit mit besonderer Berücksichtigung der Schweiz zu erwarten ist. Im zweiten Teil (Nichtkalendare Volksfeste und Volksbräuche) seien aus der Fülle des Stoffes als besonders charakteristische Äusserungen des schweizerischen Volkslebens hervorgehoben die Knabenschaften (S. 57f.), Narrengesellschaften (S. 61), Gassengerichte (S. 66) und die Älplergebräuche (S. 67f.). Der dritte Teil schliesst sich an den Kalender und die Jahreszeiten an, besonders reich ist hier das über volkstümliche Umzüge zusammengestellte Material (S. 127f. 138. 151f. 155). Ein Stellenverzeichnis bildet den Schluss. Die Einleitung enthält ausser der erwähnten kurzen

Geschichte der schweizerischen Volkskunde eine Aufzählung der Gegenstände, mit denen sich die Volkskunde beschäftigt, und die eigenartige, vielleicht nicht unanfechtbare Begriffsbestimmung: 'Die Volkskunde ist die Wissenschaft von denjenigen Lebensäusserungen des Volkes, die entweder auf ältere Kulturstufen zurückweisen oder für eine bestimmte Gegend charakteristisch sind' (S. 1).

Das Buch ist der schweizerischen Lehrerschaft gewidmet und wird bei seinem gediegenen Inhalt, handlichem Äusseren und billigen Preis von ihr ohne Zweifel dankbar aufgenommen und zur Vertiefung des Unterrichts wie zur Hilfe bei eigener volkskundlicher Arbeit gern benutzt werden. Doch geht seine Bedeutung über diese engeren Grenzen hinaus, und da es sich ja zum grossen Teile mit Äusserungen deutschen Volksgeistes im weiteren Sinne beschäftigt, wird es sich bald als wertvolles Hilfsmittel auf dem weiten Gebiete der deutschen Volkskunde einen Platz schaffen.

Berlin-Pankow.

Fritz Boehm.

Arthur Haberlandt. Beiträge zur bretonischen Volkskunde. Erläuterungen zur bretonischen Sammlung des k. k. Museums für österr. Volkskunde in Wien. Mit 8 Textabbildungen und 8 Tafeln. Wien 1912. 40 S. 5 Kr.

Diese kleine, als Ergänzungsheft VIII zu Bd. 18 der Zs. f. österr. Volkskunde erschienene Abhandlung gibt uns willkommenen Bericht über den Kulturbesitz einer noch in ziemlicher Abgeschiedenheit lebenden Landbevölkerung. Neben vielen allgemeinen Erscheinungen findet sich auch manches Besondere. Dazu zählt z. B. die auf S. 8 und 9 und in Fig. 1 wiedergegebene Anordnung der Möbel in der Bauernstube. Von Interesse ist die eigentümliche Art des in Fig. 2 dargestellten Kastenbettes, eine Erinnerung an die im friesischen und niedersächsischen Stammgebiet übliche Bettbutze, ferner der klotzige Esstisch Fig. 3 mit seinen Vertiefungen zum Einsetzen der Speisenäpfe. Ebenso wie das Bett mag auch der Tisch aus den Lebensgewohnheiten einer seefahrenden Bevölkerung entstanden sein. Das Kapitel von den bedeutungsvollen Stäben wird auf S. 30 um ein bisher wohl kaum bekanntes Stück bereichert, einen Gedächtnisstab, der dem Bürgermeister nach der Wahl überreicht wurde. Der Stab trägt als Knopf das Porträt des Gewählten mit Angabe des Namens und der Zahl der auf ihn vereinigten Stimmen. Ausserdem sind rings herum die Bilder der Gemeinderatsmitglieder in Relief mit gleichen Angaben geschnitten, Taf. VII Fig. 2. Über das geistige Wesen der Bretonen gibt Verfasser nur einige Andeutungen. Näheres über bretonische Volksüberlieferungen geistiger Art ist bei Paul Sébillot, *Le folklore de France*, zu finden. Interesse wird aber die von Haberlandt in Fig. 8 gegebene Darstellung eines neolithischen Menhirs erwecken, welcher durch Steinmetzarbeit und Malerei in eine christliche Andachtssäule verwandelt ist, ferner die Gestalt des heiligen Yvo, an welche sich eine eigenartige sympathetische Magie knüpft, S. 34.

Berlin.

Karl Brunner.

Notizen.

Chants populaires de la Grande-Lande et des régions voisines recueillis par Felix Arnaudin, tome 1. Musique, texte patois et traduction française, 5 phototypies. Paris, H. Champion [1912]. LXXXVI, 521 S. 8 Fr. — Seit 35 Jahren hat Arnaudin, der schon 1887 französische Märchen aus der Grande-Lande herausgab, sich bemüht, die Volkslieder dieser an der Südwestküste Frankreichs gelegenen Landschaft so vollständig als möglich zusammenzubringen, wo wie anderwärts die Sangeslust des Volkes abgenommen hat und trotz des gestiegenen Wohlstandes vielfach Unzufriedenheit und Verslossenheit an die Stelle offener Heiterkeit getreten ist. Der vorliegende erste Band enthält die Kinderlieder, Reigen, Zählgeschichten, scherzhaften und satirischen Stücke und macht durch die Sorgfalt, mit der die phonetische Schreibung der Mundart und die Melodien behandelt sind und die Sänger und Sängerinnen verzeichnet werden, von vornherein einen günstigen Eindruck. Vorzügliche Photographien veranschaulichen uns die Blasinstrumente, nach deren Klang vielfach getanzt wird, die Spinnstuben, in denen nach alter Weise ohne Rad der Faden vom Wocken abgesponnen wird, das Jäten, das Mähen des Heidekrauts und das Einsammeln des Harzes. Unter den Texten, denen eine Übertragung in die Schriftsprache beigegeben ist, begegnen manche Seitenstücke zu deutschen Liedern, wie S. 8–11, 28 zu 'Schlaf, Kindchen, schlaf', S. 215 'Wollt ihr wissen, wie der Bauer' (Böhme, Kinderlied 1897 S. 496; De Cock-Teirlinck, Kinderspel in Zuidnederland 2, 189; auch in Dänemark und Schweden verbreitet), S. 333. 338 Lügenlieder, S. 345. 350. 361 Vogelhochzeit (oben 12, 167). Bemerkenswert sind ferner S. 377. 380 Spott auf verschiedene Handwerke, S. 204. 207. 289 die heiratslustige Tochter, S. 322 die Aussteuer, S. 260–276 der kleine Ehemann, S. 166 der Fuchs, S. 170 der Esel, S. 365 der Wolf. Eine eigentümliche Art von Zählliedern, die an unser Kinderlied 'Zehn kleine Negerlein' erinnern, sind die auf S. 59–134 zusammengestellten Reigenlieder mit der Neunzahl (chansons de neuf). Wir freuen uns auf die weiteren Bände. [J. B.]

A. Blankenfeld, Monte Carlo, Land und Leute, Spiel und Spieler. Berlin, W. Pormetter o. J. [1913]. 439 S. 3 Mk. — Das im Unterhaltungston geschriebene Buch bringt im 24. Kapitel (S. 209–215) volkscundlich wertvolle Einzelheiten über den unter den Spielern verbreiteten Aberglauben. Die Zahl 13 gilt z. B. einerseits, wie allgemein, als unheilvoll, wird aber andererseits als Amulett geschätzt und deshalb auf Medaillons angebracht. Unter den weiblichen und männlichen 'Glücksbringern' (Mascotten) werden verkrüppelte Personen besonders hoch geschätzt und sogar bezahlt. Bekanntlich gilt der Angang eines Krüppels auch sonst im Volksglauben als glückverheissend, z. B. in Paris (Rev. des trad. pop. 27, 129 nr. 42). [F. B.]

A. de Calonne Beaufaict, Etudes Bakango (Notes de Sociologie Coloniale). Liège, M. Thone 1912. 152 S. — Wie schon der Untertitel erkennen lässt, handelt es sich nicht um eine erschöpfende ethnographische Darstellung; vielmehr will der Verf. einige besonders kennzeichnende Seiten des Eingeborenlebens soziologisch, d. h. auf ihre Entstehungsgründe und Entwicklungsmöglichkeiten hin, untersuchen. Für diesen Zweck boten in der Tat die Bakango, ein am Uélé (Oberlauf des Ubangi, Kongostaat) lebender, fast völlig auf Fischerei angewiesener Stamm, geeignetes Material; besonders interessant ist der dieser Beschäftigung gewidmete Teil (S. 53f.). Das verschwenderisch ausgestattete Buch ist E. Waxweiler, einem Hauptvertreter der Soziologie, gewidmet, aus dessen Feder das angehängte Nachwort stammt. [F. B.]

E. Cosquin, La légende du pape de Sainte Élisabeth de Portugal et les nouveaux documents orientaux. Paris. 47 S. (Revue des questions historiques 92. 1912). — C. behandelt mit gewohnter Sorgfalt von neuem die mindestens bis ins 3. christliche Jahrhundert zurückreichenden buddhistischen Vorstufen von Schillers 'Gang nach dem Eisenhammer', in denen ausser der Sendung zum Feuerofen auch die Vertauschung des Uriasbriefes und ein bei der Geburt des Helden ausgesprochenes Orakel erscheinen, und untersucht ihr Verhältnis zu den mohammedanischen und europäischen Fassungen. Auch der

oben 16, 278 mitgeteilten Vorarlberger Erzählung vom Kalkofen wird Beachtung geschenkt. [J. B.]

Austin de Croze, *La chanson populaire de l'île de Corse*. Paris, H. Champion 1911. XV, 188 S. kl. 8°. — Für ein grösseres Publikum skizziert der Vf., welcher Korsika während seiner Militärzeit kennen und lieben gelernt hat, den Charakter, die Geschichte, den Aberglauben und die dichterische Begabung der Bevölkerung, um dann die einzelnen Gattungen der Volksdichtung von den historischen und politischen, Wiegen-, Liebes- und Hochzeitsgesängen bis zu den Arbeits-, Weihnachtsliedern und den berühmten Totenklagen (*lamenti* und *voceri*) zu schildern und durch ausgewählte Beispiele zu kennzeichnen. So führt ein Lied der Krieger Sampieros († 1567) und eine Klage über den Untergang der spanischen Galeeren, die Karl V. zum Entsatz des belagerten Bonifaccio sandte, uns bis ins 16. Jahrhundert zurück. Das sizilianische Schifferlied 'O pescator dell' onda' (S. 108) ist durch Brassiers Übertragung 'Das Schiff streicht durch die Wellen' auch bei uns bekannt. Anerkennung verdient, dass der Vf. allen Texten die Melodie beigelegt und durch Vergleichung anderer primitiver Musik auf deren Eigenart aufmerksam gemacht hat. Nützlich ist die Bibliographie auf S. 177–185. [J. B.]

A. Dieterich, *Mutter Erde*. Ein Versuch über Volksreligion. Zweite Auflage. Leipzig und Berlin, B. G. Teubner 1913. VI, 138 S. geh. 3,60 Mk. geb. 4 Mk. — Das schöne Buch, das bei seinem Erscheinen oben (16, 465f.) ausführlich gewürdigt wurde, ist von Richard Wünsch in pietätvoller Weise neu herausgegeben worden. Der Text ist unverändert geblieben, im Anhang hat W. mit Benutzung von hinterlassenen Notizen Dieterichs und an D. gerichteter Zuschriften alles Erreichbare und Erwähnenswerte zusammengestellt, was seit 1905 zu dem Thema 'Mutter Erde' gedruckt und geschrieben worden ist, sowie zahlreiche eigene Beiträge geliefert. Wenn es D. auch, abgesehen von den Anfangs- und Schlusskapiteln, vermieden hat, nichtantike Entsprechungen beizubringen, so ist das neu hinzugekommene Vergleichsmaterial dieser Art doch sehr zu begrüssen. Zu S. 98 (Kinder zur Heilung von Krankheiten auf die Erde gelegt) wäre noch zu verweisen auf Ferraro, *Archivio per le trad. pop.* 11, 78 (Brauch aus Sassari in Sardinien). Über Mutter-Erde-Anschauungen handelt auch E. Maass, *Neue Jahrb.* 14, 547. Wünsch hat sich mit dieser Neuherausgabe um das Andenken des für unsere Wissenschaft allzufrüh Dahingegangenen ein neues Verdienst erworben. [F. B.]

A. Haas, *Pommersche Sagen*, gesammelt und herausgegeben. Mit Abbildungen. Berlin-Friedenau, H. Eichblatt. [1912] XV, 182 S. 2,50 Mk. (Eichblatts Deutscher Sagenschatz 1). — Recht verheissungsvoll führt sich durch diesen Band ein neues Unternehmen des Eichblattschen Verlages ein, das die charakteristischen Volksagen der sämtlichen deutschen Landschaften sammeln will. Da seit dem Erscheinen des auch für diesen Zweig der Volkskunde bahnbrechenden Werkes der Brüder Grimm (1816–18) viele Sagensammler, von J. W. Wolf, Stöber, A. Kuhn, Müllenhoff, Zingerle an bis auf die letzten Jahre, sich bemühten, sowohl die Literatur der vergangenen Jahrhunderte als die lebende Volksüberlieferung nach dieser Richtung hin auszuschöpfen, so lag die Versuchung nahe, sich auf eine Auswahl aus den vorhandenen Sagenbüchern zu beschränken, wie solche Anthologien mehrfach in neuerer Zeit als Jugendliteratur erschienen. Haas, der durch verschiedene tüchtige Arbeiten bewährte Sagenforscher, hat diesen bequemen Weg verschmäht und liefert in dem zierlichen, mit vortrefflichen Abbildungen von Örtlichkeiten und Denkmälern ausgestatteten Bande eine selbständige Leistung, welche zumeist neues, wertvolles Material enthält und die Wiederholung bekannter Stücke nach Möglichkeit vermeidet. Besondere Anerkennung verdienen auch die angehängten Nachweise von Parallelen. Die 290 Nummern sind in 19 Gruppen gegliedert und führen von den Gespenstern, Kobolden, Zwergen, Wassergeistern, dem Nachtjäger, den Riesen zu den Glocken, vergrabenen Schätzen, Tieren, Pflanzen, historischen Personen und Örtlichkeiten. Können auch einzelne Stücke wie der Swantewitkult in Schmantevitz (nr. 100), der Vogel Greif in Greifswald (114), die aus Grimms KHM. 38 und 2 herstammenden Geschichten von Frau Fuchsen und ihren Freiern (196) und von Katze und Maus (197) ihre literarische Abkunft nicht ganz verleugnen, so treten diese doch gegen die Fülle echter Sagengestalten und Züge ganz zurück. Wie hübsch sind die Tierstimmendeutungen, wie spannend die Abenteuer mit Wölfen, die

für den dummen Teufel unlösbaren Aufgaben erzählt! Im Hechtkopfe findet der nachdenkliche Rügener die Marterwerkzeuge Christi (206), oft wird das geheimnisvolle 6. und 7. Buch Mose angeführt, es fehlen nicht die gierigen Mönche vom Kloster Grabow (205), die vornehmen Verbrecher mit der eisernen Kette um den Hals (289—290. Vgl. oben 16, 195), der Traum vom Schatz auf der Brücke (178. Vgl. oben S. 187 und 19, 294), das Mordkreuz (242 und noch manche andre anziehende Erzählung. [J. B.]

Heimatbilder aus Oberfranken. Volkskundliche Vierteljahrsschrift. Herausgeber: F. Frhr. v. Guttenberg, F. Kolb und F. Wachter. 1. Jahrgang, Heft 1. München und Berlin, R. Oldenbourg. Preis des Jahrgangs 6 Mk. — Die neue Zeitschrift ist, wie das Geleitwort besagt, zunächst für die Hand des Lehrers bestimmt, um den heimatkundlichen Unterricht zu beleben. Das an gleicher Stelle aufgestellte Arbeitsprogramm führt neben eigentlicher Volkskunde auch Vorgeschichte, Geschichte und Naturkunde Oberfrankens auf, so dass der Untertitel etwas weit gefasst erscheint. Unter den geschichtlichen Beiträgen des Heftes sei genannt die ergötliche Schilderung des 'Ebermannstadter Bierkrieges' von F. Wachter. In dem Aufsätze 'Steinkreuze und Kreuzsteine' gibt Frhr. v. Guttenberg einen kurzen Überblick über den Stand der im 22. Jahrgange dieser Zeitschrift von Naegele ausführlich behandelten Frage. Leider wird N.s Aufsatz, der die zurzeit reichhaltigste Darstellung bietet, nicht aufgeführt. [F. B.]

M. Höfler, Organotherapie bei Gallo-Kelten und Germanen. S.-A. aus Janus, Archives intern. pour l'hist. de la médecine, réd. p. A. W. Nieuwenhuis et E. C. van Leersum, 17 (1912) Leyden, E. J. Brill. 58 S. — Der Aufsatz bringt Ergänzungen zu des Verf. Werk 'Die volksmedizinische Organotherapie' 1908 (s. oben 18, 341). Für eine grosse Anzahl von Tieren (71) wird der Nachweis versucht, dass sie bei Kelten und Germanen als Totems oder als Seelentiere eine bedeutende Rolle gespielt haben, die sich u. a. in der späteren Volksmedizin erkennen lasse. Bei der Schwierigkeit — besser Unmöglichkeit —, die auch H. selbst hervorhebt (S. 27), in den antiken Nachrichten, besonders des Marcellus, griechisch-römische und gallische Bestandteile zu scheiden, wird in vielen Fällen ein endgültiges Urteil unmöglich sein. Jedenfalls bietet die Abhandlung reiches Material für weitere Forschungen. — Ders. *ΦΘΟΙΣ*. S.-A. aus dem Archiv f. Religionswissenschaft 15 (1912). Leipzig, B. G. Teubner. 4 S. — H. erklärt das antike Opfergebäck *φθοῖς* als ein Abbild des menschlichen Herzens, das unserem Krapfen (s. oben 17, 65) entspreche. Dass die *φθ.* hohl war und dann mit Füllung versehen wurde, scheint mir übrigens aus den Worten des Athenaeus XIV 647 D nicht hervorzugehen. — Ders. Der Frauen-Dreißiger. S.-A. aus der Zs. f. österr. Volkskunde 18 (1912) Wien. 29 S. — Unter dem Frauen-Dreißiger versteht man den Zeitraum von 30 Tagen, der zwischen Mariae Himmelfahrt (15. August; ursprünglich = M. Tod) und Mariae Geburt (8. September) einschliesslich der Oktave liegt. Die während dieser Zeit in Süddeutschland gesammelten Kräuter, die für besonders heilkräftig und unheilabwehrend gelten, bildeten ursprünglich nur eine Beigabe des aus einem Ernteopfer hervorgegangenen, auch heute noch gebräuchlichen 'Sangen', der aus Ähren, Früchten, Beeren u. dgl. besteht. Germanisch-heidnische, christliche und antike Bestandteile liegen in diesem Brauch eng beieinander, der Einfluss der Antike, vermittelt durch die Benediktiner und die Meierhöfe Karls d. Gr., ist besonders stark. So weist H. für eine grosse Zahl der in dem 'Sangen' gebräuchlichen Kräuter nach, dass sie bereits im Altertum als Kranzblumen verwendet wurden. Weniger bewiesen scheinen mir die von H. angenommenen Vertretungen antiker Kranzblumen durch ähnliche deutsche Pflanzen, Enzian für Aloë, Rainfarn für Artemisia u. a. Sehr richtig tritt H. der dilettantischen Auffassung entgegen, die in jeder Frauen- oder Marienblume Beziehungen auf germanische Göttinnen sieht (S. 11). Die Schrift von Söhns (s. o. S. 102) bietet auch hierfür ein warnendes Beispiel. [F. B.]

L. von Hörmann, Genuss- und Reizmittel in den Ostalpen. Eine volkskundliche Skizze (Zeitschrift des Deutschen und Österreichischen Alpenvereins, Band 43, 78—100). Wien 1912. — Der durch seine früheren Arbeiten über das Tiroler Volksleben (s. oben 19, 465) bekannte Gelehrte gibt hier eine Probe einer grösseren Untersuchung über die 'Nahrungs- und Genussmittel in den Ostalpen', die hoffentlich nicht mehr lange auf sich warten lässt. Der gedrungene, aber auf reichhaltigem Quellenmaterial beruhende und mit

geschichtlichen Überblicken ausgestattete Aufsatz behandelt Wein, Bier, Most, Met, Brantwein, Kaffee, Tabak, Kaupech und Arsenik. Auf die wirtschaftlichen und sittlichen Missstände, die sich aus dem übertriebenen Gebrauch einiger dieser Genuss- und Reizmittel ergeben, wird mit grossem Ernst hingewiesen. Zu S. 97 darf ich vielleicht als Ergänzung anführen, dass mir im vergangenen Sommer ein oberbayrischer Holzknecht eine in Stücke zerschnittene Virginiazigarre als besonders delikaten 'Tschick' pries. Freunde der Alpenwelt, die nicht Hochtouristen sind, würden gewiss derartige volkskundliche Beiträge in den Veröffentlichungen des D. & Oe. A.-V. gern noch öfter sehen. [F B.]

G. Jungbauer, Zur Volksliedfrage (Germanisch-Romanische Monatsschrift 5, 65 bis 80). — Der Aufsatz unterrichtet vortrefflich über die Ansichten von 'Pommers Schule' wonach man als echte Volkslieder lediglich solche Lieder ansehen darf, die im Volke entstanden und völlig volksgemäss sind. Der Vf. unterscheidet 1. Volkslieder, 2. Kunstlieder im Volksmunde, 3. Kunstlieder. Da aber, wie er selbst betont, die Grenzen zwischen diesen drei Gattungen fliessend sind, so scheinen mir Pommer und seine Anhänger von der Gefolgschaft John Meiers gar nicht so weit entfernt zu sein, und ich möchte, obwohl selbst mehr der Auffassung Meiers zuneigend, in dieser Frage einer Art Vermittlungsphilologie das Wort reden. [H. Michel.]

A. Kassel, Sprüchle (Schnaderhüpfeln) im elsässischen Volksmund. Strassburg, Heitz & Mündel 1912. 61 S. — August Stöber, der Altmeister elsässischer Volkskunde, wollte den elsässischen vier- oder sechszeiligen Liedchen die Bezeichnung Schnaderhüpfeln nicht zuerkennen, obwohl sie, wie Kassel in der vorliegenden Sammlung folgerichtiger urteilt, nach Form und Inhalt durchaus zu der Gattung Schnaderhüpfeln gehören. Wesentlich ist zwar, unter welchem Namen sie dem elsässischen Landmann geläufig sind; bei diesem heissen sie Sprüchle, Versle, G'setzle, Schnörkle, Liedle. Aber schliesslich tut ja der Name zur Sache selbst wenig und auch bei den Alpenvölkern tragen die in der wissenschaftlichen Welt als Vierzeiler bekannten Liedchen mehrere Bezeichnungen. Immerhin ist die Benennung 'Schnaderhüpfeln' neben der hochdeutschen 'Vierzeiler' die allgemein verständliche, volkstümliche Bezeichnung. Eine Abart des Sprüchels ist das 'Draufliedchen', ein Vierzeiler, der in der Regel nach einem gemeinsam gesungenen Volksliede von einem der Sänger 'drauf' gesetzt wird. Aus den einleitenden Bemerkungen Kassels wird das Wesen des Sprüchels und des Draufliedchens ohne weiteres klar. Sie sind meist mundartlich, namentlich die leicht geschürzten. Dass viele einen grobsinnlichen, sogar unflätigen Inhalt in offener und versteckter Form haben, braucht bei einem urwüchsigen Bauernvolke nicht wunder zu nehmen. Kassel hat sie, weit entfernt von Zimperlichkeit, dennoch nur bis zu einem gewissen Grade berücksichtigt. Im ganzen bietet er etwa 190 Sprüche aus allen Gegenden des Elsass; die meisten sind noch unveröffentlicht. Sie sind nach inneren Gesichtspunkten angeordnet und im einzelnen erläutert. Sehr erfreulich ist auch die Beifügung von Melodien, im ganzen 35. Die sehr verdienstvolle Arbeit Kassels ist wohl geeignet, andere Freunde elsässischer Volksliedforschung zu ähnlichen Sammlungen anzuregen. Am besten freilich wäre es wohl, wenn Kassel selbst auf irgendeine Weise in den Stand gesetzt würde, die dankbare Aufgabe erschöpfend zu behandeln. [A. Wrede.]

Albrecht Keller, Die Handwerker im Volkshumor. Leipzig, W. Heims 1912. VII, 187 S. geh. 3 Mk. geb. 4 Mk. — Der Vf. des hübschen Buches über die Schwaben in der Geschichte des Volkshumors, das wir oben 17, 463 unsern Lesern vorstellten, hat sich hier an ein verwandtes Thema gemacht, den Handwerkerspott, der neben den Orts- und Stammesneckereien einen so breiten Raum in der Volksdichtung einnimmt. Sein Werkchen ist munter geschrieben, aber zugleich sehr inhaltreich und, wie die ausgiebigen Anmerkungen auf S. 165–180 erweisen, gut fundiert. Vom Mittelalter an zeigt er, was das Volk am Handwerk zu verspotten und zu tadeln findet, wie es die Arbeitsgeräusche ausdeutet, was Predigt, Schwank, Lied und Sprichwort vermeldet und wie die ehrsamten Zunftgenossen ihre Geschichte und ihren Ruhm festhalten. Die besonderen Sündenböcke sind der Müller, der Weber, der Schneider, die bald als diebisch, bald als hungrig und furchtsam oder prahlerisch und winzig geschildert werden. Angehängt ist ein gutes Register. [J. B.]

J. C. Klarmann und K. Spiegel, Sagen und Skizzen aus dem Steigerwald, gesammelt und hsg. Würzburg, S. Perschmann 1912. XVI, 292 S. geh. 2,50 Mk. geb. 3,20 Mk. — Die aus der lebenden Überlieferung und Büchern geschöpfte Sammlung ist nach den Ortschaften von Ober-, Mittel- und Unterfranken angeordnet; ein Sachregister gewährt jedoch einen Überblick über die Motive, z. B. Drache, Erlöser in der Wiege, Hehe oder Hoimann, Kreuzstein, Steintragen, Überfahrt von Geistern; ferner S. 279 der Alte = letzte Garbe, 272 Christophelesgebet, 271 Eisenberta, 12 Luther, 25. 226 Müllerstochter und Räuber, 168 Schmiedstochter beschlagen, 125. 218 die Sonne bringt es an den Tag (vgl. Grimm, KHM. nr. 115). Verdienstlich sind die Literaturnachweise; in einigen Fällen (S. 40 z. B.) haben sich die Herausgeber sogar bemüht, aus Gerichtsakten und Zeitungen die historische Grundlage einer Mordsage festzustellen. [J. B.]

Rudolf Kleinpaul, Die Ortsnamen im Deutschen. Ihre Entwicklung und ihre Herkunft. Sammlung Göschens Nr. 573. Berlin und Leipzig 1912. 126 S. kl. 8°. Geb. 0,80 Mk. — Der Verf. steht nicht wie Förstemann, der „die deutschen Ortsnamen gepachtet hat, auf dem alten Standpunkte der deutschen Gelehrten, die keinem weltbeherrschenden Volke angehören“, er will auch nicht wie Egli eine Kompilation ohne originellen Gedanken liefern; sondern für ihn „bedarf es eines weltumspannenden Systems, das die Vollständigkeit mit sich bringt, und eines bis in die Vorgeschichte reichenden Blickes, der alles übersieht. Dann lösen sich die Rätsel der deutschen Ortsnamen zugleich mit denen der ausserdeutschen“ (S. 56). Bei dem Umfange seines Büchleins kann er aber seinen Blick nicht allzu sehr in die Ferne schweifen lassen, sondern richtet ihn zumeist auf die Ortsnamen der deutschredenden Länder, obwohl „wir tagtäglich Ortsnamen aus aller Herren Länder“ (so S. 7!) hören und lesen. Das System, nach dem er die Namen einteilt, ist ganz zweckmässig, und er übermittelt seinen Lesern in lebhafter, wenn auch nicht immer geschmackvoller und feiner Vortragsweise eine Menge von Erklärungen, die teils richtig, teils falsch sind. Zu letzteren rechne ich die Zusammenstellung von engl. *town* (= gall. *dunum*) mit tsch. *tein* in *Teinkirche* (zu Prag) und mit *Taunus*, der nach dem *Zaun* des Limes benannt sein soll (S. 31f.); oder die Deutung von *Hamburg* als *Heimbürg*, wozu *ham* in engl. Ortsnamen gesellt wird (S. 27. 38), die wir denn doch besser zu fries. *ham*, *hammes* „ein durch Gräben eingefriedigtes Stück Land“ stellen. An. *vé* bedeutet so wenig „Haus“ wie gr. *δορυ* (S. 37) oder an. *bý* (S. 38), sondern das erste hat die Grundbedeutung „Heiligtum“ und die beiden andern „Wohnstätte“. -*leben* in *Memleben* u. dgl. soll Orte bedeuten, wo man lebt (S. 39), während es Hinterlassenschaften bezeichnet. S. 45 wird man belehrt: „Ein dritter Begriff [für „Hafen“], der schon in *Bajae* und *Bayobol* vorkommt, ist *Bai*, er ist vom Gähnen und Maulaufsperrn, frz. *bayer*, *bäiller*, it. *badare* hergenommen. Der Hafen von *Portsmouth* hält gleichsam Maulaffen feil, wie ein *Badaud*“. Da nehme ich denn doch lieber noch *Bai* für baskisch! S. 55 wird *Erfurt* aus *Gerfurt*, später *Herfurt* (= *Herford*, engl. *Hereford*) abgeleitet: „Der Kehllaut schwand wie in *Genzian*: *Enzian*, *Gans*: *Anser*, *Käma*: *Amor* usw.“ Aus *Erphurd* „konstruierte“ man den Nom. *Erp* und den Gen *Erpes*, was nach den Belegen für *Erpesford* spätestens im 8. Jahrh. geschehen sein müsste. Neben solchen Offenbarungen macht man von der Erklärung des „seltsamen Rudimentes“ in *Amberg* aus in an dem Berg (S. 61) nicht viel Aufhebens (*Ammenberg* im 11. Jahrh.) und nimmt auch *Bamberg* als „die Stadt der Goldenen Baba, der wohlthätigen Naturgöttin, der grossen slawischen Mutter“ usw. (S. 102) geduldig hin, obgleich *Babinberg* auf einen *Babo* führt. Die Namen auf -*ingen*, -*ungen* zeugen natürlich für Ansiedlungen von Familien, für kleine Patriarchalstaaten (S. 33. 107). Doch statt mehr zu tadeln, will ich lieber loben, dass der Verf. ein Namenregister angefügt hat. [Max Roediger.]

O. Knoop, Dämonensagen. Ein Beitrag zur Sagengeschichte der Provinz Posen. Wissenschaftliche Beilage zum Osterprogramm 1912 des Kgl. Gymnasiums in Rogasen. 15 S. 4°. — Schon mehrfach hat unser um die Sagenkunde der Provinz Posen hochverdienter Mitarbeiter in Rogasener Schulprogrammen Auslesen aus seinem reichen Material veröffentlicht (Geld- und Schatzsagen 1909, s. oben 18, 348; Posener Märchen 1909). Die vorliegende Sammlung bringt in 39 Nummern zumeist aus mündlicher Quelle Ortsagen, in denen dämonische Wesen eine Rolle spielen, so Teufel, Świecznik, Zmora,

besonders aber der Skrzat, der im Walde haust und Jägern und Holzfällern allerlei Schabernack spielt. Das Heft bildet eine wertvolle Ergänzung zu Knoops soeben erschienenen 'Sagen der Provinz Posen' (Berlin-Friedenau, H. Eichblatt 1913), über die noch ausführlicher berichtet werden wird. [F. B.]

E. Nordenskiöld, Indianerleben. Mit 162 Abbildungen und einer Karte. Leipzig, Albert Bonnier 1912. VIII, 343 S. geh. 7 Mk., geb. 8,50 Mk. — In ausserordentlich fesselnder Form schildert der Sohn des grossen Polarforschers hier seine Fahrten und Erlebnisse unter einigen Indianerstämmen des Gran Chaco in den Jahren 1908—1909. Da er und seine weissen Begleiter mit den Indianern in engsten Verkehr traten und an ihren Festen, Tänzen u. dgl. wie ihresgleichen teilnahmen, ist es ihm gelungen, reiches Material zu sammeln. Als für die Volkskunde besonders interessant und zu Vergleichen anregend seien seine Ausführungen über die Kinderspiele der Indianer am Rio Pilcomayo (S. 63f.; u. a. ist das Knüpfen von Fadenfiguren wie bei uns ein beliebter Zeitvertreib), deren religiöse Vorstellungen (S. 103f.) und die Zeichensprache der Taubstummten (S. 315f.) hervorgehoben. Verhältnismässig reich ist die Ausbeute an Sagen und Märchen, bei denen in einigen Fällen fremde Einflüsse erkennbar sind, wie bei dem Märchen vom Wettlauf der Zecke und des Strausses (S. 292). Die deutsche Übersetzung von Carl Auerbach liest sich glatt, eine Fülle vorzüglicher Abbildungen begleiten den Text. So wird das bisweilen sehr humorvoll geschriebene und von einer rührenden Liebe für die Indianer erfüllte Werk auch von Fernerstehenden gern gelesen werden. [F. B.]

Heinrich Ploss, Das Kind in Brauch und Sitte der Völker, völkerkundliche Studien. 3. gänzlich umgearbeitete und stark vermehrte Auflage, hsg. von B[arbara] Renz. 1.—2. Bd. Leipzig, Th. Grieben 1911—1912. IV, 608. 927 S. 8°. 30 Mk., geb. 34 Mk. — Der grosse Erfolg, den das von M. und P. Bartels bis zur 10. Auflage fortgeführte Plosssche Werk über das Weib in der Natur- und Völkerkunde errungen hat, war seinem älteren Buche über das Kind nicht beschieden, zumal da mehrere Partien aus diesem in jenes herübergenommen wurden. Gleichwohl verdient das mutige Unternehmen von Frä. Dr. Renz, durch Ausnutzung der ethnographischen Forschungen der letzten drei Jahrzehnte und eine erweiterte Disposition das Buch auf den neuesten Standpunkt der Wissenschaft zu bringen und so eine völkerkundliche Ergänzung zur psychologisch-pädagogischen Literatur zu liefern, alle Anerkennung. Mit grossem Fleiss hat die Bearbeiterin Belege zu jedem Kapitel gesammelt und wo möglich jedesmal einen Überblick über die Reihe der Notizen vorangeschickt, wenngleich manche Gebiete nur gestreift werden konnten und manche Kapitel eines weiteren Ausbaues harren. Wieviel erfahren wir hier, um nur einige den Lesern unserer Zeitschrift naheliegende Stoffe zu nennen, über den allgemeinen Wunsch nach Nachkommenschaft, über die Gebräuche bei der Geburt, die dabei beobachteten Vorzeichen und Horoskope, die Massregeln, die man zum Schutze wider schädigende Dämonen, wider die Vertauschung des Kindes mit einem unterirdischen Wechselbalge, wider den bösen Blick ergreift, über die noch vielfach als Dokumente eines Ehebruchs der Mutter angesehenen Zwillinge (s. oben 19, 469 über Nyrops Buch), das Männerkindbett, die Kindespflege, das Wiegen! Reichhaltig sind ferner die Mitteilungen über die an die christliche Taufe anschliessenden Bräuche und die parallele Wasseranwendung bei asiatischen, afrikanischen und polynesischen Stämmen, Aberglauben, Beseignungen, Totenklagen, die Sage vom kinderbringenden Storch, die Kinderlieder, Spiele, Spielzeuge, Feste, die Dämonenfurcht als Zuchtmittel, endlich über Kinderarbeit, Unterricht, Götterkult, Rechtsverhältnisse des legitimen und illegitimen Kindes usw. Die deutschen Verhältnisse werden im Gegensatz zu manchen ethnographischen Werken ähnlicher Tendenz gut berücksichtigt, wenn man auch natürlich hie und da Versehen (wie 2, 1 Fischer statt Fischart oder 2, 898 Rochholz, Baslerische Kinder- und Volksreime statt Brenner) und Lücken (z. B. fehlt Sartoris Sitte und Brauch oder über das Frautragen 1, 7 unsere Zs. 9, 154. 13, 430) aufzeigen könnte. Dagegen sind die Niederlande, Dänemark und Skandinavien so gut wie gar nicht bedacht. Für die 500 Illustrationen, bei denen freilich der Zusammenhang mit dem Texte bisweilen ziemlich locker ist, sind die ethnographischen Museen zu Berlin, Leipzig, München und die Berliner Sammlung für deutsche Volkskunde ausgenutzt worden. Ausser dem 33 Seiten einnehmenden Quellenverzeichnis ist ein alphabetisches Völkerverzeichnis beigegeben. [J. B.]

L. Riess, *Historik. Ein Organon historischen Denkens und Forschens*. 1. Band. Berlin u. Leipzig, Göschen 1912. XII, 392 S., geh. 7,50 Mk., geb. 9,50 Mk. — Über den Anlass, dem sein Buch die Entstehung verdankt, bemerkt der Verf. (S. 98f.): „Der Historiker bedarf. ., um seinen Gegenstand zu erklären und verständlich zu machen, eines über das Allgemeinbewusstsein hinausgehenden Besitzes an Begriffen und Anschauungen von der tatsächlichen Wirksamkeit der Triebkräfte und Energien des Lebens, eines Vorrats klarer Vorstellungen weitverbreiteter menschlicher Bestrebungen und einer Beispielsammlung von Prototypen, über die das Urteil nicht mehr schwankend sein kann.“ Freilich „könnte es scheinen, dass es ausser der langsam reifenden Lebenserfahrung kein Mittel gibt, um dem jungen Historiker diesen für das Gedeihen seiner Arbeiten so wichtigen Erwerb zu erleichtern; wie denn auch von Ranke das Wort stammt, dass der Historiker alt werden müsse, ehe er seines Amtes befriedigend walten könne. Wir wollen aber den Versuch wagen, in einer ausgewählten Übersicht historischer Erscheinungen dem jungen Forscher Material darzubieten, Anregungen zu geben, die gerade diese Seite seiner Ausbildung fördern sollen.“ Man braucht die Hoffnung des Verf. auf einen Erfolg dieses Versuches nicht zu teilen und wird ihm doch dankbar sein können für die Fülle von Beispielen, die er aus einer erstaunlich umfangreichen Lektüre heraushebt. Der erste Band enthält die ersten drei Bücher. 1. Buch: Das Prinzip der Geschichtswissenschaft (gegen die Definition des Verf. von der ‘geschichtlichen Betrachtung’ erhebt der Rez. im Lit. Zentralbl. 1913 Nr. 3 schwerwiegende und, wie mir scheint, sehr begründete Bedenken). 2. Buch: Typen individuellen Lebens in der historischen Wirklichkeit. 3. Buch: Die freien Vereinigungen der Menschen. Da der vorliegende 1. Band nicht viel für den besonderen Interessenkreis der Leser dieser Zeitschrift bietet, mussten wir uns mit einer kurzen Hindeutung auf seinen reichen Inhalt begnügen, vielleicht bietet der 2. Band, der ‘von organisierten Gemeinwesen und von Summationen als Produkten des historischen Prozesses’ (S. 99) handeln soll, zu einer eingehenderen Besprechung Gelegenheit. [W. Pfeifer.]

P. Schlosser, *Der Sagenkreis der Poßtela*. Ein Blick ins Bachernreich. Mit drei Abbildungen nach Originalzeichnungen des Verfassers. Marburg a. d. Drau, Wilhelm Heinz 1912. 76 S. 1,50 Kr. — Die Poßtela (slawisierte Form für die auch heute noch übliche deutsche Bezeichnung ‘Burgstelle, Burgstall’) ist ein La-Tène-Ringwall in dem südwestlich von Marburg gelegenen Bacherngebirge, innerhalb dessen durch Ausgrabungen im Jahre 1911, die mit Unterstützung des Marburger Museumsvereins und des Johanneums in Graz vorgenommen wurden, eine vorgeschichtliche Wohn- und eine Tempelstätte aufgedeckt wurden. Mit grosser Liebe sammelt der Verf. alle auf dieses Fleckchen Erde bezüglichen Volkssagen, wobei er den Begriff der Sage ziemlich weit fasst und auch allerlei halb wahre geschichtliche Erinnerungen des Volkes an die Türkenzeit u. a. beibringt. Einen besonders grossen Raum nehmen die Schatzsagen ein, die sich an die verfallene Zisterne des Ringwalles knüpfen. Wenn man auch den weitgehenden Folgerungen des Verf. nicht immer folgen können, bietet das Schriftchen doch ein Beispiel hingebender Kleinforschung und warmer Heimatsliebe. [F. B.]

E. Schulz, *Die englischen Schwankbücher bis herab zu ‘Dobsons Drie Bobs’ (1607)*. (Palaestra Heft 117.) Berlin, Mayer & Müller 1912. XI, 296 S. 6,50 Mk. — Nach einem kurzen Überblick über die abendländischen, nicht englischen Schwankbücher bespricht der Verf. die englische Schwankliteratur bis zum Jahre 1525 und gibt eine Bibliographie der englischen Schwankbücher. Dann werden die sogenannten losen englischen Sammlungen gewürdigt und die Schwankbiographien (wie Salomon und Markolf, The parson of Kalenborowe, Howleglas, Merie tales of Skelton, Jests of Scogin, Historie of Frier Rush) als blosse Übersetzungen oder als original-englische Schöpfungen realistischen oder übernatürlichen Inhalts besprochen. Nach einer kurzen Erwähnung der novellistischen Schwanksammlungen folgt im 2. Teil der Arbeit eine eingehende Besprechung von Dobsons drie bobs nach der Entstehung, dem Stil und den Quellen. Ein Textabdruck von Dobsons drie bobs bildet den dritten und letzten Teil des Buches, dessen erste vier Kapitel als Berliner Dissertation erschienen. Das Werk ist ein wertvoller Beitrag für eine umfassendere Darstellung der englischen Schwankliteratur. [O. Kobbe.]

Aus den

Sitzungs-Protokollen des Vereins für Volkskunde.

Freitag, den 24. Januar 1913. Der Vorsitzende, Hr. Geh. Reg.-Rat Prof. Dr. Roediger, erstattete den Bericht über das Vereinsjahr 1912, aus dem das Folgende entnommen sei: „Die Zahl der Mitglieder betrug im vergangenen Jahre 209. Wir haben einige Abgänge zu beklagen, die jedoch durch neue Eintritte wett gemacht werden dürften. Auf erheblichen Zuwachs können wir uns, wie es scheint, keine Hoffnung machen. So wollen wir denn zufrieden sein, dass teils durch die im Jahre 1910 vom Vorstand ergriffenen Massnahmen, teils durch gütig gewährte Unterstützungen die Einnahmen und Ausgaben ins Gleichgewicht gebracht worden sind. Dem Herrn Minister der geistlichen und Unterrichts-Angelegenheiten verdanken wir wiederum eine Beihilfe von 600 Mk., und die Freigebigkeit eines stillen Gönners hat uns die Kosten der Lichtbildervorträge abgenommen und will das auch fernerhin tun. Wir sind dafür um so dankbarer, als wir uns einem erhöhten Zuschuss zu den Bedürfnissen des Verbandes der volkskundlichen Vereine kaum werden entziehen können, wir müssten denn, wie der Verein für sächsische Volkskunde, aus dem Verbande ausscheiden. Aber gerade jetzt belebt er die wichtige volkskundliche Bibliographie von neuem und ist gegründete Aussicht vorhanden, dass er mit reichlicher Unterstützung durch den preussischen Staat, dem hoffentlich die Provinzen und die übrigen deutschen Staaten folgen werden, mit der lange ersehnten und hartnäckig umworbenen Sammlung der Volkslieder des Deutschen Reiches nach Wort und Weise werde beginnen können (vgl. die Mitteilungen des Verbandes Nr. 17, S. 24f.). Auch die Sammlung der Zauber- und Segenformeln durch den Verband kommt in Gang (ebenda S. 25); da empfiehlt es sich kaum, ihn im Stiche zu lassen, obwohl ich durch erhöhte Abgaben eine neue Störung unserer Finanzen besorge.“ Der Schatzmeister Hr. Treichel verlas sodann den Bericht über den Kassenstand und wurde mit Dank für seine Mühewaltung entlastet. Die nun vorgenommene Wahl des Vorstandes und Ausschusses ergab Wiederwahl der bisherigen Mitglieder.

Hr. Franz Treichel sprach unter Vorführung zahlreicher Lichtbilder über eine Rundreise durch Schweden, während Frau Geheimrat Roediger ihn durch glänzend auf dem Flügel gespielte schwedische Volkslieder und Tänze ergänzte. Der Redner schilderte, wie er auf zwei Reisen Kopenhagen, Mölle, Lund, Wisby, Stockholm und Dalarne besucht, wie er auf dem Götakanal und den grossen Seen nach Göteborg gelangte, die Trollhättan-Fälle bewunderte und überall in Museen und im Lande nordisches Volkstum in einzelnen charakteristischen Zügen beobachtete. Hr. Prof. Dr. Lehmann-Nitsche aus La Plata legte sodann ein von ihm verfasstes Werk über argentinische Volksrätsel vor (Adivinanzas Rioplatenses, Buenos Aires 1911). Erst Robert Petsch hat den Unterschied zwischen eigentlichen und uneigentlichen Rätseln betont. Auf dieser Grundlage hat Lehmann-Nitsche die argentinischen Volksrätsel in fünf Gruppen eingeteilt, indem er vom Bau des Rätsels, nicht von der Lösung ausgeht. Diese Einteilung der Rätsel

auf Grund ihrer Konstruktion, ihrer Psychologie ist vielleicht geeignet in das Wirrsal auch der deutschen Rätselsammlungen Ordnung zu bringen. Die argentinischen Volksrätsel können zum Teil als eigene Erzeugnisse der Indianer betrachtet werden, aber erst nachdem sie durch die europäische Kultur dazu befähigt worden waren.

Freitag, den 28. Februar 1913. Vorsitz Geh. Rat Prof. Roediger. Hr. Geh. Medizinalrat Prof. Dr. Posner sprach über volkstümliche Mittel in der modernen Medizin. Der Vortrag wird in dieser Zeitschrift im Wortlaut veröffentlicht werden. Hr. Sökeland bemerkte noch, dass er Wunderwasser von Lourdes in einem Berliner Laden als Volksheilmittel vorgefunden habe. Der Unterzeichnete legte dann einen dem Welfenmuseum in Hannover gehörigen Zaubersapparat aus Clausthal im Harz vor. Er besteht aus einer Augenbinde, mehreren Pergament- und Papierstreifen, bedeckt mit Beschwörungen der bösen Geister und vielerlei mystischen Zeichnungen. Einige Stücke sind mit Schnalle, Knöpfen und Knopflöchern versehen, was auf ihre Bestimmung zum Umlegen um Körperteile hinzuweisen scheint. Leider ist keine Nachricht über den Gebrauch der einzelnen Teile des Zaubersapparates erhalten. Ausserdem gehört dazu ein skapulierartiges Pergamentgehänge, ein aus dicker Pappe gearbeiteter Ring mit Glas- und Spiegelseinlagen sowie zwei aus hölzernen Siegelkapseln gefertigte runde Schachteln mit Glaseinlagen und fein gezeichneten mystischen Darstellungen auf Papier. Schliesslich lag dem Apparat bei eine sorgfältig gefertigte Abschrift des bekannten Buches 'Fausti Höllenzwang' und ein Blatt mit allerhand z. T. griechischen und semitischen Schriftzeichen. Nach Massgabe des Schriftcharakters ist der Apparat etwa in das 18. Jahrh. zu setzen, obwohl einzelne Stücke etwas älter sein könnten. Eine ausführlichere Veröffentlichung darüber wird in dem Jahrbuche des Hannoverschen Provinzialmuseums erscheinen. Hr. Dr. Fritz Boehm wies im Anschlusse an die Vorlage auf die anscheinend vorhandene Ähnlichkeit antiker Zaubergebräuche hin, bei welchen die Augenbinde, Spiegel und Bänder eine grosse Rolle spielen. Er vermutet, dass die Kapseln in Verbindung zu bringen sein möchten mit dem Ringe aus Pappe, welcher Spiegelseinlagen hat. Er erinnerte ferner an einen in den Hess. Blättern f. Volkskunde Bd. 3, 154f. von R. Wünsch veröffentlichten Zauberspiegel aus dem Odenwalde.

Freitag, den 28. März 1913. Der Vorsitzende, Geh. Rat Roediger, wies auf eine neu erschienene Sagensammlung der Prov. Posen von O. Knoop mit empfehlenden Worten hin. Darauf sprach Frau Prof. Helene Dible unter Vorlage einer grösseren Anzahl illustrierter Werke aus der Lipperheideschen Kostümbibliothek über Versuche zur Einführung einer deutschen Nationaltracht. Bereits Martin Opitz, Thomasius und andere haben französische Modenarrheit bei den Deutschen bekämpft, Winckelmann wies gegenüber dem Pathos des Rokoko auf die einfache klassische Linie hin, und Justus Möser klagte in seinen 'patriotischen Phantasien' über die Verwälschung der Tracht. Auch Künstler wie Chodowiecki nahmen an diesen Bestrebungen teil. Im Auslande tat damals Schweden unter Gustav III. (1771—1792) den ersten Schritt zur Einführung einer nationalen Tracht. Auch in Russland regte es sich. Im Jahre 1786 erschien in Deutschland ein Aufruf eines Ungenannten zur Schaffung einer deutschen Nationaltracht. Aber diese und andere Vorschläge fanden wenig Beifall und verliefen im Sande. Während diese bisherigen Versuche sich besonders an das gebildete Publikum gewendet hatten, trat um 1790 der Arzt Dr. Faust in Bückeburg mit solchen Vorschlägen mitten in das Volk. Das Zeitalter der Befreiungskriege gab dann diesen Bestrebungen neues Leben; Ernst Moritz Arndt u. a. geisselten die damalige Männertracht und machten

Vorschläge für eine deutsche unverwälschte Tracht. Die Begeisterung für diese nationale Idee ging sogar soweit, dass Frauen strenge Kleiderordnungen, wie im Mittelalter, empfahlen. Bei der ersten Erinnerungsfeier der Leipziger Schlacht 1814 kamen solche Vorschläge schon teilweise zur Ausführung, weiterhin gelegentlich des Wiener Kongresses. Aber auch Widerspruch und Spott wurden ihnen vielfach entgegengesetzt, und nach 1815 sahen die Behörden solche Bestrebungen als verdächtig demokratisch an. Damals stolzierten Studenten und Turner herausfordernd in altdeutscher Tracht einher, mindestens aber in der von L. Jahn vorgeschlagenen Turnertracht. Kotzebues Ermordung gab 1819 das Signal zu behördlichem Eingriff und zu einem Verbot der beliebten langen Haare und deutschen Röcke. Als 1843 Laube seine Pläne für eine deutsche Nationaltracht brachte, da hatte sich der 'deutsche Rock' schon stark verändert und wirkte etwas salopp. Noch einmal, 1871, wurde ein Anlauf zur Einführung einer deutschen Tracht genommen; das Ergebnis war die sog. Gretchentracht. Ein Überblick über alle diese Versuche zur Einführung einer deutschen Nationaltracht zeigt, dass die Psychologie der Mode nicht erkannt wurde und dass in Deutschland noch nicht die Ausdruckskultur erreicht worden ist, durch welche die französische Mode sich auszeichnet.

In der anschliessenden Besprechung verlas Hr. Brucker einen Brief von Wilhelm Grimm aus dem Jahre 1814, der sich mit einem im Vortrage auch erwähnten Vorschlage zu einer deutschen Nationaltracht von Becker befasst. Die Herren Mielke, Minden und Roediger erinnerten an den kleinen Krieg, der sich in der Mitte des vorigen Jahrhunderts in Berlin um die Krinolinen und Hüte ('der letzte Versuch') entspann, ferner an die Invasion der bayrischen Juppe u. a. Hr. Rektor Monke berichtete nach Carlyles Geschichte Friedrichs d. Gr., dass der grosse König bereits im Kampfe gegen französische Mode stand und zur Abschreckung die Scharfrichter sich französisch kleiden liess. Hr. Röher betonte den Einfluss der Persönlichkeit bei der Modeschaffung, ohne jedoch auch das Gewicht der Volksstimmung unterschätzen zu wollen.

Dann sprach Hr. Lehramtskandidat Theodor Traub über norwegische Märchen. Der Redner zeigte, wie die gemeinsamen Motive bei vielen Völkern verschiedenartig ausgestaltet werden, und nahm Veranlassung zur besseren Veranschaulichung einzelner Märchen auf Lebensweise und volkstümliche Bauart bei der norwegischen Landbevölkerung näher einzugehen. Die vorgetragenen Märchen behandelten den Stoff von den drei Brüdern, von denen der eine gering geschätzte und als Aschenbrödel bezeichnete durch unerwartete Kaltblütigkeit, Mut und List die von seinen Brüdern nicht erreichten Ziele überraschenderweise erringt und aus der Knechtschaft zu allerhöchstem Glanz emporsteigt. Eine grosse Rolle spielen im norwegischen Märchen die Trolle, deren Charakter aus Leichtgläubigkeit oder Dummheit und Grausamkeit seltsam gemischt erscheint. Die Trolle hausen in den Bergen unterirdisch verborgen und scheinen ein Überrest alter Volksreligion zu sein, die sich vor dem Glockenton christlicher Kirchen scheu zurückzieht. Humoristisch wirkt die Koboldgestalt des Nöck, der in einem Strudel haust und gern heraufkommt, um Geige spielen zu lehren, wenn er mit Fleisch beschenkt wird.

Berlin.

Karl Brunner.

Bücher zur Besprechung in der Zeitschrift wolle man an die Verlagsbuchhandlung Behrend & Co., Berlin W. 9, Linkstr. 23/4, senden.

Beitrittserklärungen zum Verein nehmen der 1. und 2. Vorsitzende Geh. Regierungsrat Prof. Dr. Max Roediger, Berlin W. 62, Bayreutherstr. 43, und Prof. Dr. Johannes Bolte, SO. 26, Elisabethufer 37, sowie der Schatzmeister Rittergutsbesitzer Franz Treichel, W. 30, Landshuterstr. 22, entgegen.

Die nächsten Hefte werden u. a. bringen: A. Andrae, Hausinschriften aus Nord- und Mitteldeutschland; H. Bächtold, Moderner Hexen- und Zauberglaube; H. Berkusky, Zur Symbolik der Farben (Schluss); F. Boehm, Volkskundliches aus der Humanistenliteratur des 16. und 17. Jahrhunderts; J. Bolte, Bilderbogen des 16. bis 17. Jahrhunderts (Forts.); H. Carstens, Volksglauben aus Schleswig-Holstein (Forts.); A. Gebhardt, Das Windsheimer Martinslied; S. Graf, Hianzische Märchen; H. Heuft, Westfälische Hausinschriften (Forts.); B. Ilg, Maltesische Legenden (Forts.); B. Kahle, Volkskundliche Nachträge (Forts.); B. Kohlbach, Feuer und Licht in der jüdischen Volkskunde; R. Lehmann-Nitsche, Südamerikanische Volksrätsel; E. Lemke, Volkstümliches aus Sardinien; O. Menghin, Tiroler Hochzeits- und Primizgebräuche; C. Müller, Nachbarreime aus Obersachsen; C. Posner, Volkstümliche Mittel in der modernen Medizin; R. Riegler, Spechtnamen; M. Roediger, Friedrich der Grosse in Sage, Märchen und Volkslied; G. Röheim, Igelsagen; P. Schullerus, Glaube und Brauch bei Tod und Begräbnis der Romänen im Harbachtal (Schluss); O. Schütte, Braunschweiger Sagen; A. Webinger, Volkslieder aus Oberösterreich: zusammenhängende Berichte über deutsche und slawische Volkskunde.

Zeitschriftenschau.

- Bayerischer Heimatschutz (früher: Volkskunst und Volkskunde), hsg. von H. Bucher 11, 1—4. München, Seyfried & Co. 1913.
- Das deutsche Volkslied, Zeitschrift für seine Kenntnis und Pflege, unter der Leitung von Dr. J. Pommer, H. Frauengruber und K. Kronfuss, hsg. von dem Deutschen Volksgesang-Vereine in Wien 15, 3—5. Wien, A. Hölder 1913.
- Heimatsbilder aus Oberfranken. Volkskundliche Vierteljahrsschrift, hsg. von F. Frhrn. v. Guttenberg, F. Kolb und F. Wachter, 1, 1—2. München und Berlin, R. Oldenbourg 1913.
- Hessische Chronik, Monatsschrift für Familien- und Ortsgeschichte in Hessen und Hessen-Nassau, hsg. von H. Bräuning-Octavio und W. Diehl 2, 1—4. Darmstadt, Wittich 1913.
- Korrespondenzblatt des Vereins für niederdeutsche Sprachforschung, red. von C. Walther 33, 6. Norden, Soltau 1913.
- Korrespondenzblatt des Vereins für siebenbürgische Landeskunde, red. von A. Schullerus 36, 3—4. Hermannstadt, W. Krafft 1913.
- Mitteilungen der anthropologischen Gesellschaft in Wien 43, 1—4. Wien, A. Hölder 1913.
- Mitteilungen der schlesischen Gesellschaft für Volkskunde, hsg. von Th. Siebs 15, 1. Breslau, M. Woywod 1913.
- Mitteilungen des Vereins für sächsische Volkskunde, hsg. von E. Mogk und H. Stumme. 15. Jahresbericht. Dresden, Hansa 1912.
- Nachrichten von der königl. Gesellschaft der Wissenschaften zu Göttingen, philol.-histor. Klasse 1912, 3—4. — Geschäftliche Mitteilungen 1912, 2. Berlin, Weidmann.
- Unser Egerland, Monatsschrift für Volks- und Heimatskunde, hsg. von A. John 17, 3—5. Eger 1913.
- Zeitschrift für Argentinische Volkskunde, hsg. vom Deutschen Lehrerverein Buenos Aires durch E. L. Schmidt 2, 4. Buenos Aires, Herpig (Berlin, Voigt) 1913.
- Zeitschrift für deutsche Mundarten, hsg. von O. Heilig und Ph. Lenz 1913, 2. Berlin, Allg. deutscher Sprachverein.
- Zeitschrift für Ethnologie 44, 6. Berlin, Behrend & Co. 1912.
- Zeitschrift für österreichische Volkskunde, hsg. von M. Haberlandt 19, 1—2. Wien, A. Hölder 1913.
- Zeitschrift für deutsche Philologie, hsg. von H. Gering und Fr. Kauffmann 44, 4. Stuttgart, Kohlhammer 1912.
- Zeitschrift des Vereins für rheinische und westfälische Volkskunde, hsg. von K. Prümer, P. Sartori, O. Schell und K. Wehrhan 10, 1. Elberfeld, Martini & Grüttefen 1913.

- Český lid, sborník věnovaný studiu lidu českého, red. Č. Zíbrt 22, 7. Prag, F. Šimáček 1913.
- Ethnographia, a magyar néprajzi társaság értesítője. szerk. Munkácsi B. & Sebestyén G. 24, 1. Budapest 1913.
- Etnografičnij sbirnik widaje etnografična komisija naukowogo towaristwa imeni Sewčenka 33. Lwow (Lemberg) 1912.
- Fornvännen, meddelanden från k. vitterhets historie och antikvitets akademien, red. af E. Ekhoff 1913. 1 2. Stockholm, Wahlström & Widstrand.
- Journal of american folk-lore 98 (Bd. 25). Lancaster, Pa. & New York 1912.
- Revista Lusitana, arquivo de estudos philologicos e ethnologicos relativos a Portugal, dir. por J. Leite de Vasconcellos, 15, 3-4. Lisboa, A. M. Teixeira 1912.
- Revue d'Ethnographie et de Sociologie publ. p M. A. van Gennep 1913, 1-2. Paris. E. Leroux.
- Revue des traditions populaires, recueil mensuel de mythologie, littérature orale, ethnographie traditionnelle et art populaire, red. Paul Sébillot 28, 3. Paris, E. Lechevalier, E. Leroux et E. Guilmoto 1913.
- Smithsonian Report on the progress and condition of the U. S. National Museum for 1911. (Nr. 2121-25. 2131-32) Washington 1912.
- Volkskunde, Tijdschrift voor nederlandse Folklore, onder Redactie van A. de Cock, 24, 1-4. Gent, Hoste 1913.
- Wallonia, archives wallones (dir. O. Colson) 21, 2-4. Liège 1913
- Zbornik za narodni život i običaje južnih slavena, urednik D. Boranić 17, 2. Agram 1912.

Verlag von Behrend & Co. in Berlin.

Die altgermanische Tierornamentik.

Typologische Studie über germanische Metallgegenstände aus dem
IV. bis IX. Jahrhundert

von

Dr. Bernhard Salin.

Aus dem schwedischen Manuskript übersetzt

von **J. Mestorf.**

Ein Band 4°, etwa 400 Seiten, mit über 1000 Textabbildungen.

Preis 30 Mark.

Ein ausführlicher Prospekt steht auf Verlangen kostenfrei zur
Verfügung.

Diesem Hefte liegt ein Prospekt bei von der **Literarischen Anstalt Rütten & Loening**, Frankfurt a. M. über „Die Sagen der Juden zur Bibel. Gesammelt und bearbeitet von **Micha Josef bin Gorion.**“